

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Ernest Bornemann, Wolfgang Bittner, Rodolfo Caltofen, Gisela Elsner, Bernd Eberle, Ludwig Fels, Agnes Christ-Fiala, Anneliese Giesen, Peter H. Grassau, Ulli Harth, Erhardt Jöst, A. Echeverri Mejia, Christian Schaffernicht, Hermann Spix, Eckart Spoo

Manfred Naumann: Das Dilemma der „Rezeptionsästhetik“

Gerd Mattenklott: Erbkrankheiten linker Germanistik

Hans-Georg Pott: Kafkas Schloß

Mario Angelo und Marlis Gerhardt – Johannes Mario Simmel

Dieter Arendt: Eulenspiegel

André Müller: Der Irrtum Hacks

Gerd Deumlich: Falsche Dimension oder richtige Perspektiven

James Aldridge (England), Clas Engström (Schweden),

Günter Görlich (DDR), Ernesto de Melo e Castro (Portugal):

Schriftstellererfahrungen

Literatur im Gespräch: Mit E. A. Rauter und F. X. Kroetz

CHANCEN DER LITERATUR

Lieber Martin Walser,

zum **30.** – für uns alle reichlich unglaublich –
wollen wir als Gratulanten im Kreis der Freunde
mit dabei sein, wir vom „kürbiskern“ mit herz-
lichem Dank an den Geburtshelfer und Autor,
und wir Münchner Kollegen, die es mit Deinem
„Arbeitsprogramm“ aus 1/72 halten:

☛ Voller Tendenz zeigen sich, wenn du sie
aufschreibst, deine Erfahrungen. Auf-
merksam geworden, machst du neue
Erfahrungen, die du aufschreibst. Als
dein Leser entdeckst du deine
Tendenz zum Sozialismus. ☛

In diesem Sinn auf viele weitere Erfahrungen
und tendenziöse Texte, streitlustige Debatten und
solidarische Verbundenheit!

März 1977

Klaus Rongitshay Ina Simon Peter H. W.
Oskar Neumann Gerd Ruge
Elvira Hopmann-Gedwahn Michael
G. Schellens
Klaus Moos Martin Bräcker
F. P. W.
Josef Schlipfstein Günter Herburger
Hannes Stütz August Kühn

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

ZU DIESEM HEFT	3
<i>Gisela Elsner</i> : Liebstöckel	6
<i>Franz Josef Degenhardt</i> : Ballade vom verlorenen Sohn	14
<i>Bernd Eberle</i> : Was mich in der Stadt hält / Die kaputten Männer / Ein neuer Mensch	17
<i>Ludwig Fels</i> : Freiheit / Herr Bürgermeister	19
<i>A. Echeverri Mejia</i> : Juan Berghem	21
<i>Rodolfo Caltosen</i> : Azulejow / Pedro I.	24
<i>Peter Paul Zahl</i> : Interview mit dem Staatsschutz	30
<i>Peter H. Grassau</i> : Zwei Seiten einer Münze	32
<i>Eckart Spoo</i> : Eine unordentliche Geschichte	36
<i>Ulli Harth</i> : Spracheinbrüche	40
<i>Wolfgang Bittner</i> : Geschichtswissen	40
<i>Anneliese Giesen</i> : Schiebung!	40
<i>Ernest Bornemann</i> : Autobiographisches zur Geschichte des Films und Fernsehens	41
<i>Manfred Naumann</i> : Das Dilemma der „Rezeptionsästhetik“	50
<i>Gerd Mattenklott</i> : Erbkrankheiten	63
<i>Hermann Spix</i> : Maulkorb gefällig?	71
<i>Agnes Christ-Fiala</i> : Schwierigkeiten beim Lesen russischer Literatur	76
<i>Christian Schaffernicht</i> : Ein Literaturseminar des DGB	79
<i>Hans-Georg Pott</i> : Kafkas Schloß	83
<i>Mario Angelo</i> : Aus Gesprächen mit Johannes Mario Simmel	96
<i>Marlis Gerhardt</i> : Stoff für Träume	100
<i>Dieter Arendt</i> : Eulenspiegel – Sprachwitz und Widerstand	108
Literatur im Gespräch	117
<i>André Müller</i> : Der Irrtum Hacks	125
<i>Erhardt Jöst</i> : Ein unbekanntes Neidhardt-Gedicht	128
<i>Gerd Deumlich</i> : Eine falsche Dimension oder richtige Perspektiven	134
<i>James Aldridge</i> : In Isolierung arbeiten	144
Autoren in Schweden – Clas Engström / Benkt Erik Hedin	152
<i>Günter Görlich</i> : 15 % Produktionssteigerung und immer noch zu wenig Bücher	157
<i>Ernesto de Melo e Castro</i> : Wer bist Du, portugiesischer Schriftsteller?	162
ANMERKUNGEN	176

CHANCEN DER LITERATUR – wirkt das nicht wie der fromme Wunsch nach dem Schönen, das man sich – angesichts gravierender sozialökonomischer Probleme eigentlich gar nicht leisten könne? Oder wie die naive Vorstellung, von Literatur könne man unmittelbare Resultate erwarten gegen Krise und Krisenursachen? Wir würden uns daran gewöhnen müssen, „daß Außergewöhnliches notwendig werden kann“, erklärte Bundeskanzler Helmut Schmidt in seiner Neujahrsrede. „Die Zeiten vor der Ölkrise 73 kehren nicht wieder.“

Vor ein paar Jahren konnte man's anders hören: *Sicher in die 70er Jahre*. In einer Publikation des Jahres 1965, mit dem Titel „Deutschland 1975 – Analysen, Prognosen, Perspektiven“ und einem Vorwort von Willy Brandt, heißt es: „Der klassische Konjunkturzyklus mit seinen großen Schwankungen im Sozialprodukt existiert nicht mehr.“ 1975 würden „große finanzielle Mittel“ zur Verfügung stehen, „um die Gemeinschaftsaufgaben zu bewältigen“. Eine umfassende Energiepolitik, „Raumordnungspolitik“, „antizyklische Fiskalpolitik“, „eine sinnvolle Wirtschaftspolitik“ und „vorausschauende Strukturpolitik“ sollten wachsende Stabilität gewährleisten. „Der politische Konsens“ werde „mit gleichmäßiger Verteilung des Sozialprodukts zunehmen“, und eine moderne Sozialpolitik ermögliche es, „den jungen Bürgern unsres Landes gleiche Startchancen zu geben“.

Offensichtlich rechnen die selbsternannten Propheten mit der Vergeßlichkeit des Volkes. Um die arbeitenden Menschen mit ihren Sorgen und Problemen von einer Wirklichkeit abzulenken, die die Fehlprognosen von damals ebenso ad absurdum führt wie das Krisenmanagement für morgen, weichen sie auf Manöver aus: Sie forcieren Vorurteile und Lügen über die sozialistischen Länder und übertreffen sich gegenseitig in Kampagnen der Heuchelei. Bei aller Verhetzung der eigenen Bevölkerung greifen die Ablenkungsversuche doch nicht so tief, daß man darüber die neuen Belastungen verdrängt: Die jüngsten Angriffe auf das gesetzlich fixierte Niveau der Sozialleistungen, auf Renten, Krankenversicherungswesen, Arbeitslosenunterstützung sind auch von einem weiteren Abbau der Kultur begleitet. Wirtschaftliche, soziale und kulturelle Bestrebungen von Bürgern, das vorhandene Lebensniveau zu verteidigen – um schon gar nicht von weitergehenden Forderungen der arbeitenden Menschen zu sprechen – stoßen auf erbitterten Widerstand der wirtschaftlichen und politischen Machthaber.

Der Kurzlebigkeit allgemeiner Prognosen entspricht auch eine widerspruchsvolle Kulturpolitik. Der in Worten praktizierte Respekt der Konservativen vor den „Werten der Tradition“ wird abgelegt, wenn es um die Absicherung der Konzern- und Kapitalmacht geht. Bayerns ranghöchster Orgelspieler und Kultusminister Hans Maier steht Helmut Schmidts Täuschung der Rentner in nichts nach: Vor zwei Jahren ließ er harmlose Pläne sozialdemokratischer Bildungspolitik als kulturelles Banaisentum verdammen; jetzt versucht er selbst, den Abbau musischer Fächer an Schulen durchzusetzen.

Doch die Skala der demokratischen Kräfte, die sich für Kultur als eine notwendige Sache des individuellen und gesellschaftlichen Lebens einsetzen und mit neuen Chancen der Literatur rechnen, ist breit. Dafür sprechen auch die vom P.E.N.-Zentrum und dem VS angekündigten WOCHEN DER LITERATUR, die im Frühjahr dieses Jahres veranstaltet werden. Bemerkenswert ist der Tagungsort des Schriftstellerkongresses im Mai 1977: In Dortmund soll die Begegnung zwischen Schriftstellern und den arbeitenden Menschen unseres Landes in den Vordergrund gestellt werden.

Die Aussagen und kritischen Beiträge zu Fragen der Rezeption von Literatur – von der wissenschaftlichen Problematik, dem Unterricht in Schulen und Hochschulen bis zu gewerkschaftlichen Literaturseminaren – begreifen Literatur nicht als Luxusgegenstand. Auch die Aufmerksamkeit für ganz unterschiedliche Autoren und ihre literarische Bewältigung von Konflikten – in diesem Heft von Franz Kafka bis zu Johannes Mario Simmel – ist Ausdruck einer Haltung, die in Literatur keine Kulisse oder Dekoration des Alltags sieht. Gemeinsam ist all diesen Versuchen und

Bestrebungen, in der Praxis der Schreibenden wie der Lesenden und miteinander Redenden, das Bedürfnis nach Erkenntnis und Unterhaltung.

Offensichtlich spielt dieses Bedürfnis in der Zeit der Krisen und wachsender Widersprüche eine entscheidende Rolle für eine Literatur, die Menschen für ihr Leben brauchen. Das stellt aber auch an Autoren hohe moralische, ästhetische und politische Anforderungen.

Das ist einer der Gründe, weshalb die herrschende Klasse und ihre klügsten Vertreter sich in die ideologische Auseinandersetzung um Demokratie, Freiheit und Sozialismus so zielstrebig einschalten. Schließlich gibt es gegenwärtig keinen Autor von Rang und Namen, der das Lob des Kapitalismus singt. Kultur und Geist stehen links. Da die offene Rechtsentwicklung hierzulande unter den Schriftstellern wenig Anklang gefunden hat – wie das noch unter dem Eindruck der Krise der 20er Jahre der Fall war – treten nun Versuche in den Vordergrund, mit linken Phrasen die demokratische und sozialistische Bewegung zu spalten. Die Hauptwaffe dafür ist der Antikommunismus, der alte Methoden mit neuen Formen der Teile- und Herrscherstrategie verbindet. „Der Antikommunismus ist in der Bundesrepublik so heftig und hektisch geworden, daß man über Vernunft kaum noch vernünftig reden kann.“ (Hans Werner Henze im Gespräch mit dem *Sonntag*)

Dieser Antikommunismus hat inzwischen Ausmaße einer internationalen Kampagne angenommen, deren bundesrepublikanische Variante in dem Beitrag von Gerd Deumlich aufgezeigt wird. Das strategische Hauptziel ist die Störung der Entspannung bis zu Formen des Kalten Krieges. Das auf den Sozialismus gerichtete Dauerfeuer soll die Erkenntnis von Konfliktlösungen in den sozialistischen Ländern verhindern und hier die sozialistische Alternative blockieren, soll die demokratische Bewegung und ihren sozialistischen Kern spalten, unter anderem auch durch Nationalismus in „linker“ Verpackung und mit Etikettierungen wie „Eurokommunismus“ usw.

Die zentrale Rolle zur Umsetzung dieser Strategie haben die Massenmedien übernommen: „Das ist ein einziger Chor, ein einziges Orchester“, meinte dazu Lenin, bei einer der ersten Kampagnen im Jahre 1921. Und er ergänzte: „Allerdings pflegt es bei diesen Orchestern keinen Dirigenten zu geben, der das Musikstück nach dem Notenblatt dirigiert. Dort dirigiert das internationale Kapital mit einer Methode, die weniger auffällig ist als der Dirigentenstab.“

1977 ist der Klangkörper dieses Orchesters um all die seit 1921 gemachten technischen Fortschritte der Medien verstärkt und vervielfältigt worden. Es koordiniert weltweite Propagandazüge um halb wahre oder zusammengelogene Ereignisse in den sozialistischen Ländern, mit Hilfe von Enttäuschten und Getäuschten, Renegaten und Überläufern, Kranken und Größenwahnsinnigen, Gaunern und Kriminellen, um dann einem wenig informierten Publikum die Frage aufzudrängen: *Was ist im Ostblock los? (Der Spiegel)*

Führende Strategen des Imperialismus machen ja auch aus ihrer Absicht kein Hehl, den Sozialismus doch noch von innen her aufzusprengen. Zbigniew Brzezinski – inzwischen Sicherheitsberater der US-Regierung – hatte schon Mitte der 60er Jahre die große Linie angegeben: „Ideologische Aushöhlung ist folglich die entscheidende Ursache politischen Wandels in den kommunistischen Gesellschaften. Obwohl er auch von der wirtschaftlichen Entwicklung mit abhängt, bezieht er seine Antriebskraft her aus der Enttäuschung und Demoralisierung des Volkes.“

Über die praktische Anwendung dieser Linie konnte man in *Foreign Affairs*, einem offiziellen Organ des US-State-Department, nachlesen („Zu einer westlichen Philosophie der Koexistenz“, Oktober 1973): „Die effektive Kombination von privatem und durch Gruppen ausgelösten Druck mit einer formalen Regierungsposition der Nichteinmischung in sowjetische innere Angelegenheiten können langanhaltende Vorteile gegenüber einer offen ausgesprochenen und frontalen Regierungsherausforderung haben.“ Den Ring dürfen auch wieder alte Kämpfer betreten, die schon in den 50er Jahren den ideologischen Kalten Krieg angeheizt hatten, wie etwa Leo

Labedz im CIA-nahen *Encounter* (Juni 1973): „Wenn der Westen seine kulturellen Werte nicht verteidigt, wenn er es nicht schafft, in der Frage der kulturellen Freiheit im allgemeinen festzubleiben, wird er nicht nur die Chance einer allmählichen Evolution der kommunistischen Regimes wegwerfen, sondern auch ernsthaft die Chance dieser Werte im Westen gefährden.“ Schließlich fehlt in dieser Runde auch nicht der militärisch-industrielle Komplex, vertreten durch den Präsidenten von Boeing, einem der größten Rüstungskonzerne des Westens. Im März 1976 forderte er eine neue Hochrüstungswelle vor erlauchtem Publikum der Harvard University und des Massachusetts Institute of Technology, natürlich unter Berufung auf die „sowjetische Bedrohung“. In dieser Rede wurde auch die CIA-Lüge in Umlauf gebracht, die UdSSR bereite ihre Zivilbevölkerung auf einen Atomkrieg vor.

Offenkundig gehört es zur Strategie, im Gegenzug zu Helsinki, den Kalten Krieg zu restaurieren. Ein Leo Labedz ist freilich nur Nebenfigur, die allerdings in manchem an die frühen 50er Jahre erinnert, als Schriftsteller und Literatur in dem vom CIA getragenen *Kongreß für die Freiheit der Kultur* mißbraucht worden sind. Ein Ergebnis jener zielstrebigsten Provokation der literarischen Intelligenz war gesellschaftliche Isolierung (die „Heimatlosen“, „Freischwebenden“, die „Nestbeschmutzer“ etc.), war die geistige Sterilität der Mac Carthy-Periode, der Provinzialismus des Denkens, über den in diesem Heft James Aldridge, am Beispiel England, spricht. Es herrschte die Demagogie von *Freiheit und Democracy*. Der Literatur wurden Chancen der Entfaltung und Verbreitung genommen.

Literarische Entwicklungen hängen eng mit den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bedingungen zusammen, unter denen Schriftsteller arbeiten, Bücher gemacht, gelesen und verwertet werden. Wie wenig sich eine nationale Literatur entfaltet, wenn sie sich internationalen Erfahrungen verschließt, haben in diesem Jahrhundert vor allem die zwölf Jahre Hitlerfaschismus bewiesen. Auch die Folgen der einseitigen Öffnung in der Periode des Kalten Krieges schrecken.

In unserem Land machen sich erneut Kräfte breit, die einer offenen Auseinandersetzung mit den kulturellen und politischen Vorgängen in Ost und West ausweichen. Die Rehabilitierung des Nationalismus und Faschismus vollzieht sich fast selbstverständlich. Im fünften Jahr der Berufsverbote sind Denunziantentum und Boykott wieder an der Tagesordnung, auch in „liberalen“ Feuilletons, an Bühnen, in Verlagen, in Funkhäusern.

In einer Reihe von Beiträgen haben wir im *kürbiskern* auf die strukturellen Aspekte hingewiesen, die mit der Konzentrationsbewegung auf dem Gebiet der Medienkonzerne verbunden sind, und gezeigt, wie kapitalistische Monopolisierung und Rationalisierung zu einer Verarmung der Kultur und zu Beschränkungen der realen Freiheit Kulturschaffender führen. In diesem Heft sind dazu weitere persönliche Erfahrungen und Meinungen festgehalten. Die Beiträge der Autoren aus verschiedenen Ländern sind Beispiele, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zeigen. Sie zeigen auch, daß es keine schematischen Lösungen gibt, die sich von dem einen auf das andere Land übertragen lassen.

Ernest Bornemanns persönliche Erfahrungen, die unter anderem auf die Konzeptionslosigkeit und Unbeweglichkeit in der Medienpolitik der SPD verweisen, können dennoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Niederlage des Adenauer-Fernsehens ein Sieg der demokratischen Kräfte war. Analytische Resultate sind, was den Stand der Dinge in den verschiedenen Medien angeht, gleichermaßen beunruhigend. Wir meinen daher, daß es eine wichtige Aufgabe der Demokraten unseres Landes ist, einem, wie auch immer verbalisierten und verpackten Kulturimperialismus – nach innen und außen – die Alternative entgegenzusetzen: Kampf gegen antikommunistische Diskriminierung und psychologischen Krieg, Demokratie, Gleichberechtigung und Nichteinmischung beim Austausch von Meinungen und Informationen. Nur unter einer solchen Voraussetzung können die Erfahrungen verschiedener Länder – auch unterschiedlicher gesellschaftlicher und politischer Struktur – Anregungen bewirken, die uns in der eigenen Arbeit weiterhelfen.

Redaktion *kürbiskern*

Obwohl sich die Operngläser von den drei Rängen nicht etwa auf ihn, sondern auf die Bühne richteten, fühlte sich Mechtel auf seinem Sitz in der Mitte der ersten Parkettreihe dermaßen exponiert, daß er dem Drang, sich zu ducken, ab und zu nur unter Aufbietung seiner gesamten Willenskräfte widerstehen konnte.

Außerstande, zumindest den parodistischen Aspekt der unüberbietbar banalen Handlung der Csárdásfürstin zu genießen, in deren Verlauf die schöne Chansonette Sylva Varescu trotz der Mißgunst eines Adelshauses nach vielen Irrungen, Wirrungen und Intrigen doch Gemahlin des Fürsten Edwin und somit echte Fürstin wurde, starrte er mit einer versteinerten Miene seit dem Beginn des letzten Aktes der sich wegen der zahlreichen Zugaben mehr und mehr in die Länge ziehenden Premiere, hauptsächlich auf die Beine der Darsteller.

Um sich erneute Mahnungen von Seiten Nitterdeis und Nicos zu ersparen, näherte er, sobald die Ovationen des, gelinde gesagt, alles andere als auserlesenen Publikums, das sich vorrangig aus Ehepaaren im Rentneralter und deren Enkelkindern rekrutierte, geradezu stürmische Ausmaße annahmen, seine eiskalten feuchten Handflächen zu einer lautlosen Beifallsbezeugung. Ja, körperlich und seelisch mitgenommen, wie er es inzwischen war, unterließ er es sogar, jene Pfefferminzbonbons, Pralinen und zuckergußüberzogenen Mandeln abzulehnen, die ihm die Mutter Luzy Loyds stets in den Augenblicken, da sie ihrer Freudentränen Herr zu werden begann, über den Schoß Tiekötters hinweg entgegenzustrecken pflegte.

Auch tröstete er sich längst nicht mehr mit dem Satz, daß es keinesfalls schlimmer werden könne, als es sei. Denn die Darbietungen seiner Freundin Luzy Loyd, die er nach einer Zeit, die böse Zungen unerdenklich nannten, zum ersten Mal mit Zöpfen im zu kurzrockigen Kostüm der Csárdásfürstin auf den Brettern der städtischen Bühnen widersah, gewannen während der Vorstellung auf eine Art und Weise an Hemmungslosigkeit, die den anfänglich befremdeten, ja, betroffenen Tiekötter mittlerweile richtiggehend zu erheitern schien. Trotz der Mühe, die er sich gab, merkte zwar nicht die mitunter vor Rührung nahezu unansprechbare Mutter der Künstlerin, wohl aber deren mißtrauischer Bruder, ein Geldbriefträger in einer süddeutschen Provinzstadt, und vor allem Mechtel, daß er dicht daran war, loszulachen, als Luzy Loyd, erschöpft und aufgelöst, doch angesteckt vom eher abschreckenden Frohsinn der ebenfalls immer entfesselter werdenden, mitsingenden, taktschlagenden und reihenweise sogar schunkelnden Rentnerhepaare, von denen nicht wenige, ein Enkelkind linkerhand und ein Kofferchen voller Proviant und Theaterutensilien wie Abendschuhen, Perlentäschchen, Pelzstolen und Smokingschleifen rechterhand, eigens aus den umliegenden Orten angereist waren, zur offensichtlichen Bestürzung des Dirigenten und der übrigen Darsteller zuguterletzt einen Csárdás tanzte, der nun auch den abgebrühten Nitterdei und den bislang auffallend apathischen Nico aus der Ruhe brachte. Selbst das Gesicht des Bruders der Künstlerin nahm, während sie schweißgebadet im vollen Rampenlicht vor ihren merklich zurückweichenden Kollegen und Kolleginnen zweifellos ihr Letztes gab, einen halb ratlosen, halb ängstlichen Ausdruck an.

Der einzige unter den Ehrengästen in der ersten Parkettreihe, den, von der Mutter des Stars einmal abgesehen, dieser Csárdás tatsächlich angenehm zu überraschen schien, war zugleich der Hauptverantwortliche: der Intendant und Entdecker Luzy Loyds, ein grauhaariger, kaum mittelgroßer, überaus selbstbewußter Mann namens Liebstöckel, der sich zu Beginn der Pause ohne einen Anflug von Scheu als ein kleiner Herrgott bezeichnet hatte. Den Kopf im Rhythmus der Musik hin und her wiegend, verfolgte dieser Intendant, ein studierter Kunsthistoriker und Theologe, der zudem ein passionierter Sonntagsmaler und ein ebenso passionierter Bergsteiger war, die auf eine exaltierte Art und Weise tolpatschigen Bewegungen seiner Primadonna mit einem gönnerhaften Lächeln, bis der Vorhang fiel, schaute dann, als fände er es unzumutbar, sich so rasch vom Operettenzauber zu befreien, nachgerade indigniert auf seine Armbanduhr und applaudierte nicht allein genauso unermüdlich wie das Publikum. Liebstöckel wendete sich immer wieder dem Zuschauerraum zu und wies die ein wenig irritierten Besucher hinter sich, die offensichtlich nicht die leiseste Ahnung hatten, um wen es sich bei diesem unscheinbaren Herrn im dunklen Anzug von der Stange handelte, nickend darauf hin, wie recht sie daran taten, sich die Hände wund zu klatschen.

Daß man dem Intendanten, der keineswegs nur die Kunst-, sondern auch die Kleidungsfragen betreffend den Geschmack der Schichten teilte, die allabendlich das ständig ausverkaufte Haus zu füllen pflegten, trotz seines durchschnittlichen Äußeren beim Verlassen des Theaters ausnahmslos den Vortritt ließ, lag nach Mechtels Dafürhalten hauptsächlich an der schulmeisterhaft resoluten Art, in der Liebstöckel die Leute am Ärmel zupfte und ihnen statt seiner Vorrangstellung ihre Subalternität lediglich mit einem gewichtigen Wedeln aus dem Handgelenk augenfällig zu machen verstand. Mit einer ähnlichen, kaum weniger anmaßenden Gebärdensprache hetzte er außer Mechtel, der sich eilig von Tiekötter verabschiedete, auch die vom vielen Stehen hinter dem Ladentisch fußkranke Mutter der Künstlerin zu deren Garderobe, gebot dort angelangt, jedermann wortlos zu warten, trat nach einem leisen Klopfen achtsam, mit vorgestrecktem Kopf und linkisch scharwenzelnden Hüftdrehungen ein und ließ sich eine Viertelstunde Zeit, um Luzy Loyd bei einem Fläschchen Sekt, den er, ausschließlich den eigenen Anstandsregeln folgend, weder anbot noch wegräumte, seine allem Anschein nach durch und durch positiven Eindrücke zu vermitteln.

Freudestrahlend stand sie inmitten von Blumen und Spiegeln, die ihr eigentlich hätten zeigen müssen, wie wenig die Zöpfe, die Liebstöckel so entzückend fand, daß er sogar daran zog, zu ihrem Abendkleid und ihrem vor Anstrengung aufgedunsenen Gesicht paßten, neben ihrem Entdecker und bat, noch ehe einer der übrigen Gratulanten auch nur den Mund öffnen konnte, auf eine neckische Weise inbrünstig, man möge ihr bloß keine Komplimente machen.

Ich werde sonst zu selbstgefällig, sagte sie mit diesem schleppenden, östlich klingenden Akzent, der Mechtel plötzlich maßlos enervierte.

Zu seiner Erleichterung legte sie ihm gegenüber eine Reserviertheit an den Tag, die er nicht zu Unrecht auf die Anwesenheit Liebstöckels zurückführte. Obwohl sie ihm in der Garderobe und auf dem kurzen Weg zum Künstlerkeller, wo sich, vom Dirigenten bis zu den Platzanweisern, bereits sämtliche Mitarbeiter der städtischen Bühnen versammelt hatten, hinter dem Rücken des Intendanten mehrmals zu verstehen gab,

daß ihr Verhalten nichts zu bedeuten habe, stellte er sich begriffsstutzig, runzelte die Stirn oder heuchelte Interesse für das mitunter recht konfuse Gerede ihrer Mutter, die es noch immer nicht zu fassen vermochte, daß aus ihrer Tochter ein erfolgreicher Operettenstar geworden war.

Das hat sie von ihrem Vater, sagte sie, nachdem sie neben Mechtel Platz genommen hatte, den sie in einer eigensinnigen Fehleinschätzung seiner Rolle weitaus familiärer behandelte als Nitterdei oder Liebstockel, von ihrer Tochter ganz zu schweigen, die sie zwar anhimelte, ja, vergötterte, doch zu deren Ärger aus Versehen unaufhörlich Lisbeth nannte.

Wenn Pappi mit dem Kamm und einem Stückchen Butterbrotpapier zu musizieren anfang, rief sie derart exaltiert, daß Liebstockel besänftigend die Hand auf ihre Schulter legte, konnte einfach keiner an sich halten.

Nichts gegen ein Lachen, meinte er, solange es der Anlaß erlaubt.

Auf Schritt und Tritt, sagte die Mutter, wiederum den Tränen nah, hat er Frohsinn verbreitet.

Nicht nur Frohsinn, Fröhlichkeit, rief Luzy Loyd, bevor sie sich kokett den Mund zuhielt und ihre violett geschminkten Lider senkte.

Sagen Sie nie, Sie wären lieber fröhlich als froh, belehrte Liebstockel nicht allein seinen Star. Mit einem durchdringenden Blick reihum, der hartnäckig auf jedem Einzelnen haften blieb, verschaffte er sich eine Gesprächspause, in deren Verlauf zu Mechtels Verwunderung selbst Nitterdei und Nico Nachdenklichkeit vorschützten. Ist denn der Unterschied tatsächlich so gravierend, fragte er, nicht gewillt, sich einschüchtern zu lassen.

Frohsinn und Ernst stammen aus dem gleichen Schoß wie ein Geschwisterpaar, behauptete Liebstockel, ohne den Bruder Luzy Loyds zu meinen, der über diesen Vergleich, den er offensichtlich auf sich bezog, keineswegs erfreut zu sein schien, die Fröhlichkeit ist bestenfalls eine Base.

Trotzdem war mein Mann ein wertvoller Mensch, murmelte die Mutter, duckmäuserisch und aufmuckend zugleich, und, in der Absicht, den Verstorbenen vor Liebstockel verteidigen zu müssen, der allerdings in diesem Augenblick, ohne der Höflichkeit halber Interesse zu heucheln, angestrengt und sichtlich um Fassung ringend, in die Richtung des einzigen Tisches starrte, an dem eine angeregttere Unterhaltung geführt wurde, fügte sie hinzu: er war grundehrlich, pflichtbewußt, großmütig, gut, kinderlieb, charakterstark und stets bereit, sein letztes Hemd herzugeben.

Er hatte auch Fehler, sagte der Bruder Luzy Loyds, indem er, trotz der Proteste seiner Mutter, die Hände hob und sich, dicht daran, die Fehler seines Vaters an den Fingern abzuzählen, hauptsächlich dem Intendanten zuwendete, der nun, keineswegs bei der Sache, Nico mit dem Auftrag, für Ruhe zu sorgen, zu jenem bereits erwähnten Eckstisch am entgegengesetzten Ende des Restaurants schickte.

Radau, nichts als Radau, zischte er, außerstande, gegen seine Erregung anzukämpfen, die sich nicht etwa allmählich legte, sondern merkwürdigerweise wuchs.

Obwohl an dem besagten Tisch, seit Nicos Auftauchen, nurmehr getuschelt wurde, zitterte Liebstockel am ganzen Leibe, während er, momentan sogar drauf und dran, sich trotz der Würde seiner Person, selber auf die Beine zu machen, Nico, der sich drüben seelenruhig niedergesetzt hatte, in Zeichensprache ebenso hektisch wie vergebens zum Aufstehen und zur Rückkehr zu bewegen suchte. Schließlich bat er

Nitterdei um diesen Dienst. Nico ist schließlich kein Kind mehr, meinte der, ohne sich vom Fleck zu rühren.

Sehen Sie nicht, in welcher Gesellschaft sich Ihr Sohn befindet, stieß der Intendant, bemüht, die mütterlichen Gefühle Luzy Loyds zu mobilisieren, in einer Mischung aus Hysterie und Entrüstung hervor.

Sie tun dem armen Diebold wirklich Unrecht, sagte sie, ehe sie mißmutig aufstand und betont langsam das Lokal durchquerte. Es ist schon schlimm genug, daß sich sogar der Dirigent mit ihm abgibt, meinte der Intendant, Burschen wie ihn muß man schmoren lassen, und zwar im eigenen Saft.

Dazu ist der Diebold viel zu beliebt, sagte Nitterdei.

Ich wäre genauso beliebt wie er, behauptete der Intendant, indem er erst auf sich und daraufhin haarscharf an Mechtel vorbei in die Richtung jenes Eckstischs deutete, wenn ich mich nicht entblöden würde, mit den Soubretten über Gesang zu reden und mit den Balletteusen über Tanz.

Aber das tun Sie doch auch, meinte Nitterdei.

Ich tue es beruflich und nicht, um die Leute hinterrücks zum Kommunismus zu bekehren, rief der Intendant.

Sie konnten ihn von Anfang an nicht ausstehen, sagte Nitterdei.

Im Gegenteil, behauptete der Intendant, beinahe wäre ich sogar auf ihn herein gefallen.

Wie sind Sie eigentlich darauf gekommen, daß er ein Kommunist ist, fragte Mechtel. Ich habe mir ganz einfach keinen Sand in die Augen streuen lassen, sagte der Intendant. Mir fiel zum Beispiel auf, daß er mich immer wieder in Gespräche über knifflige Regieprobleme zu verwickeln suchte, obwohl dieses Gebiet mit seiner Tätigkeit genaugenommen nichts zu schaffen hat.

Er ist nämlich Beleuchter, fügte Nitterdei hinzu.

Dann fiel mir auf, sagte der Intendant, daß sich dieser letzten Endes simple, ja, im Grunde primitive Mann nicht nur als Beleuchter brennend für Regieprobleme interessierte: er brachte sich überdies förmlich um vor Arbeitseifer.

Das scheint mir, meinte Mechtel, eher ein Grund zum Lob zu sein und nicht zum Tadel.

Mir ging es zunächst genauso, sagte der Intendant. Erst nach und nach kam ich dahinter, daß er sich aus reiner Panik fast ein Bein ausreißt. Seine Lage ist wahrhaftig heikel: täglich, was sage ich, stündlich kann er als Verfassungsfeind entlarvt und an die Luft gesetzt werden.

Solange der Staat dieses Gesindel frei herumlaufen läßt, meinte der Bruder Luzy Loyds, muß der Bürger doppelt wachsam sein.

Wenn er sich von mir nur mit der roten Fahne oder mit der hochgestreckten Faust hätte erwischen lassen, säße er todsicher auf der Straße, sagte der Intendant. Ich hätte kurzen Prozeß gemacht. Statt dessen sind mir die Hände gebunden: dummerweise ist er nämlich nicht einmal Parteimitglied.

Heißt das, Sie haben überhaupt keine präzisen Anhaltspunkte, erkundigte sich Mechtel, während Luzy Loyd und Nico wiederum ihre Plätze einnahmen.

Ich will jetzt nicht bei Adam und Eva anfangen, wir kommen sonst vom Hundertsten ins Tausendste und hocken morgen früh noch hier. Aber sehen Sie ihn sich doch bloß einmal an, sagte der Intendant, und dann deutete er in aller Offenheit auf einen

dunkelhaarigen jungen Mann, dem die Beachtung, die seiner Person dermaßen unverblümt zuteil wurde, natürlich nicht entgehen konnte. Er warf einen fragenden Blick auf Liebstockel, Mechtel, den Bruder und die Mutter Luzy Loyds und fuhr sich daraufhin verlegen mit dem Handrücken über den Mund.

Er hat genau gemerkt, daß über ihn geredet wird, sagte der Intendant. Harmlos sieht er jedenfalls nicht aus, meinte der Bruder Luzy Loyds.

Fällt Ihnen sonst noch irgend etwas auf, fragte der Intendant, dessen Gesicht plötzlich einen lauernden Ausdruck angenommen hatte.

Schwer zu sagen, meinte Mechtel.

Aber ich bitte Sie. Sind Sie denn blind, rief der Intendant. Er trinkt hier als einziger Bier.

Stimmt, bestätigte der Bruder Luzy Loyds, er hat ein Bierglas vor sich stehen. Fällt Ihnen nun, von diesem Bierglas abgesehen, noch irgend etwas auf, fragte der Intendant.

Der Teller natürlich, sagte der Bruder Luzy Loyds.

Ein leerer Teller, rief der Intendant. Er hat sich nämlich außerdem als einziger hier, nach elf Uhr wohl gemerkt, eine warme Mahlzeit bestellt.

Sie haben völlig recht, meinte der Bruder Luzy Loyds mit unverhohlener Bewunderung.

Der Teufel steckt nun einmal im Detail, belehrte ihn der Intendant.

Heutzutage, sagte der Bruder Luzy Loyds, hält man es leider für eine Tugend, aus der Reihe zu tanzen.

Und die Ladendiebstähle häufen sich, meinte die Mutter zur Erheiterung Nitterdeis und Nicos, die haltlos zu kichern begannen.

Nichts gegen ein Lachen, solange es der Anlaß erlaubt, wiederholte der Intendant, ganz offensichtlich dicht vor einem Wutanfall.

Trotzdem, meinte Mechtel, wäre es traurig um uns bestellt, wenn wir gegen den Kommunismus statt Argumenten nur Emotionen ins Spiel bringen könnten.

Wer die Menschenwürde bewußt mit Füßen tritt, ist für mich kein Gesprächspartner, stieß der Intendant hervor. Denn für mich war, ist und wird bis an mein Lebensende die Bezeichnung Ideologe stets ein Synonym sein für Gesinnungslump.

Meiner Meinung nach beruht die krasse Inhumanität des Kommunismus objektiv betrachtet auf dem Irrtum, daß Gleichheit und Gerechtigkeit vereinbar seien, sagte Mechtel. Dabei liegen beide in einem erbitterten Widerstreit, der nach dem Wörtchen Oder schreit, nicht nach dem Wörtchen Und.

Und wofür haben Sie sich nun entschieden, fragte der Intendant, mit einem Male außerordentlich mißtrauisch geworden.

Selbstverständlich für die Gerechtigkeit, antwortete Mechtel, der vor Stolz auf seine Weltanschauung unwillkürlich zu schielen anfang.

Dennoch ist es keineswegs die Gerechtigkeit, in der sich der Mensch entfaltet und gewissermaßen über sich selbst hinauswächst, sondern einzig und allein die Freiheit. Hunger, Leid und Unrecht hilft sie ihm mit Stolz ertragen. Denn in unserer westlichen Gesellschaftsordnung ist sogar der Habenichts in einem höheren Sinne niemals wirklich arm. Er weiß sich im Besitz der Freiheit: seiner persönlichen Freiheit. Sie ersetzt ihm notfalls selbst sein täglich Brot. Nach Gutdünken kann er über sie verfügen. Diesbezüglich ist und bleibt ein jeder Mensch sein eigener Herr und

Meister. Ohne sie hingegen wird er, mag er noch so satt und wohlbetucht sein, platterdings zum Wurm, erwiderte der Intendant, sprang dann, völlig unvermittelt, ehe ihm Mechtel beipflichten konnte, wiederum am ganzen Leibe zitternd hoch von seinem Sitz und starrte mit flatternden Lidern auf die ein wenig gedrungene Gestalt des, wie gesagt, dunkelhaarigen jungen Diebold, der in diesem Augenblick, den Mantel, einen graugrünen Trenchcoat, über der Schulter, mit großen Schritten dem Ausgang zustrebte.

Auf Wiedersehen allerseits, rief er, ohne sich eigens dem Intendanten zuzuwenden, dessen Stirnadern mittlerweile beängstigend stark hervortraten.

Nichts da mit Aufwiedersehen, Herr Diebold, brüllte der wie von Sinnen, während der Beleuchter inmitten des betretenen Schweigens ringsum offenen Mundes stehenblieb.

Ich wollte mich nur verabschieden, sagte er.

Wir sind gemeinsam gekommen und werden folglich auch gemeinsam wieder gehen, rief der Intendant.

Ganz wie Sie wünschen, sagte Diebold, schon im Begriff kehrtzumachen, als ihn Liebstockel von neuem innehalten hieß, um ihn nun einer stummen Musterung von oben bis unten zu unterziehen.

Am liebsten hätte ich Ihnen jetzt etwas auf den Kopf zugesagt, meinte er schließlich. Warum tun Sie es nicht, erkundigte sich der Beleuchter.

Auch dies möchte ich besser für mich behalten, sagte der Intendant, indem er sich setzte und daraufhin, die Augen auf den Sekundenzeiger seiner Armbanduhr gerichtet, so lange tief ein- und ausatmete, bis ihn der Bruder Luzy Loyds, vor Erregung rot werdend, jäh am Handgelenk packte.

Jetzt hat er sich noch ein Bier bestellt, stieß er hervor.

Es läuft einem kalt den Rücken herunter, sagte der Intendant, wenn man bedenkt, daß er seinerseits nur einer von der Sorte ist und daß ich meinerseits eine Seele von Mensch bin. Er hat mir tatsächlich den ganzen Abend verdorben. Und das macht ihm weißgott so leicht niemand nach.

Ich wollte, ich könnte Sie davon überzeugen, daß er kein Kommunist ist, rief Luzy Loyd.

Mein liebes Kind, Sie singen, spielen und tanzen vor allem wundervoll, aber von Politik haben Sie wie alle Frauen nicht einmal die leiseste Ahnung, sagte der Intendant, ehe er sich, hauptsächlich darauf bedacht, das letzte Wort zu behalten, händeklatschend zwar, doch keineswegs aus Eigenlob, erhob und von Tisch zu Tisch ging, um jedermann, meinent: wir alle sind hundemüde oder: wir alle wollen doch morgen früh wieder wie neugeboren sein, zum Aufbruch zu ermahnen.

Aus unerfindlichen Gründen schien es Liebstockel für die Pflicht eines Intendanten zu halten, das Restaurant nach einer Premierenfeier als letzter zu verlassen. Während die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der städtischen Bühnen unverzüglich ihre Rechnungen beglichen und ihre Mäntel von den Haken nahmen, drängte den Intendanten eine geradezu krankhafte Knickrigkeit dazu, den Inhalt der zu seinem augenscheinlichen Leidwesen mitunter noch halbvollen Weinkrüge zu überprüfen. Schade, jammerschade, jetzt betrinken sich doch bloß die Kellner in der Küche, murmelte er.

Auch ermahnte er, meinend: ehrliche Finder wären heutzutage eine Seltenheit, jedermann inständig und ausdauernd, keinen Regenschirm, Shawl, Handschuh oder Gürtel zu vergessen. Selbst zurückgelassene Zündholzschachteln schüttelte er, um sich zu vergewissern, ob sie wirklich leer waren, aufhorchend hin und her. Zuletzt äußerte er dem Geschäftsleiter gegenüber die für einen Außenstehenden nicht eben leicht begreifliche Bitte, man möge hinter ihm gleich abschließen.

Ein heiterer Auftakt, ein düsterer Ausklang, sagte er, nachdem er ins Freie getreten war, ganz offensichtlich außerstande, sich auch nur vorübergehend den Beleuchter Diebold aus dem Kopf zu schlagen, mehr oder weniger zu sich selbst.

Zwar verlor er auf dem Weg zum nächsten Taxistand diesbezüglich kein weiteres Wort. Doch blieb seine Miene dermaßen angespannt und sorgenvoll, daß ihm nicht allein der Bruder und die Mutter Luzy Loyds, ehe sie, nach einem lästig langwierigen Händeschütteln, ins erste Fahrzeug stiegen, Mut zusprachen. Auch die Künstlerin mühte sich, den Intendanten aufzumuntern.

Kummer schadet der Gesundheit, meinte sie.

Aber der Intendant ließ sich selbst von ihr nicht umstimmen. Achselzuckend brachte er zum Ausdruck, wie wenig geneigt er war, über dem persönlichen Wohl das allgemeine zu vernachlässigen oder gar zu vergessen. Mit einem überkorrekt tiefen Bückling, der, fand Mechtel zumindest, den ehemaligen Burschenschaftler verriet, beugte er sich über die Hand Luzy Loyds, half ihr auf den Rücksitz des zweiten Fahrzeugs und schloß den Wagenschlag, klopfte jedoch, während der Chauffeur schon den Motor anließ, im letzten Moment ans Fenster, um sich, den Mund dicht an der spaltbreit heruntergekurbelten Scheibe, bei der Künstlerin zu erkundigen, ob er noch einen Wunsch äußern dürfe.

Einen Herzenswunsch, verbesserte er sich, mit einem Mal ein wenig heiser.

Er ist bereits erfüllt, versicherte ihm die.

Bitte bleiben Sie genauso wie Sie sind, sagte der Intendant, ehe er zurücktrat, dem Fahrer durch ein Handheben gewissermaßen das Freizeichen erteilte und sich daraufhin, offensichtlich überzeugt, daß die Künstlerin hinter ihm hersah, winkend, doch ohne den Kopf zu wenden, in entgegengesetzter Richtung entfernte.

Ist er nicht ein Schatz, rief die zur Überraschung Mechtels, der sich mittlerweile ernsthaft fragte, ob derartige, für sie typische Fehltritte auf Veranlagung beruhten oder auf einer nachgerade notorischen Verwechslung von Operettenzauber und Wirklichkeit.

Gerade dies scheint er mir am allerwenigsten zu sein, meinte er.

Wie eifersüchtig du doch bist, rief Luzy Loyd, indem sie sich geschmeichelt und entzückt zugleich mit einer Anhänglichkeit an ihn schmiegte, die Mechtel keineswegs gelegen kam.

Obwohl seine Bemühungen, sich ihres Körpers zu entledigen, alles andere als mißverständlich waren, ließ sich Luzy Loyd nicht abwimmeln. Weit davon entfernt, verletzt, gekränkt oder zumindest beunruhigt zu sein, lächelte sie listig und besserwisserisch in sich hinein und meinte schließlich: die Männer seien doch tatsächlich alle gleich.

Müßt ihr denn immer so entsetzliche Hemmungen vor mir haben, wenn ihr mich zum ersten Mal auf der Bühne erlebt, rief sie, schüttelte ihn dann, als könnte sie ihm dergestalt am ehesten seine vermeintlichen Minderwertigkeitskomplexe austreiben,

kräftig an den Schultern, bat ihn, während der Chauffeur die Szene interessiert durch den Rückspiegel verfolgte, sie seinerseits zu zwicken und zu kneifen, und setzte ihm daraufhin den Rest der Fahrt über des langen und breiten auseinander, daß sie wie jedes andere Lebewesen aus Fleisch und Blut beschaffen sei.

Aus Fleisch und Blut, wiederholte sie, vor ihrer Haustür angelangt, wenn auch nun ein wenig stockend und, durch den Wink Mechtels, der, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, den Fahrer beim Aussteigen zu warten anwies, kurzfristig aus dem Konzept gebracht.

Ich weiß genau, warum du jetzt nicht mitkommst, sagte sie, von neuem derart unbeirrbar, daß Mechtel plötzlich Mühe hatte, ein Minimum an Zartgefühl zu wahren.

Ich muß mich unter anderem auch um meine Frau und meine Töchter kümmern, Kindchen, meinte er unüberhörbar barsch.

Dann gib vor allem ihr von mir einen ganz langen Kuß, rief Luzy Loyd, bevor sie ihn mit einem völlig aus der Luft gegriffenen Übermut umarmte.

Franz Josef Degenhardt
Ballade vom verlorenen Sohn

An einem Sonntag, so blauweißgestreift
legten sie ab vom bewimpelten Kai.
Abfallen, killen und Segel fest – los!
Vater und Sohn und 'ne Katze dabei.
Was dann geschah auf der Kieler Bucht,
außer den Drei'n hat das niemand gesehn.
Gab keinen Sturm auf der Kieler Bucht, doch
manchmal da drehen da plötzliche Böen.
Abends im Wind lief das Boot an den Kai.
Fischer war'n da, und der Mond schien auch schon.
An Bord saß der Vater, und oben am Top
hockte die Katze. Es fehlte der Sohn.
Der kam nicht mit
der kam nicht mit.

Crazy, die Katze, die kam nicht vom Top,
schlich aber nachts in das Ferienhaus,
sprang auf den Vater, der saß da und soff,
riß ihm die Halsschlagader fast raus.
Schreien und Weinen. Man hat ihn geliebt,
Hänsel, den Sohn, der war grad sechzehn Jahr,
weil oder trotzdem, das weiß man ja nie,
Hänsel sowas wie'n Problemkind war.
Und in der Klasse, in der man so lebt,
diszipliniert und sehr sauber verpackt,
Vater im mittleren Management, da
ist das schon schlimm, wenn man von einem sagt:

Der kommt nicht mit
der kommt nicht mit.

Daß was Bedrohliches da heranwuchs,
ahnten sie früh, denn ihr Kind Nummer zwei
lutschte zu gierig und brüllte zu schrill,
saß viel zu glücklich und oft auf dem Klo.
Einige Zeit blieb das alles intern,
auch, daß er katzenverrückt war und log.
Bis er im Kindergarten auffiel, weil er
Mädchen und Jungen die Hosen auszog.
Lächelten damals die Nachbarn auch nur,
trösteten die Psychologen auch noch,
blödelten Freunde von saftigem Sex,
in der Familie ahnten sie doch:

Der kommt nicht mit,
der kommt nicht mit.

Ach ja, die Schule, die Schule, ach ja.
Nachmittags saß da die Mutter und schrie
Zahlen und Sätze in Hänsels Gesicht.
Klappte dann noch über „Legasthenie“.
Doch im Gymnasium klappte das nicht,
auch wenn der Vater, im Elternbeirat,
clever mit Eifer und Parties und Geld
um seinen Sohn hart gepokert hat.
Der begriff nur, daß er gar nichts begriff.
Weil: Das hatt' man ihm ganz genau beigebracht.
Als man bei ihm Hasch und Pornos fand,
hieß es natürlich auch gleich: Gute Nacht!

Der kommt nicht mit,
der kommt nicht mit.

Lösungen gibt es für alles für Geld.
Kam in ein Zwölfhundert-Mark-Internat.
Schmiß man ihn raus, weil er Nacht und für Nacht
mit Katzen und Jungen geschlafen hat.
Und aus dem zweiten entfernte man ihn.
Tauchte dann unter bis nach Amsterdam.
Klaute, hing rum, bis man ihn wieder fing
und er in irgendein drittes reinkam.
Lief aus dem vierten auch gleich wieder weg.
Aber das sechste war zu gut bewacht.
Das fing dann Feuer und brannte fast ab.
Da haben auch die Psychologen gesagt:

Der kommt nicht mit
der kommt nicht mit.

Vater und Mutter war'n ziemlich kaputt.
Kamen auch Krise und Teuerung ins Land.
Was soll aus uns werden, sprach er zur Frau.
Und der Klassenauftrag war auch beiden bekannt:
Vorbild nach unten, nach oben loyal,
dafür ein Leben Marke „Freie Welt“,
sechs braune Riesen im Monat und so.
Dieser Deal hält nur solange er hält.
Dafür steht viel, steht auch Sippenhaft.
Jedenfalls glaubt man das, und das genügt,
wenn Nachbarn, Kollegen und Freunde und Chef
teilnahmsvoll fragen mit hartem Gesicht

Kommt er nicht mit
kommt er nicht mit?

Hat man sich öfter Gedanken gemacht:
 Wär' vielleicht eigentlich besser doch, wenn ...
 Wer weiß schon, was man zu Ende gedacht.
 Jedenfalls fuhr man in Ferien.
 Was dann geschah auf der Kieler Bucht –
 außer den Dreien hat das niemand gesehn.
 Gab keinen Sturm auf der Kieler Bucht, doch
 manchmal, da drehen da plötzliche Böen.
 Abends im Wind lief das Boot an den Kai.
 Fischer war'n da, und der Mond schien auch schon.
 An Bord saß der Vater, und oben am Top
 hockte die Katze. Es fehlte der Sohn.

Der kam nicht mit
 Der kam nicht mit.

Was mich in der Stadt hält

Der Beruf als Reporter
 in dem ich nach zeitweiliger
 Abwesenheit nicht mehr unter-
 kommen würde
 Der Sohn meines Bruders
 Christian zwei Jahre
 dessen Gesicht mir plötzlich
 im Kinderwagen in der Menge
 begegnet Das Weißbier (Hefe)
 Daß ich ahne
 wer in dieser Stadt bestimmt und
 wer mich bestimmt und daß ich
 durch dieses Wissen freier
 werde weil ich nach meinem
 Wissen ruhig ohne Panik
 handeln kann um etwas
 zu verändern
 Daß mein Bruder im Pasinger
 Friedhof begraben liegt
 Daß meine Mutter mich brauchen
 könnte wenn sie älter wird

Darum bin ich mit meiner Frau
 noch nicht aus dieser
 Stadt geflohen

Ein neuer Mensch

Früher glaubte ich aus
 dem Bad als völlig neuer
 Mensch zu steigen –
 Es kam das alte Skelett heraus
 Die eine Hand voll Schlüssel
 zum Aufsperrn der täglichen
 Gewohnheiten Die Tasche
 mit Aufträgen in der anderen
 Ich weiß jetzt wie ich
 weiterkomme
 Mich sinken lassen bis
 ich eingewaschen bin
 Und dann –
 Mit meinen ungereimten Gedichten
 überschwemme ich verdorrte
 Wiesen Der Himmel mit
 seinem Grün spricht mit
 mir Ich fülle leere
 Türme ausgehöhlt mit
 meinen Wortblumen Ich
 ätze schlaffe Gedanken
 aus Gehirndärmen säubere
 verkrustete Augen vom
 Grünspan bringe Leute zum
 Tanzen Schnurren Lachen Ja
 lange genug habe ich wie
 gelernt mein Gesicht ver-
 steckt das war falsch
 Jetzt will ich es euch
 zeigen auf Biegen
 und Brechen

Die kaputten Männer

im Bahnlokal der Klasse
zwei waren nicht immer
so kaputt früher bekamen
auch sie noch Kredit auf
ihre blauen Augen Heute
zählen sie nicht einmal mehr
die Löcher in ihren Unter-
hosen trinken ein Bier nach
dem anderen daß sie nicht
aufwachen aus ihrem alles
verzeihenden Rausch
Warum sie so geworden sind hat
verschiedene Ursachen Viele
schieben es auf „die Weiber“
die sich im täglichen Leben
festbeißen und den
Alkohol als Fahnenflucht
empfinden
Warum sie so geworden sind
hat verschiedene Ursachen
Keiner von ihnen hat nach
der Volksschule mehr daran
geglaubt daß alle gleich
vor dem Gesetz wären und jeder
die gleichen Chancen hat pah!
Weil sie schnell erkannten
daß niemand gleich ist von
Geburt schon wegen der Eltern
die Kies haben oder nicht
Geld erkannten sie regiert
die Welt und hatten keins
Daß sie nicht so schnell
sprachen wie andere die schnell
sprechende Eltern hatten verpaßte
ihnen einen weiteren Schlag und
so schminkten sie sich immer
mehr Wünsche ab: Pilot Schiffs-

kapitän und weiter hinab in der
christlichen Rangordnung Kaufmann
Vorarbeiter
Hier im Bahnlokal der
Klasse zwei
klammern sie sich ans
Bierglas ihre Augen sind noch
immer blau wenn auch blässer
blau und sie haben keine
Eigentumswohnungen Lebens-
versicherung Darum ist ihnen
auch Wurst wer regiert sie
sind immer dagegen so werden
sie immer älter

Manche sieht man täglich
durch die Stadt wandern immer
abgerissener in Gedanken wie
kurz und nutzlos ein Leben
sein kann
Andere liegen wie tot tage-
lang angekleidet in den Betten
ihrer alten Frauen die immer
saubermachen in alten
Mietswohnungen als könnten
sie ihr Leben wegwischen

Von solchen Leben die in
der Überzahl sind wird wenig
geredet in den Kulturredaktionen
Kulturveranstaltungen
Wissenschaftlerfamilien
unter Professoren die
meinen der Nabel der Welt
klebt auf ihrem Bauch
Und die ein bißchen über
ihnen stehen schweigen
auch aus gutem Grund

Ludwig Fels Freiheit

Schön, die Freiheit ist
immer noch ein Wort und
ringsum alles eine riesengroße Mausefalle
voll mit Maden ohne Speck.
Hörte, wie einer sagte: linke Ratten
haben das rötteste Blut, bloß keine
Zähne mehr, nicht einmal gelbe.
Und weil ich das hören mußte
wurde mir der Schwanz kräftig und ich
träumte in meinem Wohnloch
von Kindern, die flink mit Steinen werfen
daß die Helme purzeln wie schepperndes Spielzeug
sie ahmen Sirenen nach
und ihre Eltern erinnern sich
an sämtliche Unglücksfälle.
Denen sag ich
deine Freiheit ist meine Freiheit und unser Los
ist überall gleich, wenn wir nicht gewinnen
die alltäglichen Kämpfe, die alles entscheiden
mit euch teile ich die Gefangenschaft
die augenblickliche, mit euch
besprech ich die Torturen der Utopie
kommt, schenkt den Kindern
wenigstens die Wünsche.
Hoffentlich kann ich dann behaupten, ich
hab nicht nur für Dichter geschrieben...
Dankbar bin ich für jeden Pfennig
den ich spenden kann dem Untergrund
jeder Satz füllt die Kassen der Revolution
auch ich hüte Schafe und Ochsen, auch ich
überzeuge mich von der Festigkeit
mancher Buchstabenzäune
damit nicht wieder geschlachtet wird
bei Nacht und Nebel.
Der Mist ist ein guter Boden, fruchtbar sind
die erkannten Fehler, und wichtig ist, zu lernen
daß man lernen muß.
Glasklar
fällt der Regen in meine Gedanken, näherkommend
erhellen, erwärmen mich sonnengeladene
Wolken, die Zeichen der Liebe
sind leicht zu entziffern. Und das Salz
einer einzigen Träne brennt
in allen Wunden.

Schön, die Freiheit ist
noch immer ein Wort
doch die Betonung ist deutlich genug.
Im Schatten des Mondes
blüht ein Sommer heran.

Herr Bürgermeister

Unser Herr Bürgermeister
ist in der SPD
und schaut aus wie ein Bauer
der seine ganzen Schweine selber frißt.
Er ist ein typischer Kommunalpolitiker
der vor jeder Wahl
sämtliche Altersheime besucht und
den Geisteskranken eine sofortige Besserung wünscht
im Fasching mit den Gardemädchen tanzt
beim Presseball seine Bierzeltherrlichkeit
vertuscht und öffentlich
seine Aufsichtsratsposten leugnet.
Von Kultur versteht er wenig
von Kunst gar nix.
Er küßt die Heimat-Elf am Bahnhof
nach verlornen Schlacht
hält Reden
für Brücken und Straßen.
Im Rathaus gibt er sich die Ehre
seine Besoldung zu erhöhen
und weil ich selten Steuern zahle
überweise ich natürlich
das Honorar für dieses Gedicht
an ihn.
Er heißt Urschlechter
und ist auch einer.

Langsam verließ das Schiff die Bucht. Am Strand blieben die Soldaten zurück. Der Kapitän und der Zugführer, die Maschinenpistole unterm Arm, standen vor ihnen. Vom Dorf her kam mit hastigen Schritten ein Sergeant. Er grüßte militärisch. Der Kapitän sah ihn nur kurz an und fragte barsch:

„Wie heißen Sie, Sergeant?“

„Cabino, Kapitän.“

„Wo wohnen Sie?“

„Im Gemeindeamt, Kapitän.“

„Sergeant“, fragte der Kapitän, „wußten Sie von meinem Kommen?“

„Ja, Kapitän, doch war mir weder Tag noch Stunde bekannt.“

„Ich vermisste auch den Gemeindevorsteher“, sagte der Offizier und sah sich fragend um.

„Auch er wußte weder Tag noch Stunde.“

„Na schön“, brummte der Offizier. Man spürte seinen Ärger. „Haben Sie Quartier für die Leute gemacht?“

„Ja, Kapitän. Ich ließ die Schule räumen.“

Der Kapitän ließ die Leute ihr Gepäck aufnehmen, und die Truppe setzte sich in Marsch. Am Strand, nur wenige Meter entfernt, sangen zwei Fischer ein Lied des Meeres, während sie den Rumpf ihres Bootes abdichteten. Grau war der Rumpf, graue Flecken darauf und schwarze Teerreste.

„Sieht ganz nach Soldaten aus“, meinte der eine Fischer.

„Nein, eher wie Polizisten“, entgegnete der andre. Sie sagten nichts mehr, sie beobachteten die Truppe.

„Guck mal genau hin, es sind doch Soldatenuniformen, Gewehre und Helme“, sagte der erste, „ich hab doch schon Soldaten gesehen.“

„Das sind doch keine Mützen, es sind Stahlhelme“, meinte der zweite, „müssen verdammt heiß und lästig sein.“

„Können Soldaten, können auch Polizisten sein“, gab der erste Fischer zu.

„Hast recht“, sagte der zweite, „können Soldaten, können auch Polizisten sein. Wir können es nicht entscheiden, davon verstehen wir nichts.“

„Ja“, gab der erste zu, „davon verstehen wir nichts. Wir können eben nur Werg stopfen, Muscheln und Fische fangen und mit unsern Frauen schlafen.“

„Oh, wir verstehen auch Boote zu bauen“, betonte der zweite, „wir bauen sie und segeln mit ihnen aufs Meer.“

Sinnend betrachtete er die Linien der Dächer, die nur verschwommen zwischen den Mangobäumen zu sehen waren.

„Schau die Häuser“, fuhr er fort, „auch die Häuser haben wir gebaut. Wir weben unsere Netze, wir schärfen unsere Harpunen. Ja, ja, wir verstehen eine ganze Menge Dinge ... und wir leben. Sag mir mal, wovon leben eigentlich die Soldaten?“

Der erste überlegte. Er rollte Tabakreste zusammen und spuckte aus. Als der dunkle Speichel im Sande versickerte, meinte er:

„Ich habe Soldaten in der Stadt gesehen. Ich sah sie marschieren. Sie hatten Trommeln und Trompeten. Alle zugleich hoben sie das Bein. Wie im Rhythmus bewegten sie sich, sah sehr hübsch aus ...“

„Hör mal“, wiederholte der zweite, „ich hab dich gefragt, wovon leben die Soldaten. Weich doch meiner Frage nicht aus.“
„Ich weiß es nicht. Vielleicht von der Regierung ... ja, ja. Die Regierung ernährt sie.“
„Also die Regierung“, sagte der zweite, „und außer daß sie die Beine heben, was können sie noch?“
„Krieg. Sie ziehen in den Krieg.“
„Mir ist der Krieg zuwider. Warum, zum Teufel, gibt es Kriege?“
Der erste sann nach: „Nun, da es Soldaten gibt. Wenn es keine Soldaten gäbe, gäbe es keine Kriege.“
Sie sahen sich an. Der eine fing an, Werg zu drehen und es mit kleinen Schlägen in die Ritzen zu stopfen. Kräftig und voller Runzeln waren ihre Hände und rochen nach Teer. Alles ringsum roch nach Teer.
Der zweite sah weiter zum Dorf, nach jenem Punkt, an dem die Truppe verschwunden war.
„Können Polizisten sein.“ Er zweifelte noch immer.
„Ziehen die Polizisten auch in den Krieg?“ wollte der andere wissen.
„Ich glaube ja. Ja, wenn es nötig ist, ziehen sie auch in den Krieg.“
„Dann sind also Polizisten und Soldaten das gleiche.“
„Nein, nein, es ist nicht das gleiche. Die Polizisten halten die Ordnung aufrecht, sie bringen die Betrunknen ins Gefängnis, die Diebe und die Hehler.“
„Sooo?“
„Ja.“
„Und wer bezahlt die Polizisten?“ wollte der andere wissen.
„Die Regierung. Die Regierung bezahlt alles. Die Regierung hat viel Geld. Man erzählt, sie fabriziert es selbst.“
„Sie fabriziert es?“ fragte der erste erstaunt. Sein Hammer blieb in der Luft stehen, das war doch zu interessant.
„Ja, sie fabriziert es. Es ist ganz leicht, es zu machen.“
„Hör mal, und die Steuern?“
„Die bekommt die Regierung. Mit den Steuern ergänzt sie ihre Ausgaben.“
„Unser Geld dient also dazu, Polizei und Soldaten zu bezahlen?“
„Zum Teil sicherlich.“
„Ganz klar ist mir die Sache nicht.“
„Mir auch nicht.“
Verwundert sah ihn der zweite an, während seine Finger das Werg entwirrten. Dann sagte er nur:
„Ist verdammt kompliziert! Na, zerbrechen wir uns nicht den Kopf. Leichter ist's, Boote zu bauen, Netze zu flechten und zu fischen. Aber sag mir mal, wer hat dir das alles erzählt?“
„Juan Berghem“, erwiderte der andre und begann zu arbeiten.
Im Ort aber wartete in der Zelle Juan Berghem auf den Tod. Er war kein Verbrecher. Kein Gericht hatte ihn verurteilt. Er war nur gerade dagewesen, und so mußte er sterben.
Sein Körper warf keinen Schatten, denn es herrschte tiefe Dunkelheit. Nur ein Lichtschimmer, der durch die Türritze drang, erinnerte an eine ferne Welt, wo Licht und

Leben herrschte. In der Zelle war nur der Tod der Kamerad dieser Stille. Juan Berghem hielt keine Zwiesprache mit ihm, er wünschte ihn nicht zu sehen. Er liebte das Leben.
Er betete nicht. Sein reines Gewissen stärkte ihn, auch die letzte Prüfung zu bestehen. Er lebte nur der Wissenschaft, nur zwei Dinge waren ihm teuer: Brüderlichkeit und Freiheit.
Er liebte die Menschen, er glaubte an sie. In Freiheit hatte er gelebt, in Einsamkeit mit der Natur. Das war seine tiefe Leidenschaft, und ihretwegen saß er nun im Kerker. Mit dem klaren Blick des Verurteilten sah er sein Leben vorüberziehen. Das Meer sah er mit seinen smaragdnen Tönen über dem Korallengrund, den Strand, den steinigen Pfad, die Lichter zwischen den Kokospalmen und die erstaunten Augen der Fischer, als er das erste Mal die Dorfstraße entlangging, einen gelben Lederkoffer in der Hand.
Er erinnerte sich, wie die Zeit verfloßen war unter jenen einfachen Fischern, wie die Alten, deren Zeit abgelaufen war, starben und neue Wesen geboren wurden. Langsam hatte er sich dieser dörflichen Umgebung eingefügt. Er gehörte zum Dorf, in Freude und Leid, in Haß und Liebe. An alles dachte er. Er erinnerte sich, wie sich die verkrampten Hände Pedros erfolglos an den Bootsrand klammerten, während ein Hai seine nackten Füße abbiß. Es war an dem Tage, als ihn ein Sturm sechs Meilen von der Küste entfernt überrascht hatte.
Das Boot wurde vom Sturm auf den Strand geworfen. In der Nacht zündete er gemeinsam mit Nelly, Pedros Schwester, viele Kerzen an, um bei einem Toten, der gar nicht da war, Totenwache zu halten. Alle Fischer kamen vorbei, tranken weißen Rum und suchten, da es in dem Lichtviereck weder einen Sarg noch einen Toten gab, scheu das Kruzifix, um sich zu bekreuzigen.
Er schrieb die Tragödie nieder, doch als er am Abend den Bericht wieder las, kam ihm alles falsch vor, und er zerriß die Blätter.
Seit jenem Tag fuhr er nicht mehr mit den Fischern aufs Meer. Später, nachdem er den Tod vieler alter Fischer erlebt hatte, fand er seine innere Ruhe wieder. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, auf einen steilen Berghang, wo eine Hütte stand. Pedro, Nellys Bruder, ging mit ihm.
Er erinnerte sich noch vieler anderer Ereignisse. Er dachte an sein kleines Laboratorium, an die Frauen, die er im Leben kennengelernt hatte. Er entsann sich seiner Verhaftung am Abend, an die Brutalitäten in der Nacht und die einzig blöde Vernehmung am Morgen.
Während er so grübelte, glitt einem Riesenschirm gleich eine dunkle Wolke vorbei und deckte die Häuser des Dorfes mit ihrem Schatten zu. Die hellen Pünktchen, die durch die Türritzen gefallen waren, erbleichten.
Juan Berghem ließ seine Finger an einer der Mauern entlanggleiten, um die Namen seiner Vorgänger oder eine mit den Nägeln eingeritzte Botschaft zu finden.
Dies ist die Geschichte eines Mannes. Es ist die Geschichte vieler Menschen eines kleinen kolumbianischen Fischerdorfes, in das eines Tages die grünegekleidete Pest mit schwarzen Stiefeln und dicken, glänzenden Schulterstücken einzog.

Berechtigte Übertragung aus dem Spanischen: Rodolfo Caltopen

Ein paar Scherben waren es, die meinen Blick festhielten, als ich meinen Fuß auf portugiesischen Boden setzte. Ein paar armselige Scherben, mit denen ein kleines Kind still für sich spielte – das Kind einer jener Frauen, die sich, auf dem Kopfe riesige, flache Körbe voll Kohlen tragend, im Rhythmus einer traurigen, monotonen Melodie, gleich einer Kette ohne Ende zwischen Kai und Schaluppen bewegten. „Was spielst du da?“ fragte ich den Knaben.

Er sah aus der Häßlichkeit seines Schmutzes zu mir auf und entgegnete mit einem freundlich heiteren Blick und einem müden Zwitscherstimmchen, das mir sofort der dumpfen, nasal zischenden Sprache seiner Heimat das Unangenehme nahm: „Ich spiele nicht. Ich mache Azulejos.“

Die Herstellung von Azulejos, einer besonderen Art von Tonfliesen, ist die eigenartigste, noch heute blühende Volkskunst Portugals. Es gibt dort von altersher viele Werkstätten, in denen begnadete Hände jene kleinen Wunder an Farbe und Form hervorbringen, und neuerdings auch Fabriken, in denen Azulejos in großen Mengen hergestellt werden, wie sie etwa zur Bekleidung eines großen Stadthauses erforderlich sind.

Diese Azulejos sind typisch für Portugal. Es gibt auch in Südspanien, vor allem in Sevilla und Granada, sehr viele und schöne Azulejos. Dort aber hat man vorherrschend die fast rein geometrischen Muster aus der Maurenzeit übernommen, während sich Portugal und wiederum eine jede seiner Kunstepochen eigene Azulejos geschaffen hat. Da findet man vor allem an Palästen und Kathedralen riesige Azulejosgemälde, die ganze Wände und Fronten bedecken. Sie sind meist vom Geist der Sassaniden beeinflusst und auch ohne den üblichen Palmwedelschmuck und die sichtliche Bevorzugung der Jagdszenen als solche unverkennbar. Da findet man im Palast des Marquis de Fronteira in Bemfica ein wahres Museum von Azulejos jener anderen Epoche, in welcher die portugiesische Kunsttöpferei, wie alle Zweige der portugiesischen Kunst, von der italienischen Renaissance beeinflusst wurde. Die Terrassen dieses Palastes, seine Galerien, der Giebel nach dem See, alles bietet dem Beschauer prachtvolle Reliefs dar in der Art des Della Robbia, genannt „azulejos de cuenca“. Sehr zahlreich sind Azulejos aus der Zeit des Barocks, das in Portugal lange in hoher Gunst stand. Es ist dies die glanzvolle Epoche der Azulejos mit historischen Themen, umgeben mit Blumengehängen oder Rosenschmuck. Und heute stößt man überall auf Muster der jüngsten Zeit, die im Zeichen eines wiedererstandenen nationalen Bewußtseins steht. Sie lehnt das fremde Vielerlei der Azulejosmotive ab und ist zu den schönen, einfachen Mustern der Vergangenheit zurückgekehrt – wie sie sich auch von der Buntheit der durch die Nachahmung verwandter Kunstschöpfungen erklärlichen und durch den Fortschritt der Technik ermöglichten Farbgebung gelöst hat und mit Vorliebe mit den beiden edlen Tönungen jener alten Vorbilder arbeitet: einem leuchtenden Blau und einem matten Weinrot. Es gibt kein besseres Buch der portugiesischen Geschichte als solche Azulejos. Man gehe durch den Paco von Sintra, durch seine älteren, von den Mauren erbauten Teile: die kleinen, sehr kostbaren Azulejos werden zu prächtigen islamitischen Zelteppichen, von denen sie einst Muster und Farben entlehnt, und offenbaren uns den Geist der maurischen Herrscher von ehemals. Oder man betrachte im gleichen Palast

den Armstuhl des Königs und die Bank seiner Räte aus Azulejos – und man gleitet durch die Jahrhunderte zurück, glaubt, Don Sebastao und seine Mannen sich rüsten zu sehen zu dem unglücklichen Zug nach Tanger.

Wer je in dem Königssaal der Zisterzienserabtei von Alcabaca gewesen ist, dem haben dessen Azulejos nicht nur die Geschichte dieses berühmten Klosters kundgetan, das Gelübde des Königs und die Feier der Grundsteinlegung – die Stiftungsurkunde kann man sogar Wort für Wort darauf lesen – sondern auch das prächtige Bild der Belagerung von Santarem. Überall, im ganzen Lande verstreut, zeigt sich uns in stummer Eindringlichkeit seine große Vergangenheit, von seinem heldischen Anfang bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, in der Bildersprache der Azulejos.

Es gibt auch keinen besseren Spiegel der portugiesischen Seele, die, aus gotischen, keltischen, römischen Elementen verschmolzen, krasseste Gegensätze in sich vereinigt und in der sich tiefe religiöse Gebundenheit und unbändiger Freiheitswille, stille Ergebung und verwagener Mut, der sprühende Glanz ihres Himmels und die Schwermut ihres Meeres rätselhaft gegenüberstehen.

Kalt, hart und starr scheinen die Azulejos einzeln betrachtet, aber man braucht sie nur einmal im Zusammenhang, im Bild, gesehen zu haben, um zu wissen, in welcher warmer, innigfeiner Weise sie die Geheimnisse ihrer Welt zu formen vermögen, wenn sie uns einen Blick in das Leben eines Menschen oder eines Tieres gewähren, Klänge eines ländlichen Festes bannen oder auch nur eine leise Erinnerung.

Pedro I.

Der Name schaut ganz und gar nach König aus, nichtsdestoweniger handelt es sich nur um einen Schuhputzer. Ich habe ihn zufällig kennengelernt. Ich hatte mich wieder einmal aufgemacht, neue Wege zu entdecken, und das hat in Lissabon seinen besonderen Reiz.

Diesmal war es eine enge Treppengasse, dahinter ein Ausschnitt Lissabons, als hauchzartes Aquarell.

Weiß der Himmel, wie die Schuhputzer in so einer Gasse existieren können. Jedenfalls beweisen ihre vergnügten Gesichter, daß sie können. Wenn man sie so dicht nebeneinander, gleich den Schwalben daheim auf den Dächern, sitzen sieht, ist man wirklich geneigt zu glauben, daß sie keine andere Sorge bedrückt, als jeweils ihre Blechdosen und Flaschen mit den geheimnisvollen Mixturen in den Schatten ihrer Hosenbeine zu retten. Schuhputzer, die, wie diese hier, sozusagen auf der untersten Sprosse ihrer Laufbahn stehen, pflegen sich im allgemeinen durch Eifer auszuzeichnen. Wie die Bienen waren sie um mich her, nur einer, um dessentwillen ich die ganze Prozedur über mich ergehen ließ, nahm keinerlei Notiz von mir. Er las, er las in einem mächtigen ledergebundenen Buch.

Nichts konnte ihn dabei stören, nicht einmal der Spott seiner Kameraden, die ihn, den weißen Raben, auch in meinen Augen lächerlich machen wollten. „Pedro ... Pedro I.“

Sie erreichten nichts weiter, als daß Pedro I. einmal flüchtig hochsah, geistesabwesend wie vorher. Er las langsam. Wort für Wort, den Finger auf den Buchstaben.

Ich konnte nur erkennen, daß es Verse waren. Er war stets anzutreffen. Er saß noch am späten Abend da. Nach etwa vier Wochen waren wir gute Bekannte geworden. Das bezeugte er mir dadurch, daß er jetzt jeden Tag meinetwegen seinen Schatz aus den Händen legte und mir die Stiefel putzte. Er strahlte, wenn er mich nur sah. Und nun, nachdem er sicher war, in mir einen Zuhörer gefunden zu haben, der ihn nicht auslachte, erzählte er mir ohne Ende aus ... den Lusiaden, dem Epos des großen portugiesischen Dichters Camões. Bald bekam ich auch heraus, wie er zu seinem Spottnamen gekommen war. Die Geschichte der schönen Ines, der Liebsten und späteren Gemahlin Pedros I., mußte ihm wohl besonders gefallen haben. Es war die einzige Geschichte, die er mir nun schon zum dritten Male erzählt hatte.

Eines Abends, als er wiederum voller Begeisterung dabei war, mit seinem rührend holprigen Kinderlesen einen Abschnitt der Lusiaden kundzutun, trat unversehens eine robuste Frau zu uns. Sie schien das Buch mit ihren zornigen Blicken verschlingen zu wollen. Mit ihrer Fülle schob sie sich zwischen mich und Pedro, der sicher ihr Mann war. Mit nachdrücklichem Gepolter nahm sie den alten Bleicheimer vom Kopf herunter und stellte ihn so nahe hin, daß das Salzwasser mit den rohen Bohnen darin überschwappte. Und der Wind, der um diese Stunde stets vom Ozean her sich aufmachte, flatterte geradezu unheildrohend mit den Losstreifen, die sie mit einer Sicherheitsnadel an ihrer Bluse festgesteckt hatte. Ich hatte nur den einen Gedanken, man mußte sie irgendwie besänftigen, so etwa wie einen erzürnten Donnergott. Ich zog einen Schein, um ein Los zu erstehen, und tröstete mich damit, daß mein Geld wenigstens den armen Findelkindern zugute kommen würde. Ich fügte mich auch in Sanftmut, als sie den stattlichen Restbetrag nach einigen vielsagenden Blicken stillschweigend als Trinkgeld verschwinden ließ. Dann gingen sie beide fort. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagte, aber allein am Tonfall merkte ich, wie die Vorwürfe prasselten.

Man darf sie nicht verurteilen. Sie bekommt schließlich das Brot und den Stockfisch auch nicht geschenkt. Sicherlich wartet daheim eine Schar Kinder und sperrt die hungrigen Mäulchen auf. Aber trotz alledem hatte ich auch jetzt noch am meisten Mitgefühl mit ihm, den das Leben buchstäblich an den Staub des Alltags gefesselt hatte und dessen Sehnsucht doch der Dichtkunst galt.

Drüben tauchte die Nationalbibliothek auf. Was würde er sagen, wenn ich ihm dort den ersten Druck seiner Lusiaden aus dem Jahre 1571 zeigen würde? Die Tauben auf dem Denkmal des großen Luis de Camões schwirrten aus dem Schläfe auf, als der kleine gebückte Pedro dort vorüberging. Er hatte keinen Blick dafür.

Der Wind – so mag er gedacht haben. Denn er hatte bestimmt keine Ahnung davon, daß dieser Camões der Dichter seiner geliebten Lusiaden ist, noch viel weniger davon, daß dieser Camões der größte Dichter seines Volkes ist. Doch ich möchte behaupten, daß der große Meister seinem Jünger im Vorbeigehen zugelächelt hat.

Mädchen am Hafen

Wer Lissabon nicht gesehen hat, der weiß nicht, was schön ist, so sagen stolz die Bewohner von Lissabon. Ich für meinen Teil möchte Portugals Hauptstadt einen anderen Superlativ beilegen, nämlich, daß sie die lauteste Stadt ist, die ich kenne. Unbestreitbar schön ist sicher der Hafen der Stadt.

Am Südufer der Hafenbucht, dicht gegenüber Lissabon, liegt Cacilhas. Dieser Ort ist der beliebte Ausflugsort der kleinen Welt von Lissabon. Wer es sich leisten kann, geht hier in die „Blume des Tejo“ oder sonst in eines der vielen Fischspeisehäuser. Mit dem guten Bissen allein aber ist es nicht getan, etwas Spaß muß auch dabei sein. Und so geht es auf dem Hafenplatz von Cacilhas oft hoch her. Da stehen Wahrsager mit ihren Glückszettelkästen und Papageien, da schlagen Akrobaten ihre Räder und hocken Inder mit tanzenden Schlangen. Zu diesem Menschenlärm gesellt sich das Hupen der großen Überlandbusse, das Knarren und Rasseln von Ketten und Drahtseilen, das Klingeln der Fähren und das Heulen der Schiffssirenen.

Man wird mir glauben, es muß schon ein sehr lauter Schrei gewesen sein, der diesen ganzen Lärm übertönen konnte. Alles drängte sich in die Richtung des Schreies. Da saß sie auf einer leeren Zitronenkiste, die, die geschrien hatte. Mit verzweifelten Augen starrte sie auf die kleine Waage, die vor ihr stand. Ein dickes Weib aber keifte drohend:

„Bei der heiligen Mutter Gottes – einem ehrlichen Menschen sein Geld abnehmen und einem dann nicht sagen können, wieviel man wiegt.“

Mit keinem Wort verteidigte sich das Mädchen. Es streckte nur seinen mageren Arm aus, langsam, bange. Ja, die Waage funktionierte. Man hörte einen kleinen Seufzer der Erleichterung.

Die dicke Frau lachte laut. Es war ein gehässiges Lachen. Selbst die beiden Matrosen, die vorbeingingen, wurden rot. Der ärmliche, viel zu enge Rock des Mädchens sagte es erbarmungslos allen, daß er ein neues Leben unter sich barg.

Als ich nach einer Stunde wiederkam, saß das Mädchen immer noch da. Ich stellte mich auf ihre Waage. Sie sagte nichts. Ich schob ihr einige Kupfer in die müden, zusammengelegten Hände und blieb absichtlich auf der Waage stehen.

„Na, wieviel wiege ich wohl?“ fragte ich.

Sie fuhr zusammen und hob schnell den Ellenbogen vor die Augen, als erwarte sie einen Schlag. Ich tat, als hätte ich ihr Erschrecken gar nicht bemerkt. Ich sah auf den Zeiger:

„Genau 60 Kilo, wie immer“, sagte ich und trat herunter.

Da hob sie vorsichtig die Augen. Ich sah sie an. Das Gesicht vor mir war gewöhnlich, aber es war rührend jung. Auf seiner Stirn stand das Zeichen des Hungers und jenes Brandmal, das der Sumpf des Lebens jenen aufdrückt, die sich in ihn hineinverirrt haben.

Sie sah mich lange an. Dann fragte sie stockend:

„Sie verstehen das mit dem Teufelsding da?“

„Und du verstehst es nicht, Tochter?“

Sie schüttelte trotzig den Kopf, dann aber begann sie zu weinen.

„Aber da brauchst du doch nicht zu weinen, das ist doch ganz einfach mit so einer Waage...“

„Nein“, stieß sie bitter heraus, „ich will wieder auf die Fähre. Aber die wollen mich nicht mehr haben.“

„Komm, Tochter, ich zeig es dir. In fünf Minuten kannst du es.“

„Nein“, sagte sie, „ich will nicht. Ich will wieder auf die Fähre.“

„Das ist doch jetzt nichts mehr für dich. Das mußt du doch einsehen.“

„Ach“, sagte sie, „ich geh jeden Morgen in die Ermita Nossa Senhora de Monto.“

Ich widersprach ihr nicht. Es gehen so viele nach dem steinernen Stuhl des ersten Bischofs von Lissabon und bitten ihn um Hilfe in ihrer schwersten Stunde.

„Ich muß ja wieder auf die Fähre“, sagte sie nach einer Weile leise vor sich hin. Und sie nahm ihre Waage auf und ging, ohne einen Blick für mich, mit ihr davon.

Einige Wochen später sah ich sie wieder. Auf der Fähre. Sie schleppte einen großen Tragkasten, viel zu schwer für ein Mädchen. Sie tat mir unendlich leid. Ich wollte ihr wenigstens etwas abkaufen. So verlangte ich Möwenfutter.

„Ich hab keins“, rief sie von weitem.

Da verlangte ich Erdnüsse. Sie gab sie mir mit einem langen Blick. Darin stand das Erkennen.

Ich sah ihr nach. Sie schleppte ihren großen Tragkasten weiter, indes ihre Augen unablässig über den Hafen hinweggingen.

Es war im Mai. Ich weiß es so genau, weil es die Zeit der neuen Kartoffeln ist. Ich stand am Doca do Santos, dort, wo die vielen Leichter liegen. Sie löschten alle ihre Kartoffelfrachten. Das Heulen der Schiffssirenen, das Rattern der Motore, das Klingeln der Fähren, das Rasseln der Ketten und Räderwerke, der ganze Trubel an den Angestellten, dieser ganze geschäftige Hafenlärm war da.

Plötzlich aber ein Schrei, der sich nicht überhören ließ. Alles schaute zu den knarrenden Kränen hinüber. Aber dort war nichts geschehen. Die Hafenarbeiter standen zwischen ihren Ballen und Säcken still, um sich gleichfalls umzuschauen. Jetzt richteten sich die Augen auf eine junge Frau. Oder war es ein Mädchen? Sie rannte von der Fähre den langen Kai hinunter. Jetzt erkannte ich den Schrei wieder. Es war der Schrei von damals. Jetzt erkannte ich das Mädchen wieder. Es war das Mädchen von damals. Es schrie abwechselnd nach einem Adriano und nach der Polizei. Die Hafenpolizei kam. Das Mädchen zeigte nur und schrie:

„Da ist er, da ist er...“

Darauf sprangen die beiden Polizisten über die drei vorderen Leichter hinweg und befahlen im vierten einem Burschen, mitzukommen.

Das Mädchen hob beide Fäuste gegen ihn und schrie, bis ihr die Stimme versagte:

„Diabolo! Diabolo! Jetzt kommst du mir nicht wieder weg!“

Die Zuschauer brüllten vor Lachen.

Adriano ging durch die Menge. Er ließ den Kopf hängen. In meiner Nähe hörte ich jemand lachen:

„Ja, ja, Freundchen! Ehejoch oder ins Kittchen!“

Adriano trottete wie ein begossener Pudel zwischen den beiden Polizisten dahin. Das Mädchen triumphierend hinterdrein.

Einige Sommer waren vergangen. Ein neuer war gekommen und mit ihm der Tag der „Blumenspiele“. Die Fährschiffe trugen dicke, bunte Girlanden. Ein lustiger Wind

ließ die Papierfähnchen flattern. Und überall klimperte und dudelte es. Überall am Kai wurde geschwätzt und gelacht.

Plötzlich sah ich ein Gesicht. Ja, sie war es wirklich. Der junge Mann neben ihr wandte sich jetzt um. Es war kein anderer als Adriano.

Ich freute mich, sie so wiederzusehen. Ihr Gesicht war voller und frischer geworden. An ihrem Ringfinger glänzte der fadendünne Reif der Ehefrau. Adrianos Gesicht war blank von Seife, vielleicht auch von Seligkeit. Er hatte nur Augen für sie.

Jetzt sahen sie beide vor sich hinunter. Sie antworteten ihrem Kind.

„Komm, mein Söhnchen“, sagte die Mutter.

„Komm, sie treten dich sonst“, sagte der Vater und hob es zu sich herauf.

Ich freute mich, nun auch das Kind dieser beiden zu sehen. Es war ein strammer, kleiner Bursche mit blitzenden dunklen Augen. Er blickte seinen Vater an.

- Herr Kriminalrat Bowerke, Sie sind Leiter der Abteilung Staatsschutz des DKA in Godesberg. Wir, das heißt, meine Zuhörer, hören sehr oft von Ihnen und Ihrer Arbeit. Worin besteht nun, konkret, Ihre Aufgabe?
- Wir schützen den Staat, Herr Glogli.
- Sehr richtig, Herr Kriminalrat, aber wie denn nun?
- Ihnen dürfte bekannt sein, Herr Glogli, daß heutzutage niemand so gefährdet ist wie der Staat. Das war früher nicht so. Darum müssen wir den Staat schützen. Mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln. Stellen Sie sich nur einmal vor, der Staat würde eines Tages von unverantwortlichen Menschen beseitigt. Nicht auszudenken!
- Ihre Mittel, den Staat zu schützen, sind beträchtlich, nicht wahr?
- Sie sind unbeschränkt, Herr Glogli. Allein in den letzten fünf Jahren wurde unser Etat um 600 % erhöht. Dies kann aber nur der Anfang sein. Die Politiker haben nun das Problem endlich erkannt. Die Gefahr, in der der Staat schwebt, ist doch auch eine existentielle Gefahr für jeden einzelnen Politiker, vom Dorfbürgermeister bis zum Herrn Bundeskanzler. Wir haben das schon 1848 gesagt...
- Sehr richtig, Herr Kriminalrat. Aber wie geht das denn nun konkret vor sich: den Staat schützen?
- Der Staat, Herr Glogli, ist ja kein festumrissenes Gebilde. Überall ist Staat und nirgends. Wir erklären daher alles, wo er gerade anzutreffen, zum Vorfeld des Staates, das präventiv zu schützen ist. Verwandeln wir das Vorfeld des Staates in eine Festung, in ein Schlachtfeld, in eine Siegfriedlinie, ist der Staat selbst geschützt. Obwohl...
- Aber wo steckt denn nun der Staat, Herr Kriminalrat? Ist er vor lauter Vorfeld denn überhaupt noch zu sehen, um Ihr Bild aufzugreifen?
- Der Staat?
- Der Staat höchstpersönlich. Also besucht er eine Firma wie...
- Bitte keine Namen, Herr Kriminalrat!
- Betritt er also das Firmengelände, wo alles auf den Staat wartet, verwandeln wir das Viertel, in dem die Firma liegt, in das Vorfeld des Staates. In eine Festung. In ein Dien-Bien-Phu für alle, die dem Staat übel gesinnt sind. Jeder wird gefilmt, fotografiert, einem jedem werden die Fingerabdrücke abgenommen. Alle müssen Hieb-, Stich- und Schußwaffen an die dafür vorgesehenen staatlichen Stellen abliefern. Wir machen Leibesvisitationen - natürlich nach Geschlechtern getrennt, Herr Glogli -, wir observieren das Terrain, besetzen alle strategischen Punkte wie Dächer, Schornsteine, Kanalisation, Lichtmasten und Garagen. Wir sorgen dafür, daß dem Staat nichts geschehen kann. Selbst wenn er mal „muß“...
- Wie haben wir das zu verstehen, Herr Kriminalrat?
- Nun, selbst dort, Herr Glogli, steht der Staat unter dem unnachgiebigen Schutz besonders geschulter Kräfte. Für den Staat kann es keine intimen Nischen geben. Im Zweifelsfall schützen wir den Staat vor sich selbst. Denn selbst der Staat ist nicht mehr das, was er einmal war. Wo treffen wir nicht überall auf Staatsmüdigkeit, Staatsverdrossenheit und Mangel an Staatsstreue? Dies alles wird von uns unerbittlich geahndet.

- Sie suchen in jüngster Vergangenheit auch Buchhandlungen auf? Inwiefern muß der Staat denn dort geschützt werden? Ist denn zu befürchten, daß der Staat...?
- O nein, Herr Glogli. Im allgemeinen ist der Staat ja nicht an anrühigen Orten anzutreffen. Aber die Feinde des Staates, Herr Glogli - überall treffen wir auf sie. Auch und gerade in Buchhandlungen, Zeitungsredaktionen, Rundfunk- und Fernsehanstalten. Unsere Aufgabe besteht nun darin, alles im vornherein, präventiv sozusagen, zu eliminieren, was den Staat auch nur im entferntesten gefährden könnte. Die Buchhandlungen, Herr Glogli, Sie wissen es selbst, sind bevorzugte Sammel- und Treffpunkte staatsfeindlich gesonnener Elemente. Oder haben Sie je von einem Staatsfeind gehört, der nicht liest? Na?
- Aber weiten Sie den Staatsschutz nicht ein wenig zu sehr aus, Herr Kriminalrat?
- Aber nein, Herr Glogli. Der Schutz des Staates muß da begonnen werden, wo der Staatsfeind anzutreffen ist. Also im Vorfeld. Wir haben im Parlament Vorsorge treffen lassen, das Vorfeld auszuweiten. Sie selbst wissen, in welche Bereiche heute der Staat eingedrungen ist. So vergrößert sich zwangsläufig das Vorfeld des Staates. Ja, gerade dort, wo Staat n i c h t ist, müssen wir heute das Vorfeld des Staates plazieren...
- Aber Herr Kriminalrat, wer ist denn ‚der Staat‘?
- Wir alle, Herr Glogli, sind Staat. Sie, ich, jedermann. Wer auf dem Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung, also auf dem Staatsgebiet der Bundesrepublik Deutschland steht, ist Staat.
- Aber Montesquieu sagt...
- Herr G l o g l i , steht Herr Montesquieu auf dem Boden der...
- Herr Montesquieu ist tot, Herr Kriminalrat.
- Aha!
- Sie schützen also a u c h mich vor mir, mich vor Ihnen, Sie vor mir, also den Staat vor...
- Genau, Herr Glogli. Sie, ich, Ihr Techniker hier, wir alle stecken mitten drin im Problem, sind Pfahl im Fleische des Staates. Darf ich Sie also bitten, sich vor mir und meinen Kollegen vor sich selbst schützen zu lassen? Das Stempelkissen trage ich immer bei mir, darf ich Sie also bitten, sich erkennungsdienstlich behandeln zu lassen?
- O ja. Nein! Das, meine Damen und Herren, war unser heutiger Beitrag zum „Thema des Tages“. Auf Wiedersehen!

(Ton- und Bildstörung)

Stimme des Ansagers:

Sehr geehrte Damen und Herren, wir bitten die Störung zu entschuldigen. Wir sind dabei, den Fehler zu beseitigen. Derweil hören Sie Günter Noris und sein Bundeswehrtanzorchester.

1. Die Bildseite

Ordnung ist das halbe Leben, das weiß doch jeder. Wer es noch nicht weiß, dem wird es eben beigebracht.

Ordnung muß sein, wo kämen wir sonst hin? Ohne Ordnung, das kann ich Ihnen sagen, kämen wir sonstwo hin!

Nur wenn Ordnung herrscht, ist alles in Ordnung!

Die andere Hälfte des Lebens besteht aus Sicherheit.

Woher ich das weiß?

Sie machen mir vielleicht Spaß! Das weiß man eben, daß es ohne die Sicherheit nicht geht. Oder haben Sie noch nie etwas von dem Grundsatz „Sicherheit und Ordnung“ gehört?

Sehen Sie, ich bin ein Beamter im Strafvollzug. So eine Justizvollzugsanstalt ist gewissermaßen eine Hilfsschule der Nation. Wenn man da lange genug ist, geht einem das in Fleisch und Blut über: Sicherheit und Ordnung!

Eins bedingt das andere. Wenn hier einer aufmuckt, der stört nicht nur die Ordnung, er wird auch zum Sicherheitsrisiko. Risiken können wir uns hier nicht leisten, folglich achten wir darauf, daß keiner aufmuckt. Versucht es dennoch einer, und das kommt natürlich immer wieder mal vor, dann ziehen wir ihm die Hammelbeine schon lang.

Was sagen Sie?

Ja, natürlich kann sich einer auch beschweren, das Recht hat auch ein Gefangener, obwohl, und das sage ich Ihnen ganz offen, obwohl wir es nicht gerne sehen, wenn sich jeder gleich über jede Kleinigkeit aufregt und beschwert. Von diesen Querulanten gibt es hier genug, aber die vorgesetzten Behörden wissen das auch, wie das ist mit denen. Deshalb sind die meisten Eingaben und Beschwerden natürlich erfolglos. Und das ist auch gut so.

Wenn nämlich jeder mit seinen Beschwerden etwas erreichen würde, dann hätten bald die Gefangenen das Sagen und nicht wir! Außerdem stören diese Beschwerden natürlich den ganzen Ablauf in so einer Anstalt, deshalb sehen wir zu, daß wir diese Sachen noch irgendwie abbiegen können. Klappt ja auch meistens.

Gegen die Sicherheit, da darf gleich niemand was unternehmen, sonst werden wir grantig, da kennen wir nichts!

Denn wenn einer was gegen die Sicherheit unternimmt, der stört gleichzeitig die Ordnung, der rüttelt an den Grundfesten des Vollzuges!

Deshalb sage ich immer gleich jedem, der neu eingewiesen wird, wie das hier läuft, wie wir das handhaben. Und wenn der sich dann gegen Sicherheit und Ordnung auflehnt, dann wird er eben bestraft, ordentlich bestraft.

Schließlich muß man wissen, wie weit man gehen kann im Leben.

Nein, schlagen tun wir keinen, das gibt es schon lange nicht mehr, daß wir einen schlagen. Außer in Notwehr, da kommt es vor. Aber sonst?

Was in Mannheim war und in Hamburg und Köln und Hagen, was da war, meinen Sie? Das waren Ausnahmen, verstehen Sie, Ausnahmen! Die sind ja auch aufgekomen ... Natürlich rutscht einem schon mal die Hand aus, aber wo passiert das

nicht? Wo gehobelt wird, da fallen Späne, das kennen Sie doch, das Wort? Sehen Sie! Was ich hier für eine Funktion ausübe, wollen Sie wissen? Ich habe eine Abteilung unter mir, ich bin für rund sechzig Gefangene verantwortlich.

Ja, die Abteilung habe ich schon lange, bin gewissermaßen ein alter Praktiker. Mir macht da keiner was vor, auch nicht der Direktor!

Der sitzt in seinem Büro und gibt Weisungen heraus, obwohl er ohne uns aufgeschmissen wäre. Meine Kollegen und ich, wir sitzen schließlich nicht im Büro, weit weg vom Schuß. Wir haben eine Abteilung zu leiten oder einen Arbeitsbetrieb. Wir sind an der Front, nicht in der Etappe!

Was ich als Abteilungsbeamter mache? Ja, glauben Sie denn, ich hätte da nichts zu tun?

Das beginnt mit der Ausgabe des Essens, jeder Gefangene kriegt drei Mahlzeiten am Tag. Da muß ich jede Zellentür öffnen und wieder zuschließen. Dann habe ich Aufsicht beim Hofgang der Gefangenen. Die Post muß ich verteilen, aber das mache ich bei der Ausgabe des Mittagssessens, dann muß ich die Türen nicht extra schließen und habe mehr Zeit für meine anderen Aufgaben. Zum Beispiel muß ich Rapportzettel verteilen.

Wenn die mal was wollen, die Gefangenen, dann müssen die das auf einen Rapportzettel schreiben, damit man auch weiß, was die wollen. Später kommt der Zettel zu den Akten. Aber das ist nicht mehr meine Aufgabe.

Außerdem muß ich noch denen ihre Zelle durchsuchen, ob die was versteckt haben, was sie nicht haben dürfen.

Sehen Sie, das gehört schon wieder zum Grundsatz von Sicherheit und Ordnung!

Und das ist meine Aufgabe, daß Sicherheit und Ordnung eingehalten werden.

Manchmal teilt man mir auch einen Anfänger zu, damit ich ihn in die praktische Arbeit eines Justizvollzugsbeamten einweise. Wenn die hier anfangen, haben die doch keinen blassen Schimmer!

Ich zum Beispiel, ich war vorher Soldat, Unteroffizier, ich habe direkt nach dem Kriege hier angefangen. Ich wußte, worauf es ankommt im Strafvollzug!

Jetzt macht mir natürlich keiner mehr was vor. Ich bin ein alter Praktiker, aber das sagte ich wohl schon.

Später gehen die Anfänger dann zur Schule, dort lernen sie die Theorie. Aber Sie wissen ja, wie das so ist mit Theorie und Praxis. Außerdem sind wir die Vorgesetzten.

Und wer will nicht eine gute Beurteilung haben? Na, merken Sie was?

Meine Gefangenen, was die von mir halten? Die sind alle zufrieden mit mir, das können Sie glauben. Rau – aber herzlich, das verstehen die schon.

Wenn natürlich einer meint, er könne sich bei mir irgendwelche Rechte anmaßen, mit dem fahre ich Schlitten, da können Sie Gift drauf nehmen. Und der auch! Dem knall ich eine Meldung hin, daß er gleich im Arrest landet, für eine Woche oder zwei! Dann hat er nur jeden dritten Tag warmes Essen und eine Matratze auf den Holzbohlen. Da kann er dann nachdenken ...

Aber heute wird nicht mehr so schnell Arrest verteilt wie früher. Früher standen die manchmal Schlange, um ihren Arrest abzureißen. Das waren noch Zeiten ... Da hatte ich mal einen, der glaubte auch, er hätte den langen Atem. Der hat von seinen vier Jahren bald siebenhundert Tage im Arrest abgemacht: rein, raus und wieder rein, so ging das bei dem. Aber schließlich ging ihm doch die Puste aus und wir hatten ihn

kirre! Der wollte sich sogar aufhängen, so fertig war der! Wir haben bisher noch jeden geschafft...

Warum die Rückfallquote bei achtzig Prozent liegt, wollen Sie wissen?

Ja, das ist ein Problem für sich, das mit den Rückfälligen.

Vielleicht wollen die nicht anders?

Aber damit habe ich eigentlich nichts zu tun, ich habe hier meine Aufgabe. Ich muß sehen, daß hier alles glatt läuft, da kann ich mich nicht auch noch um die Sache mit dem Rückfall kümmern.

An uns kann das jedenfalls nicht liegen, wir tun was für die Gefangenen! Denken Sie nur an die zwei Fürsorger und an den Oberlehrer!

Sicher, es sind auch achthundert Gefangene, aber immerhin. Außerdem haben wir noch die von der Kirche hier, die Geistlichen.

Bei der Wehrmacht haben wir immer „Himmelskomiker“ gesagt, aber als Beamter geht das nicht mehr. Macht keinen guten Eindruck.

Ja, und ich rede ja auch mit den Gefangenen. Wenn die sich anständig aufführen, meine ich. Dann können die immer zu mir kommen. Außer, ich habe gerade keine Zeit. Aber wenn die sich ordentlich aufführen, dann nimmt man sich schon mal die Zeit für ein Gespräch.

Sie sehen: man hat hier viel mit Pädagogik zu tun, mehr jedenfalls, als man meint! Jetzt haben wir ja dieses neue Strafvollzugsgesetz. Also, meine Kollegen und ich, wir haben vielleicht gelacht über das Ding! Da stehen Sachen drin, die lassen sich hier gar nicht praktizieren!

Ich finde, das ist mal wieder typisch für die da oben: die erfinden was, und wir müssen sehen, wie wir klar kommen! Aber ich glaube nicht, daß sich deshalb viel ändert im Vollzug, bisher hat sich nie viel geändert, außer Kleinigkeiten vielleicht. Außerdem ist es bisher auch ohne gegangen, und Ordnung hat trotzdem geherrscht. Das mit der Sicherheit und der Ordnung, das ist aber geblieben, vielleicht anders im Zusammenhang, aber das ist egal.

Sicher, Resozialisierung ist auch ganz gut, da steht auch was von drin, aber man kann nicht alles haben im Leben.

Ohne Sicherheit und Ordnung jedenfalls, da hätten wir bald keine Übersicht mehr, was meinen Sie, wieviel Rückfällige wir dann hätten?

Jede Münze hat eben zwei Seiten...

So, jetzt überprüfe ich noch einmal, ob auch alle Türen wirklich verschlossen sind, dann habe ich Feierabend.

2. Die Wertseite

Es gibt Leute, die seit Jahren auf eine sogenannte Misere im deutschen Strafvollzug hinweisen.

Als Leiter einer Vollzugsanstalt kann ich jenen Leuten nur bescheinigen, daß ihre lautstark geäußerte Kritik durch keinerlei Sachverstand getrübt wird! So hat zum Beispiel der schwedische Vollzug mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die in den Lobeshymnen jener Leute glatt unterschlagen werden. Ich erinnere nur an die oft von Erfolg gekrönten Fluchtversuche des gefährlichsten Bankräubers der schwedischen Geschichte.

Im internationalen Vergleich steht der deutsche Vollzug mit an der Spitze. Dies wird auch untermauert durch eine Meldung der *Stuttgarter Zeitung* von Ende Juli 1976. Danach hat sich ein Krimineller geradezu nach deutscher Haft gesehnt, und er denkt mit Schauern zurück an die Gefängnisse in Marokko!

Wir haben vor Jahren mit der Liberalisierung begonnen, haben Experimente im Vollzug gewagt, obwohl wir weder durch Politiker und oft auch nicht durch die vorgesetzte Behörde gedeckt wurden, das Risiko mußten wir Anstaltsleiter allein tragen! Uns kann niemand etwas vorwerfen, und wir lassen uns auch nichts vorwerfen! Glücklicherweise ist dieser für uns unangenehme Zustand beendet worden durch die Schaffung des Strafvollzugsgesetzes. Obwohl dieses Gesetz von einigen Weltverbesserern völlig wirklichkeitsfremd verändert werden sollte, ist schließlich ein, wie ich meine, durchaus praktikables Werk entstanden. Im Strafvollzug ist nämlich kein Platz für Humanitätsduselei, wohl aber Raum für eine zielorientierte Menschlichkeit.

Im Zuge der Tendenzwende haben nun auch die abschließenden Diskussionen zu einer weiteren Versachlichung dieses Bereiches geführt.

Diese Versachlichung wird ihren Niederschlag finden in den Ausführungsbestimmungen der Justizminister der Länder. Ausschlaggebend wird die allgemeine Finanzmisere unsere Reform zwar nicht behindern, doch werden sich einige Abstriche kaum vermeiden lassen.

Trotzdem dürfen unsere Gefangenen guter Dinge sein, verdienen sie doch schon fünf Prozent des jeweiligen Ortslohnes! Die vorgesehene jährliche Steigerungsrate von einem Prozent wird die Teuerungsrate zwar nicht auffangen können, aber die Gefangenen werden ihren nunmehr verbrieften Rechtsanspruch auf ein Arbeitsentgelt zu schätzen wissen.

Laut Gesetz kann nun jeder Gefangene einen mehr oder minder langen Urlaub erhalten, sofern er bestimmte Voraussetzungen erfüllt und nicht in bestimmten Täterkategorien zu finden ist. Diese, an und für sich begrüßenswerte, Regelung muß natürlich nicht nur sinnentsprechend ausgelegt, sondern auch so angewandt werden, daß den charakterlichen Imponderabilien der Gefangenen Rechnung getragen wird. Auf das Prinzip von „Schuld und Sühne“ wurde zwar nicht völlig verzichtet, aber der Begriff „Sicherheit und Ordnung“ ist nun in seinem Stellenwert verändert worden. Zwar ist der Schutz des Bürgers vor den Inhaftierten weiterhin gesichert, die Resozialisierung wird aber deshalb nicht ausgeschlossen, sondern ausdrücklich gefördert. Die noch notwendige Interpretation des Gesetzes wird also nicht mehr von „Sicherheit und Ordnung“ auszugehen haben, sondern etwa von der Formel: Gesicherte Ordnung schafft ordentliche Sicherheit!

Es würde diesen Rahmen sprengen, wollte ich Ihnen alle Positiva dieses Jahrhundertgesetzes erläutern, doch läßt sich sagen, daß durch dieses Gesetz der Strafvollzug auf eine Grundlage gestellt wurde, die nicht nur den Bedürfnissen aller Beteiligten gerecht wird, sondern auch bewährte Elemente genügend berücksichtigt. Wie jede Münze, so hat auch dieses Gesetz zwei Seiten. Deshalb muß ich all jene warnen, die sich von dem Gesetz eine grundlegende Änderung im Strafvollzug erhoffen! Wir haben unsere Aufgabe erfüllt, aber nun muß es sich zeigen, ob auch die Gefangenen ihren Teil zum guten Gelingen beitragen wollen, ob sie sich dieses vorzüglichen Instrumentes würdig erweisen!

In Kartoffelsburg an der Kartoffel gibt es einen Kreistag – Sie sehen schon, daß die Geschichte mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt, denn bekanntlich ist Kartoffelsburg längst keine Kreisstadt mehr. In meiner Geschichte gibt es in Kartoffelsburg einen Kreistag, in dem die Freiheitlich Soziale Christenpartei (FSCP) die Mehrheit hat. Vorsitzender des Kreistags, genannt Landrat, ist Felix Freiherr von Bratwurst zu Kartoffelshausen, Kreisvorsitzender der FSCP, Mitglied der Kirchensynode, Verwaltungsratsvorsitzender der Kreissparkasse, Ehrenpräsident des Wohltätigkeitsvereins, Mitglied des Aufsichtsrats der Preußisch-Sächsischen Elektrizitäts-Aktiengesellschaft (Sitz Frankfurt am Main) und anderer Aufsichtsräte, Ehrenmitglied des 1. FC Kartoffelsburg, Inhaber zahlreicher weiterer Ehrenämter, Inhaber der Freiherrlich von Bratwurst'schen Forst-, Landwirtschafts-, Molkerei- und Mühlenbetriebe, Inhaber des Großen Verdienstkreuzes, Inhaber einiger militärischer Orden aus der Zeit, als er in der Ukraine Partisanen bzw. Terroristen bekämpfte (ich werde auf den sprachlichen Unterschied zurückkommen).

Die Fraktion der FSCP beschließt nach einem Vortrag des Herrn von Knackwurst, im Kreistag einen Antrag zu stellen, der die Überschrift trägt „Programm zur Sanierung der Kreisfinanzen“. Der „Kartoffelsburger Anzeiger“ – freiheitlich, sozial, christlich, unabhängig, überparteilich – berichtet: „FSCP will Kreisfinanzen sanieren“. So objektiv berichtet der „Kartoffelsburger Anzeiger“ in aller Regel; er hält sich streng an die Tatsachen. Weil die FSCP im Kreistag die Mehrheit hat, wird der Antrag angenommen. Der „Kartoffelsburger Anzeiger“ berichtet: „Kreistag beschließt Haushaltssanierung/Der Wildwuchs der öffentlichen Ausgaben soll nun abgeschnitten werden.“

Dem Beschluß des Kreistags ging eine Rede des Landrats von und zu Mettwurst voraus. In dieser Rede hieß es wörtlich: „Wir können nicht tatenlos zusehen, wie die öffentliche Hand immer mehr Geld ausgibt. Wir können die Aufblähung der öffentlichen Haushalte in unserem Lande nicht länger hinnehmen. Was wir – alle miteinander – brauchen, ist Stabilität, und darum dürfen wir es nicht länger zulassen, daß die Ansprüche ins Maßlose wachsen, daß jeder nur noch Forderungen ans Gemeinwesen stellt und daß die Eigeninitiative des Bürgers verkümmert. Wenn wir wollen, daß unser Staat ein freiheitlicher Staat bleibt, dann müssen wir endlich einig und entschlossen den verderblichen Tendenzen entgegenzutreten, die unseren Staat zu einem allzuständigen Versorgungsstaat zu machen drohen, zu einem totalitären Staat wie drüben, wo der Bürger keine Freiheit mehr hat. Wenn wir eine solche verhängnisvolle Entwicklung verhindern wollen, dann müssen wir selbst etwas tun. Nicht nur der Bundestag und der Landtag, nein, auch wir, der Kreistag von Kartoffelsburg, sind aufgefordert, zu einem vernünftigen Maß zurückzufinden, Wildwuchs abzuschneiden, die öffentlichen Finanzen zu sanieren, die Stabilität wiederherzustellen. Lassen Sie mich ein Beispiel nennen: „Unser Personaletat, meine Damen und Herren“ und damit kam der Landrat allmählich zu seinem konkreten Anliegen – „unser Personaletat, meine Damen und Herren, ist in den letzten drei Jahren um 197 Prozent angewachsen. Kann das so weitergehen? Nein. 1956 beschäftigten wir in der Kreisverwaltung 218 Beamte, Angestellte und Arbeiter, jetzt, 1976, sind es 389, also fast doppelt so viele. Warum? Weil wir immer mehr Aufgaben übernommen

haben, die ebenso gut und besser von Privatunternehmen getragen werden könnten. Ein deutliches Beispiel dafür ist die Gebäudereinigung. Unter den 389 Beschäftigten sind acht Frauen, die im Kreishaus sauber machen. Aber für diese Aufgabe gibt es Spezialfirmen – und wir haben Angebote von ihnen –, Firmen, die uns helfen könnten, Kosten zu sparen. Diese Firmen mit einem modernen Management können günstiger kalkulieren, rationeller arbeiten als eine Staats- oder Kommunalverwaltung. Die Reinigung unseres Kreishauses einer solchen Firma zu übertragen, würde eine Einsparung von jährlich 30 000 Mark bedeuten. Ich frage Sie: Wäre es gegenüber unseren steuerzahlenden Bürgern zu verantworten, ein solches Angebot auszuslagern?“

Soviel aus der Rede des Landrats, über die der „Kartoffelsburger Anzeiger“ ausführlich berichtet. Das Blatt bringt auch einen Kommentar mit der Überschrift: „Eine mutige Rede“. In dem vom Chefredakteur Hartmut Fürchtegott verfaßten Kommentar lesen wir: „Dies, liebe Leser, war eine Rede, die aus dem Herzen aller Bürger gesprochen war. Der schleichenden Verstaatlichung aller Leistungen muß endlich Einhalt geboten werden, damit wir uns nicht über kurz oder lang in totaler Unfreiheit wiederfinden. Wer von uns hätte nicht schon gelegentlich im Stillen sorgenvoll darüber nachgedacht, wie lange diese Entwicklung eigentlich weitergehen soll und wo sie enden würde? Dem Landrat unseres Kartoffelkreises gebührt das Verdienst, die Dinge beim Namen genannt zu haben. Er nahm kein Blatt vor den Mund. Er legte den Finger mutig auf die Wunde. Er öffnete den Kreistagsabgeordneten die Augen. In der nüchternen Sprache der Zahlen legte er schlüssig dar, wohin es führt, wenn staatliche oder kommunale Stellen glauben, alles in eigene Regie nehmen zu müssen. Unwiderleglich verdeutlichte er am einfachen, anschaulichen Beispiel der Gebäudereinigung, welcher finanzielle Schaden der Gemeinschaft der steuerzahlenden Bürger entsteht, wenn die Verwaltung ihre Zuständigkeit auf Bereiche ausdehnt, von denen sie nichts versteht. Es wäre ein Skandal, wenn unser Geld weiterhin in dieser Weise aus dem Kreishaus gekehrt würde. Es war gut und richtig und notwendig und hoffentlich noch nicht zu spät, daß unser Landrat den Ideologen von links, die von einem anderen Staat, von einer anderen Wirtschaftsordnung träumen, einmal auf Heller und Pfennig vorrechnete, daß eine freie Wirtschaft leistungsfähiger und dem Gemeinwohl dienlicher ist als jedes andere System.“

Sofort nach dem Erscheinen des Kommentars erhält Chefredakteur Hartmut Fürchtegott einen Anruf von Felix Freiherr von Krautwurst, der ihm gratuliert. „Ein mutiger Kommentar“, sagt der Landrat. Auch der stellvertretende Fraktionsvorsitzende der FSCP im Kreistag, der junge Graf Rübenspeck, gratuliert. „Ein mutiger Kommentar“, sagt Karl Anton (genannt „Charly“) von Rübenspeck, der vielbewunderte Freund schneller Autos und aller hübschen Mädchen im Kartoffelkreis. Aber nun habe ich Bedenken, Ihnen meine Geschichte weiterzuerzählen. Bisher sind Sie mir mehr oder weniger bereitwillig gefolgt und haben sich vielleicht überlegt: Wenn diese Rede und dieser Zeitungsartikel auch nicht wahr sind, so sind sie doch nicht unwahrscheinlich. Ich fürchte nun, daß Ihr Verständnis plötzlich aussetzt, wenn ich Ihnen sage, daß Charly von Rübenspeck, der Herrn Fürchtegott zu dem Kommentar gratuliert und ihn bei dieser Gelegenheit einlädt, das nächste Wochenende mit ihm in netter Gesellschaft im gräflichen Jagdhaus zu verbringen, daß dieser

aufgeschlossene, moderne, sympathische Nachwuchskommunalpolitiker der FSCP nicht nur der Verlobte der jüngsten Tochter des Landrats ist, sondern auch – und jetzt kommt's – der Inhaber der Gebäudereinigungsfirma Blitzblank Schulz & Co. KG.

Ich will es kurz machen. Lieselotte Müller ist eine der acht Frauen, die seit Jahren Tag für Tag im Kreishaus geputzt haben. Ebenso wie ihre sieben Kolleginnen bekommt sie die Kündigung von der Kreisverwaltung und gleichzeitig ein Stellenangebot von der Firma Blitzblank Schulz & Co. KG. Bei der Kreisverwaltung wurde Lieselotte Müllers Arbeit nach dem Tarifvertrag bezahlt, der allgemein für den öffentlichen Dienst gilt. Die Firma Blitzblank zahlt pro Arbeitsstunde eine Mark weniger. Außerdem soll die wöchentliche Arbeitszeit von 22 auf 18 Stunden verringert werden, die Frauen sollen also schneller arbeiten. Für Krankenversicherung, Altersversicherung, Arbeitslosenversicherung zahlt die Firma keine Beiträge. Frau Müller bekommt Magenschmerzen. Ihr Sohn Thomas – er geht auf die Realschule – liest das Kündigungsschreiben, obwohl Frau Müller es im Küchenschrank hinter den Schüsseln versteckt hatte, er liest das Stellenangebot der Firma Blitzblank Schulz & Co. KG, und er liest den „Kartoffelsburger Anzeiger“, worin geschrieben steht, daß die Gemeinschaft der steuerzahlenden Kreisbevölkerung – auch Familie Müller zahlt Steuern – jährlich 30 000 Mark sparen wird, was aber vermutlich nicht heißen soll, daß die Steuersätze gesenkt werden. Thomas fängt an zu rechnen. Er rechnet lange und kommt zu dem Ergebnis, daß Charly von Rübenspeck an der Reinigung des Kreishauses jährlich rund 10 000 Mark verdienen wird. „Wer zahlt ihm das?“, fragt Thomas, um sofort selbst die Antwort zu geben: „Wir, die steuerzahlende Kreisbevölkerung.“ Die Mutter sagt: „Wenn es nichts zu verdienen gäbe, wäre das Geschäft für ihn uninteressant. Dafür muß man Verständnis haben.“ Thomas fragt: „Habt Ihr bisher gebummelt? Könnt Ihr die Arbeit auch in 18 Stunden schaffen?“ Der Gedanke, sie könne gebummelt haben, greift an Frau Müllers Ehre. „Nein“, sagt sie, „in 18 Stunden können wir nicht mehr alles so gründlich saubermachen wie bisher in 22. Der Herr Landrat sollte eigentlich wissen, wie akkurat ich ihm immer die schönen teuren Möbel im Chefzimmer gepflegt habe. Das geht doch nicht husch-husch.“ Thomas: „Aber wenn die teuren Möbel demnächst unansehnlich werden, dann braucht der Herr Landrat neue, und der Kreistag muß sie ihm bewilligen. Und wenn am Gebäude Schäden auftreten, zum Beispiel weil etwas durchgerostet ist, dann muß die Gemeinschaft der steuerzahlenden Bürger die Reparatur zahlen. Und wenn Du einmal ernstlich krank wirst oder wenn eine Deiner Kolleginnen invalide wird oder wenn Ihr arbeitslos werdet, dann seid Ihr nicht mehr versichert, und dann muß die Gemeinschaft der steuerzahlenden Bürger vielleicht auch noch Sozialhilfe zahlen. ‚Sanierung der Kreisfinanzen‘ – darüber kann man doch nur lachen. Wer oder was wird denn da saniert, wer oder was wird denn da gesund gemacht? Du jedenfalls nicht. Dich haben sie zunächst einmal magenkrank gemacht.“

Sie sehen, der Junge steht offenbar unter dem Einfluß einer linken Schülergruppe. Aber er macht es mir schwer, meine Geschichte zu Ende zu erzählen, obwohl es gar nicht mehr viel zu erzählen gibt. Ich spüre, daß es mit der Verständigung hapert. Die Rede des Landrats war eindeutig und verständlich, aber nun wird zweifelhaft, was die Wörter bedeuten. Was ist wahr oder könnte wahr sein, und was ist mit Sicherheit unwahr oder ganz und gar unwahrscheinlich? Es geht nicht

allein um das Wort „Sanierung“. Es geht um viele Wörter. Fast jedes Wort nimmt einen anderen, gegensätzlichen Sinn an, je nachdem wer es ausspricht, der Freiherr von Kochwurst und der Chefredakteur Fürchtegott oder die Putzfrau Lieselotte Müller und ihr Sohn Thomas. Zum Beispiel das Wort „Freiheit“. Wurde Lieselotte Müller dadurch zur freien Bürgerin, daß sie aus dem öffentlichen Dienst entlassen oder, wie es im Kündigungsschreiben heißt, „freigestellt“ wurde? Wenn ich den „Kartoffelsburger Anzeiger“ lese, stolpere ich schon über die unscheinbaren Wörter und werde immer unsicherer. Die Gewerkschaft, so lese ich da, „behauptet“, sie habe in den Freiherrlich Bratwurst'schen Forst-, Landwirtschafts-, Molkerei- und Mühlenbetrieben soziale Mißstände festgestellt, aber der Arbeitgeberverband behauptet nicht, sondern „stellt klar“, daß alles in Ordnung sei. Die Gewerkschaft „droht“ mit juristischen Schritten, falls Karl Anton Graf Rübenspeck nicht eine angeblich unzutreffende, offenbar mißverständene Erklärung zurücknimmt, aber der Arbeitgeberverband „warnt“ die Gewerkschaft, er werde sich zu juristischen Schritten genötigt sehen, falls sie nicht ihrerseits eine falsche Behauptung widerruft. Um auf den sprachlichen Unterschied zwischen Partisanen und Terroristen zurückzukommen: Für den damaligen Bataillonskommandeur Felix von Blutwurst und für die „Ordnung“, die er in der Ukraine errichten und sichern half, waren die ukrainischen Partisanen Terroristen; aber könnten nicht umgekehrt die Ukrainer das Besatzungsregime als Terrorregime empfunden haben? Und wenn das Bataillon auszog, um die Gegend von Partisanen zu „säubern“, wie es damals im Wehrmachtsbericht hieß, und wenn daraufhin einige Dörfer in Flammen aufgingen – fühlten sich die Bewohner der Dörfer dann durch die Flammen gereinigt und gesäubert? Von „Säuberungen“ sprach auch der „Kartoffelsburger Anzeiger“ jahrelang in seinen Berichten über den Krieg in Vietnam. Wie sah die Realität in Vietnam aus? So wie sie der „Kartoffelsburger Anzeiger“ schilderte: daß nämlich die amerikanischen Ledernacken die Freiheit gegen den linken Terror verteidigten? Oder befreite die Nationale Befreiungsfront der Vietnamesen Vietnam vom Terror amerikanischer Napalmangriffe und Flächenbombardements und chemischer Zerstörung der Wälder und Reisfelder und von der Folterherrschaft einer von den Amerikanern abhängigen Marionettenregierung? Was ist Realität, was ist Fiktion, was ist Ideologie? Wozu taugen die Wörter? Können wir uns noch verständigen? Ich will dennoch versuchen, die Geschichte zu Ende zu bringen.

Herr Müller – ein kleiner Polizeibeamter – kommt vom Dienst nach Hause. Sorgenvoll sieht er nach seiner kranken Frau. Sie zögert, bevor sie ihm sagt, was sie sich mit Thomas und mit einer ihrer langjährigen Kolleginnen überlegt hat: Wie wäre es, wenn die Kolonne der acht Putzfrauen morgen früh auf dem Platz vor dem Kreishaus mit Besen und Schrubbern und Scheuerlappen für ihre sozialen Rechte demonstrieren würde? Ob das nicht Aufsehen erregen würde? Ob der „Kartoffelsburger Anzeiger“ die Sache dann nicht auch einmal von der anderen Seite her darstellen müßte? „Aber Lieschen“, sagt Herr Müller, „das kannst Du mir doch nicht antun. Du und ich – wir haben doch für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen. Wir demonstrieren doch nicht.“ Und dann rückt Herr Müller seinem Sohn, der ihr das eingeflüstert hat, den Kopf zurecht.

Ein glückliches Ende der Geschichte. – glücklich für wen?

Ich gebe zu, meine Geschichte, wie ich sie Ihnen erzählt habe, ist eine unordentliche Geschichte. Das Beste an ihr ist wohl, daß sie frei erfunden ist. Bekanntlich gibt es keinen unabhängigen „Kartoffelsburger Anzeiger“ mehr. Er ist längst von der „Norddeutschen Allgemeinen“ oder der „Süddeutschen Allgemeinen“ verallgemeinert worden. Heutzutage lassen wir uns ja viel moderner, viel rationeller, viel zentraler informieren.

Ulli Harth Sprach-Einbrüche

Die Krankenhäuser sind nur noch durch eine Totaloperation am Geldbeutel der Patienten zu retten.

Was denkt sich jemand, der „ehrlich gesagt“ sagt?

Die Zeit zerrinnt nur zwischen den Fingern, wenn man keinen Finger rührt.

Wir werden auf keinen grünen Zweig mehr kommen, wenn wir die grünen Zweige nicht einmal mehr sehen.

Wenn die Sitzengebliebenen dazu stehen würden, gäbe es einen Aufstand.

Es ist verletzend, daß man nur eine Sorte Geld „Schmerzensgeld“ nennt.

Menschen „ohne festen Wohnsitz“ haben bei uns keinen leichten Stand.

Die „öffentlichen Bedürfnisanstalten“ geben einen Vorgeschmack auf die nicht-öffentlichen Bedürfnisse.

Betuchte fürchten sich vor der nackten Wahrheit.

Der Kunde ist König, aber die Hersteller sind längst nicht mehr Anhänger der Monarchie.

Dunkelhaft wirft ein schlechtes Licht auf die Umgebung.

Zu Säuberungen eignen sich am besten große Lumpen.

Die öffentliche Meinung ergibt sich schnell.

Das Zünglein an der Waage der Gerechtigkeit ist belegt.

Anneliese Giesen Schiebung!

Wenn dich ein großes Tier verführt,
bevor es dich fest engagiert,
und offensichtlich sehr verliebt,
von Bett zu Bettchen weiterschiebt.
Wenn man im seligen Moment,
spricht von Begabung und Talent,
nur weil du standest zur Verfügung,
bist du das Opfer einer Schiebung...

Wolfgang Bittner Geschichtswissen

Nach dem Schulbuch
sinngemäß
ist die Weimarer Republik
an ihrer Bedrohung
von links
gescheitert
als die Nationalsozialisten
die Macht übernahmen

Ernest Bornemann Autobiographisches...

... zur Geschichte des Films und Fernsehens

So wie sich alles in meinem Leben aus Zufall und nicht aus Planung ergeben hat, so stand es auch mit meiner sogenannten Karriere im Film und Fernsehen. Ich sollte Musiker werden, aber nachdem meine Eltern mich einem entfernten Verwandten, dem Musikwissenschaftler Erich von Hornbostel, vorgestellt hatten und er ein paar Stunden meinem Virtuosenpiel auf dem Flügel und der Violine zugehört hatte, schüttelte er den Kopf, und ich wußte, was ich gehaut hatte: daß ich nicht zum Musiker auserkoren war. Aber er hatte entdeckt, daß ich Rhythmen besser auseinanderhalten konnte als die meisten Europäer, und schlug deshalb vor, daß ich schon vor meinem Abitur zu ihm ins Phonogrammarchiv der Universität Berlin kommen sollte, um seinen Vorlesungen über „primitive“ Musik beizuwohnen.

Dort hatte er ein Instrument erfunden, das mit Hilfe des 35-mm-Films und einer Selenzelle ein optisches Bild schwer zu analysierender Musik erstellte. Man konnte, indem man die ganze Breite des Films und nicht nur die Tonspur benutzte, präzise erkennen, wann ein Sänger oder Instrument einsetzte, wie hoch oder niedrig eine jede Note war, welches Vibrato benutzt wurde und aus welchen Schwingungen sich Tonfarben zusammensetzten. Als ich im Juli 1933 aus politischen Gründen nach England fliehen mußte und dort kein Geld hatte, verdingte ich mich als Jazzmusiker und arbeitete in den Tonstudios der Grammophon- und Filmgesellschaften als Tonassistent, indem ich das, was ich bei Hornbostel gelernt hatte, nun kommerziell zu praktizieren suchte. Meine einzige Filmerfahrung bestand aus meiner bescheidenen Mitarbeit in einer Berliner Amateurfilmgruppe, die sich aus der damaligen KPD entwickelt hatte und „Neue Filmgruppe“ hieß.

Durch Natalie Koutane, die ein Londoner Komitee für politische Flüchtlinge leitete, lernte ich Marie Seton kennen, die sich in S. M. Eisenstein („Seine Majestät Eisenstein“) verliebt hatte und mich einer Londoner sozialistischen Filmgruppe namens „Kino“ vorstellte. Zu den Mitgliedern gehörten Bert Marshall und Jim Turner, die später das erste linke Theater Englands, „Unity Theatre“, in Mornington Crescent aufbauten. Andere Mitglieder waren Pete Davis, der den ersten Spanienfilm während des Bürgerkriegs gedreht hat, und Jim Harris, der später die Neuseeland-Film-Unit aufgebaut hat. Aus dieser Zeit erinnere ich mich eigentlich nur an einen blöden Vers, den ich meinen englischen Freunden eingebleut hatte, so daß sie ihn auf deutsch bei der nächsten Party bei Netta Koutane vorsingen konnten. Nach der Melodie „Mariechen saß auf einem Stein“ begann er mit den Worten „Marie Seton saß auf Eisenstein, Eisenstein, Eisenstein...“

Wir waren also trotz unserer Armut und unserer politischen Tätigkeit keineswegs „seriös“. Das waren aber auch die Großen nicht, an denen wir uns orientierten. Ich erinnere mich beispielsweise daran, daß Eisenstein, unser Gott, eines Tages nach England kam und wir ihn alle mit angehaltenem Atem am Landekai erwarteten. Nur Marie Seton und Bert Marshall, der russisch sprach, durften aufs Schiff. Als Eisenstein endlich erschien, konnte ich sehen, daß er Bert sofort beiseiten nahm und ihm etwas ganz Dringendes ins Ohr flüsterte. Bert nickte und kam im Eiltempo zu uns runter.

„Muß sofort in die Stadt“, sagte er. „Für Eisenstein.“

„Ja, was hat er denn gesagt?“ fragten wir mehr oder weniger einstimmig, denn wir erwarteten große Dinge, sowohl filmtechnisch wie politisch, von unserem Orakel.

„Was er gesagt hat? Wo bekomme ich hier blaueidene Pyjamas, hat er gesagt!“

Bei Netta Koutane lernte ich auch Eva Geisel, meine spätere Frau, kennen. Sie war in England geboren, in Berlin aufgewachsen und deshalb zweisprachig, hatte eine Zeitlang als Journalistin für eine mehrsprachige Wochenzeitschrift namens *European Herald* gearbeitet und war nun als Mädchen für alles bei David Oliver, dem Chef der Denham Labs, des Kopierwerks der von Alexander Korda erbauten *Denham Film Studios*, tätig. Sie verschaffte mir im Jahre 1935 die erste Stellung meines Lebens – als Lektor in der Dramaturgie einer von Douglas Fairbanks Jr. und Marcel Hellman gegründeten Filmgesellschaft namens *Criterion Films Limited*.

Die Stellung ging flöten, als Doug Fairbanks sich in Marlene Dietrich verliebte, die gerade aus Amerika gekommen war, um bei Alexander Korda einen Film namens *Knight without Armor* zu drehen. Während der Dreharbeiten mußte ich zahllose Male *Postillon d'Amour* für Doug spielen, indem ich von unserem Filmstudio, *Worton Hall*, durch ganz London hindurch (oder auf der Umgehungsstraße um ganz London herum) fuhr, um Marlene in Denham Blumen oder Sekt oder Schmuck oder Konfekt oder wer weiß was zu bringen. Ich tat das aber gern, denn meine Tätigkeit bei Criterion war völlig sinnlos: keines der Bücher, Drehbücher, Bühnenstücke, die ich gelesen oder empfohlen hatte, wurde je gedreht. Und außerdem besaß Doug einen *Auburn Cord* mit Vorderradantrieb, der mir damals das interessanteste Auto der Welt schien. Er stellte mir das Ding stets als eine Art Bestechung zur Verfügung, wenn ich ganz schnell nach Denham sollte. Manchmal durfte ich das Monstrum auch übers Wochenende behalten. Das waren dann die großen Tage des Jahres 1935.

Als Marlene 1936 nach Hollywood zurückkehrte, zog Doug ihr nach, und unsere Filmgesellschaft, die ganz auf seinem Status als Star beruhte, flog auf. Alle wurden entlassen. Ich hatte Glück, als Volontär beim Fernsehdienst der BBC angenommen zu werden, der am 2. November 1936 eröffnet worden war. Wir arbeiteten in zwei winzigen Studios im Norden Londons, aber mich beengte das keineswegs, denn die elektronischen Kameras hatten es mir vom ersten Tage an angetan. Von diesem Tage an schien mir der Film tot. Das elektronische Zeitalter hatte begonnen. Ich war ein Fanatiker des Live-Fernsehens, bemühte mich stets um Arbeit im Außendienst, nahm als Kamera-Assistent an der ersten Außenübertragung, dem Krönungszug König Georgs VI. teil, war Kameramann bei dem ersten mit drei beweglichen Kameras ausgerüsteten Team, das die Henley Regatta vom 1. April 1939 aufnahm, und bei der ersten Übertragung des Derby vom 24. Mai 1939. Am 21. April 1940 lief meine erste eigene BBC-Sendung, *Outlaw Ballads of Two Continents*, und am 17. Mai wurde ich als staatenloser „Gastarbeiter“ deutschen Ursprungs interniert und bald danach nach Kanada deportiert.

Dort holten Alexander Paterson und John Grierson mich aus der Internierung heraus und sandten mich mit Laura Boulton, einer amerikanischen Anthropologin, in die Einsamkeit, um Filme über die Sitten und Bräuche kanadischer Eskimos und Indianer zu drehen. Nachdem der Krieg vorbei war, stieg ich zum Chef der fremdsprachigen Produktion des *National Film Board of Canada*, der damals größten Dokumentarfilmorganisation der Welt, auf, arbeitete mit Lorne Greene,

damals noch Radioansager in Toronto, und Norman McLaren zusammen, folgte Grierson nach Paris, als er die beiden UNESCO-Abteilungen „Information“ und „Massenmedien“ aufbaute, wurde von ihm zum kommissarischen Chef der Filmabteilung ernannt, verließ UNESCO aber nach zwei Jahren, weil ich Orson Welles kennengelernt hatte, der die Odyssee drehen wollte und seit Jahren nach einem Szenaristen mit Kenntnis der griechischen Mythologie gesucht hatte.

Er gab mir sein Haus in Frascati, holte meine Frau und meinen Sohn aus Kanada und verkaufte dann mein Drehbuch an Carlo Ponti und Dino de Laurentiis, die es mit Kirk Douglas und Silvana Mangano drehten. Später habe ich für Welles in England die Fernsehserie *The Adventures of Harry Lime*, auf dem Film *The Third Man* beruhend, verfaßt. Am 4. Juli 1950 führte CBS in New York mein erstes Fernsehspiel, *Tremolo*, mit Yul Brynner als Regisseur auf. Damals hatte er noch Haare.

Zwischen 1950 und 1954 bin ich dauernd zwischen England, Amerika und Kanada hin- und hergereist und habe 28 Fernsehsendungen in 32 Monaten gemacht – zwölf als Autor, sieben als Regisseur, neun als Produzent. Am 9. März 1954 strahlte die BBC meine erste Fernsehoper aus, *Four O'Clock in the Morning Blues*, mit der jungen Pamela Charles, die später in New York die Hauptrolle in *My Fair Lady* übernahm. Cleo Laine sang, und Johnny Dankworth leitete das Orchester. In den folgenden Jahren schrieb ich fünf Spielfilme, *Bang, You're Dead!* (Regie: Lance Comfort), *Face the Music* (Regie: Terence Fisher), *Double Jeopardy* (Regie: John Guillermin), *Betty Slow Drag* (eigene Regie), und *The Long Duel* (Regie: Ken Annakin).

Als das zweite Fernsehnetz in England begann, holte Sidney Bernstein, der einzige Sozialist unter den Bewerbern um eine Fernschlizenzen, mich aus der Filmwelt zurück. Für sein *Granada TV Network* baute ich als Chefdramaturg die Script-Abteilung auf und produzierte die „Avantgarde“-Serie von Fernsehspielen *Granada Workshop*. Dieses Netz, das von Manchester und Birmingham aus operierte, erwarb sich den Ruf der fortschrittlichsten aller englischen Fernsehorganisationen. Die Furcht, die ich mit vielen anderen geteilt hatte, daß „kommerzielles“, von Werbung finanziertes Fernsehen notwendigerweise primitiver und rückständiger als die BBC sein müsse, stellte sich als unberechtigt heraus. In vielen politischen Fragen standen wir links von der BBC, und im Experimentieren mit neuen technischen und formellen Mitteln blieb die BBC weit hinter uns zurück.

Granada hatte eine Pensionsregelung getroffen, die damals als vorbildlich in England galt. Sie war nach Dienstjahren gestaffelt, und da ich einer der ersten Angestellten des Unternehmens war, wäre ich in die oberste Sparte der Pensionsberechtigten gekommen und bräuhete mir heute über meine Zukunft keine Sorgen zu machen. Wie jede bürgerliche „Chance“ im Leben, habe ich mir aber auch diese mit meinem unkontrollierbar cholerischen Rechtsempfinden versaut. Als das Unternehmen aus London nach Manchester umzog, errechnete unser Chef, daß die Lebenskosten dort um acht Prozent niedriger seien als in der Hauptstadt und beschloß deshalb, die Gehälter um acht Prozent zu kürzen. Meine Sekretärin bekam damals ein Kind (nicht von mir) und hatte mich gebeten, beim Chef eine Gehaltserhöhung für sie zu erwirken. Das war mir nicht gelungen. Als ihr Gehalt nun aber auch noch um acht Prozent gekürzt werden sollte, schlug ich Alarm und verlangte, daß zumindest die

Kürzung storniert werden müsse. Als mir auch das verweigert wurde, bot ich an, die acht Prozent aus meinem eigenen Gehalt gutzumachen. Mir wurde geantwortet, daß ich das ja jederzeit privat regeln könne. Da ich aber nicht wollte, daß sie das wisse, weil sie es dann bestimmt verweigert hätte, bestand ich darauf, daß es auf dem Wege über das Lohnbüro geschehen müsse. Als mir auch das „aus technischen Gründen“ verweigert wurde, kündigte ich – und zwar fristlos. Das heißt: ich ging nach Hause und kam nicht wieder. Das wurde von unserem Chef als „Desertion“ bezeichnet, weil ich mitten in einer Produktion mit festem Sendedatum stand. Das beeindruckte mich keineswegs, denn mir war klar, daß man ein Unternehmen überhaupt nur dann treffen kann, wenn man es, wie bei einem Streik, gerade dort trifft, wo es am wehesten tut.

Die Kündigung hat damals ziemliches Aufsehen erregt, weil sie die Achillesferse dieses sonst so „fortschrittlichen“ Unternehmens enthüllte. Mir hat sie geschadet, weil sie zu dem (zweifelloso berechtigten) Ruf führte, ich sei ein „schwieriger“ Mensch, ein Querulant, ein Michael Kohlhaas. Ich war deshalb ziemlich erstaunt, als die neu gegründete Fernsehgesellschaft *Television Wales & West* im Juli 1957 an mich herantrat, um zu fragen, ob ich Chefdramaturg und Assistent des Programmchefs werden wolle. Nach einer Weile stellte es sich heraus, daß die Leute eigentlich jemanden suchten, der den Live-Teil ihres Eröffnungsprogramms (Eröffnung des ITV-Senders Cardiff) inszenieren könne. Und da gab es in England so gut wie niemanden, der Erfahrung mit Live-Sendungen von mehr als zwei Stunden Länge hatte. Ich habe für TWW dann das Programm *Stars Rise in the West* mit Sir Ralph Richardson, Stanley Baker, Petula Clark und vielen anderen Stars der englischen Bühne und Musikwelt produziert und die Dramaturgie des Unternehmens aufgebaut. Kurz danach im Februar 1958, forderte das *British Film Institute* in London mich als Programmchef an, um das *London Film Festival* zu organisieren, das seitdem von fast allen anderen Filmfestspielen imitiert worden ist, da es das erste völlig von der Filmindustrie und dem Jury-Prinzip befreite Filmfestival war.

Am 15. Februar 1960 fand die Premiere meines zweiten Bühnenstücks, *The Girl on the Highway*, im Princes Theatre, London, unter der Regie von Peter Cotes statt, und wenige Tage später rief Cecil McGivern, der Programmchef der BBC, mich an und sagte mir, der deutsche Journalist Paul Markus („PEM“) habe ihn befragt, ob er deutschsprachige Fernsehfachleute kenne, die möglicherweise bereit seien, beim Aufbau eines deutschen Bundesfernsehens mitzuwirken. Er, McGivern, habe mich als Programmchef empfohlen, würde es aber durchaus verstehen, wenn ich die Empfehlung aus politischen Gründen ablehnen wolle.

Ich stand damals einigen englischen Politikern im linken Flügel der Labour Party nahe und fragte sie um ihren Rat. „Besser du als ein Konservativer“, rieten sie mir. „Wenn der alte Adenauer, der Fuchs, sein eigenes Fernsehen haben will, dann wird er sein eigenes Fernsehen bekommen, einerlei ob du die Stellung annimmst oder nicht. Setz dich also auf kein hohes Roß, sondern sag ja und versuche dabei, soviel für unsere Sache durchzudrücken, wie du durchdrücken kannst.“ Immer noch zweifelnd, aber allmählich doch Geschmack an der Idee findend, daß man selbst in ein konservatives Fernsehen fortschrittliches Gedankengut einbringen könne, ging ich am 23. Februar 1960 ins Hotel Westbury und wurde von Paul Markus, dem ehemaligen Staatssekretär im Bundespostministerium Prof. Dr. Dr. Gladenbeck

und dem damaligen Pressechef des Bundesverbandes der Deutschen Industrie Heinz Schmidt vorgestellt. Das Interview befaßte sich mit meinen Fernseherfahrungen. Mit keinem Wort wurde nach meinen politischen Ansichten gefragt. Das war überraschend. Ob es auch ermutigend war, wagte ich noch nicht zu entscheiden. Zwei Tage später, am 25. Februar, bestellten Schmidt und Gladenbeck mich zum zweitenmal ins Westbury und boten mir die Gesamtleitung des Unternehmens an, also nicht nur die Programmleitung, sondern auch die der Produktion. Eine solche Personaleinheit der beiden wichtigsten Positionen hatte es im amerikanischen, kanadischen und englischen Fernsehen, wo ich mein Handwerk gelernt hatte, nie gegeben. Sie bot mir Entscheidungsmöglichkeiten, die ich mir bis dahin kaum erträumt hatte. Auch der Gehalt war zufriedenstellend. Da man in der „freien“ Marktwirtschaft aber für alles einen Preis zu zahlen hat, mußte ich drei Forderungen nachgeben: Erstens sofortige Kündigung meiner damaligen Stellung als Programmchef des *British Film Institute* und sofortige Aufnahme der Arbeit in Deutschland; zweitens eine Zusage, daß ich in der Lage sei, einen kompletten Sendebetrieb innerhalb von acht Monaten aus dem Boden zu stampfen; drittens das Versprechen, innerhalb dieser acht Monate obendrein noch das gesamte Programm des ersten halben Jahres (mit der selbstverständlichen Ausnahme von Nachrichten und Live-Sendungen) auf Film und Bildband im voraus zu produzieren.

Das waren utopische Termine, denn bis dahin lag die kürzeste Anlaufzeit, die man je zum Bau und Betrieb einer Fernschanlage benötigt hatte, bei mehr als zwei Jahren. Eine Produktion von 1008 Programmstunden (168 Tage mit einer Sendezeit von sechs Stunden pro Tag) war meines Wissens noch nie auf der Welt in acht Monaten versucht oder gar geschafft worden. Trotzdem lockte mich die Herausforderung, und nach einer weiteren Bedenkzeit akzeptierte ich unter der Bedingung, daß ich mich vorerst nur für ein Jahr zu verpflichten brauche, meinen Wohnsitz in London beibehalten dürfe und jedes vierte Wochenende nach Hause fliegen könne.

Was nun folgte, war die fürchterlichste Zeit meines Lebens. Nicht nur, weil ich mir mehr aufgebürdet hatte, als die menschliche Gesundheit ertragen kann (ich arbeitete jede Nacht bis drei oder vier und stand jeden Morgen um sechs auf), sondern weil ich die deutsche Mentalität vergessen hatte, alles falsch machte und von den einen als autoritär, von den anderen als schwach betrachtet wurde – beides, weil ich einfach das tat, was ich in Kanada und England gelernt hatte. Hätte ich mit einem Akzent gesprochen, so hätte man mich vielleicht als „typisch englisch“ oder „typisch amerikanisch“ toleriert. Da ich aber wie ein Deutscher sprach, kreierte man mir alles, was vom in Deutschland Üblichen abwich, als Manieriertheit oder Theaterspiel an. Man konnte oder wollte nicht fassen, daß es so etwas wie einen gebürtigen Deutschen mit englischer Mentalität gibt.

Das Furchtbarste war der tägliche Versuch der Arschkriecher, mir zu schmeicheln und mich gegen andere aufzuhetzen. Das tägliche Verpetzen des einen durch den anderen, die täglichen Beschuldigungen, daß dieser oder jener mich „fertigmachen“ oder „abschießen“ wolle und daß ich nur mit der Hilfe dieses sich mir anbietenden einzigen Freundes überleben könne, ließ mich schließlich daran zweifeln, ob irgendwer die Wahrheit sagte. Die Atmosphäre war so dick mit Intrigen aller Art, im Büro saßen so viele, die nur eingeschmuggelt worden waren, um an die Rundfunkanstalten, die Parteien, die Kirchen, die Landesregierungen zu berichten, was wir da

eigentlich taten, das Ganze war ein solcher Hexenkessel von Verleumdungen, Sabotageversuchen und simpler, an die NS-Zeit anknüpfender Vorstöße der ewig Gestrigen, daß die eigentliche Aufgabe, Programme fürs Fernsehen herzustellen, nach einer Weile die Ausmaße von Tantalosqualen annahm. Da viele der Beteiligten heute noch am Leben sind, kann man vorläufig noch keine Einzelheiten erzählen, aber man kann sicher ohne Furcht der Verleumdung sagen, was damals jeder wußte: daß es in jeder Abteilung mindestens einen gab, der mit dem expliziten Zweck, das Gelingen des Unternehmens zu *verhindern*, eingeschleust worden war.

Da man mir aufgebürdet hatte, keine Angestellten von den bestehenden Rundfunkanstalten der Bundesrepublik abzuwerben, um die Anstalten nicht zu verärgern und die Gehälter im Fernsehfach nicht inflationär ansteigen zu lassen, mußte ich mir meinen gesamten Produktionsstab aus dem Ausland holen – aus der Schweiz, aus Österreich, vor allem aber aus den Reihen der ehemaligen Emigranten, die mittlerweile in England, Amerika, Kanada und dem Rest der westlichen Welt ihren Weg nach oben gemacht hatten. Da das fast ohne Ausnahme Linke waren, ergab sich die paradoxe Lage, daß ein Fernsehen, welches nominell der CDU/CSU und den Werbeträgern, vor allem dem Markenverband und dem BDI dienen sollte, in der Praxis von Sozialisten okkupiert war. Resultat: Wir hatten das fortschrittlichste Fernsichteam, das es je in der Geschichte der westlichen Massenmedien gegeben hat. Da die SPD und viele Intellektuelle, vor allem die Mitglieder der Gruppe 47, dem Unternehmen feindlich gegenüberstanden, da ich meinerseits aber von den Konservativen wie ein Luchs überwacht wurde und jede Indiskretion mir den Nacken brechen konnte, war es schwer, den Genossen beizubringen, daß wir ihnen das beste PR-Werkzeug liefern würden, das die Linke in der BRD je besessen hat. Da die SPD aber nun einmal „das größte Untalent für Nutzung der Massenmedien seit Nero“ (Karl-Hermann Flach) besitzt, waren all unsere Bemühungen, der Partei wenigstens ein Stillhalteabkommen abzurufen, für die Katz. Resultat: Weigerung der Gruppe 47, für uns zu schreiben, tägliche Angriffe gegen uns in der linken Presse, aktive Sabotage der Produktion. Trotzdem gelang es uns, die Produktion in Gang zu bringen. Nach sieben Monaten lief der Sendebetrieb, nach acht Monaten hatten wir 1030 Programmstunden fertig, und nach neun Monaten war der ganze Betrieb tot, denn die Länder hatten dem Bund einen Strich durch die Rechnung gemacht, indem sie vor dem Verfassungsgericht in Karlsruhe argumentiert hatten, der Bund besäße zwar durch die Bundespost die Sendehoheit, könne aber trotzdem kein Bundesfernsehen lancieren, da die Länder die alleinige Kulturhoheit besäßen.

Das Gericht schloß sich diesem Argument an, das „Freie Fernsehen“ wurde aufgelöst, rund 600 Mitarbeiter wurden entlassen, und alle leitenden Angestellten erhielten Abfindungen, die in manchen Fällen lebenslange Versorgung beinhalteten. Nur ich erhielt nichts, da mein Vertrag auf eigenen Wunsch nach englischem Recht geschlossen und auf ein einziges Jahr begrenzt worden war. Zwar bezahlte man mich noch ein paar Monate weiter, da ich der einzige war, der die Programme katalogisieren konnte, aber damit hatte es sich dann auch. Der ganze Nachlaß des Unternehmens – Studios, Maschinen, Filme und auf Bildband aufgezeichnete Programme – wurde an unsere Nachfolgeorganisation, das ZDF, verkauft, das sich damit schlecht und recht durch die ersten sechs Monate hindurchwurstelte und nie zugab, daß seine Programme von uns stammten.

Obgleich mich politische Welten von dem alten Adenauer trennten, schätze ich es hoch ein, daß er im Gegensatz zu späteren, „liberaleren“ Regierungen, die von ihren Beamten unter dem Vorwand der „Verfassungstreue“ graue Konformität verlangt haben, einem Manne, dessen Herz, wie alle guten Herzen, auf der Linken pocht, die uneingeschränkte und unzensurierte Gelegenheit geboten hat, eine Fernsehorganisation aufzubauen, die vielleicht die fortgeschrittenste ihrer Zeit war. Daß es ausgerechnet die SPD war, die dieses Fernsehen verhindert hat, war so deprimierend, daß ich es bis zum heutigen Tage nicht gänzlich verschmerzt habe. Der Triumph der Konservativen im ZDF und die graduelle Ausmerzungen aller Linken in den Anstalten des öffentlichen Rechts ist die direkte Folge der verpaßten Gelegenheit von 1960.

Für mich hatte dieses Abenteuer noch ein Nachspiel. Denn drei Monate, nachdem ich meine Frankfurter Wohnung aufgegeben hatte und nach London zurückgekehrt war, las ich in einer deutschen Zeitung (später griff der *Spiegel* die Sache auf), daß ich mich um den Posten des ZDF-Intendanten beworben hätte und dabei jedem Mitglied der Kommission, bei der die Entscheidung lag, einen Brief geschrieben hätte, in dem ich mich als Mitglied seiner respektiven Partei ausgegeben hätte. Jeder Brief endete mit dem Schlußsatz: „Ich bitte Sie höflichst, diesen Brief bei der nächsten Sitzung der Kommission verlesen zu wollen.“

Ich bin dieser Sache damals nachgegangen und habe mir einen dieser Briefe besorgt. Das Briefpapier war gefälscht (Xerographie meines ehemaligen Frankfurter Briefkopfs), die Unterschrift war nicht meine, und die Adresse stimmte seit einem Vierteljahr nicht mehr. Zwar traute mir kein Mitglied der Kommission zu, daß ich saubler genug sei, mich den CDU-Mitgliedern gegenüber als CDU-Mitglied und den F.D.P.-Leuten als F.D.P.-Mann auszugeben, um dann beide zu bitten, einander diese schönen Briefchen vorzulesen, aber der Versuch allein zeigt, wie wichtig der Posten des ZDF-Intendanten bestimmten Leuten schien und wie notwendig es war, auch nur die Möglichkeit meiner Kandidatur zu verhindern.

Es ging offenbar nicht um rechte versus linke Politik, denn 13 Jahre später, als sich der konservative Gerd Bacher um das gleiche Amt bemühte, geschah ihm das gleiche: Wieder trafen gefälschte Briefe bei der Kommission ein „mit merkwürdigen, faksimilierten Unterschriften“, und wieder verlief die Untersuchung des Vorfalls im Sande. Bacher, genau wie ich, hat „Anzeige gegen Unbekannt“ erstellt und ist genau wie ich an einer Mauer des Schweigens gescheitert. Ich hatte die ganze Sache vergessen oder verdrängt, bis ich im November 1975 in der Zeitung las, was Bacher geschehen war, und habe dann darüber nachgedacht, was er und ich, die so verschiedenen politischen Lagern angehören, wohl gemeinsam haben können und weshalb dieses Gemeinsame unsere unsichtbaren Gegner zu Abwehrmaßnahmen provoziert. Dabei bin ich als einzige Möglichkeit auf die Tatsache gestoßen, daß wir beide von der kreativen Seite des Fernsehens, von der Produktion, und nicht auf dem üblichen Wege der Politik, der Verwaltung oder der Juristerei zu Führungspositionen im Fernsehen gelangt sind.

Es ist nämlich bezeichnend für den Zustand des westdeutschen, österreichischen und schweizerischen Fernsehens, daß kein Fernsehfachmann heute auf dem Intendantenstuhl irgendeiner deutschsprachigen Funk- oder Fernsehanstalt sitzt. Alle sind von außerhalb gekommen. Praktische Erfahrung im Fernsehen, vor allem Produktions- erfahrung, gilt als Disqualifikation. Der letzte Fall, der das mit besonderer Drastik

enthüllt hat, war die brüste, schon an gezielte Beleidigung grenzende Ablehnung Werner Höfers als Kandidat für den Posten des WDR-Intendanten. Man sprach davon, daß Höfer als „Parteiloser“ den Parteien nicht genehm gewesen sei, und das mag auch tatsächlich bei der Ablehnung eine Rolle gespielt haben. Aber selbst wenn er der einen oder anderen Partei angehört hätte, wäre er wahrscheinlich abgelehnt worden, weil er als Produktionsmann weniger manipulierbar ist als die Politiker, die Juristen und die Verwaltungsfachleute, die manipulieren müssen, wenn sie es in ihrem Fach zu etwas bringen wollen und deshalb den Versuch der Manipulation, wenn er an sie herangetragen wird, auch keineswegs als unehrenhaft zurückweisen. Versuchen die Landesregierung, die Bundesregierung, die Partei, der Bürgermeister, der Großunternehmer, der Filmkaufmann einen aus der Politik, der Verwaltung oder dem Rechtsanwaltsberuf aufgestiegenen Intendanten zu beeinflussen, so faßt dieser das also keineswegs als Zumutung, sondern als eine normale Facette des politischen und des Geschäftslebens auf. Kommt jemand dieser Art aber zu mir, so werfe ich ihn hinaus. Das macht mich zum „Sicherheitsrisiko“. Man weiß nicht recht, wie man mit einem so Verrückten, der nicht weiß, was gut für ihn ist, umgehen soll. Das gleiche gilt aber auch für Höfer und all die anderen, deren Herz mehr für die Produktion als für Macht oder Geld pocht. Wir alle sind „unberechenbar“, und in diesem Sinne sind alle echten Produktionsleute, alle kreativen Funk- und Fernsehmenschen, auch tatsächlich „Linke“, einerlei welcher Partei sie angehören mögen. Die Wut des Konservativen richtet sich ja nicht so sehr gegen die angebliche Gefahr, daß wir seine „freie“ Marktordnung „zersetzen“ könnten, sondern dagegen, daß wir nicht so leicht korrumpierbar sind. Oder genauer: daß wir jene Qualifikationen, die ihm gesellschaftserhaltend erscheinen, also Dominanz des Interesses am Gelderwerb, als korrumpierend zurückweisen.

Auch wir können nicht von Luft und Liebe leben, und auch wir versuchen, uns so gut wie möglich zu verkaufen, aber das eigentliche Motiv unserer Arbeit ist nicht das Geld, sondern die Arbeit selbst. Das macht uns zu grundsätzlichen Gegnern der Juristen, der Verwalter und der Politiker, denen diese Form des Denkens nicht nur unverständlich, sondern geradezu staatszersetzend, wirtschaftsgefährdend, verwaltungsfeindlich vorkommt. Natürlich sind auch wir manipulierbar, aber wir reagieren auf andere, auf weniger klar dosierbare Stimuli. Man kann zum Beispiel einen Schauspieler gefügig machen, indem man ihm eine besonders saftige Rolle zuspielt oder ihm gar eine ganze Sendung auf die Haut schneidert. Man kann einen Regisseur bändigen, indem man ihm ausnahmsweise mal *nicht* ins Handwerk pfuscht und seine Produktion so sendet, wie er sie gemeint hat. Man kann sogar Fernsehautoren zähmen, indem man ihnen erlaubt, endlich einmal das zu schreiben, was sie schreiben wollen – selbst wenn es dann nur im Dritten Programm gesendet wird, und auch das erst, nachdem die meisten Zuschauer eingeschlafen sind. Aber all das sind Beeinflussungsprozesse, deren Ausgang niemals ganz sicher ist. Deshalb gelten Produktionsleute, denen die Produktion mehr ist als ein Mittel zum Zweck des Geldverdienens, als unsichere Kandidaten. Sie dürfen nie zu so entscheidenden, halbwegs politischen, finanziell einflußreichen Positionen wie der des Intendanten einer Rundfunk- oder Fernsehanstalt aufsteigen.

Mir hat meine Erfahrung als Produktions- und Programmchef des Freien Fernsehens jedenfalls klargemacht, daß ich für eine solche Tätigkeit ungeeignet bin. Der schöp-

ferische, technische und organisatorische Reiz der Arbeit wiegt nicht die Korruption auf, der man ausgesetzt ist. Die täglichen Bestechungsversuche, die sich nicht nur in Geld, in bezahlten Ferien, in Kisten Wein, in kostenlosen Bauarbeiten an der eigenen Villa, sondern auch in unsichtbaren und unbeweisbaren Formen niederschlagen, sind eine unerhörte Nervenprobe. Nicht etwa, weil es Mut kostet, nein zu sagen, sondern weil manche der Leute diese Versuche als so normal betrachten, daß sie geradezu verletzt sind, wenn einer ablehnt. Sie fühlen sich mißverstanden, als ob sie eine Missetat begangen hätten, während sie in Wirklichkeit doch nur Gutes tun wollten; so jedenfalls stellt sich ihnen ihr Tun dar.

Besonders schwer ist der erotische Aspekt der Bestechung einzuschätzen. Es ist fast unmöglich, selbst für einen in der Sexualkunde geschulten Menschen, das Liebesangebot eines anderen Menschen als echt oder falsch, als Produkt von Zuneigung oder als Geschenk eines Filmkaufmanns zu erkennen, insbesondere da wir hier in Grenzregionen der Gefühle eintreten, wo etwas, was als Bestechung gemeint war und als solche auch begonnen hat, nach einer Weile zu wirklicher Zuneigung werden kann. Macht korrumpiert nicht nur, sie erzeugt auch Reize, Attraktionen, Formen des Respekts, der Bewunderung und der Leidenschaft. Das ursprüngliche Ziel, das denkbar beste Fernsehen zu machen, geht flöten, wenn man die Produktion nur noch als das Werk geliebter oder gehaßter, verehrter oder verachteter Menschen sieht.

Vor zweihundert Jahren, 1776, veröffentlichte Sébastien Mercier, als Dramatiker und Theatertheoretiker der damaligen deutschen Geisteswelt bestens bekannt, einen „Discours sur la lecture“, in dem er davon spricht, daß das „Volk der Leser“ neuerdings dem „Volk der Autoren“ den Krieg erklärt habe.¹

Zwanzig Jahre später gingen regelmäßig Briefe zwischen Weimar und Jena hin und her, deren Schreiber Goethe und Schiller waren. Als Brecht diesen Briefwechsel las, stellte er den Tatbestand einer „hochgesinnten Verschwörung gegen das Publikum“ fest.²

Die Folgen dieser Geheimbündelei gegen die aggressiven Leser sind bekannt. Man schickte Leute wie Kotzebue und August Lafontaine in die vordersten Linien, und in der Etappe wurde dem Volk der Leser ein Idealleser entgegengesetzt, der die Selbstwertigkeit der künstlerischen Produkte respektierte, von denen man zugleich hoffte, daß sie aus sich selbst heraus irgendwann einmal diesen Idealleser als tatsächliches Lebewesen erzeugen könnten.

Damit sind die Mächte, die sich mit wechselndem Erfolg auf dem Schlachtfeld der Literatur bis auf den heutigen Tag gegenüberstehen, komplett versammelt: Der Autor als Schöpfer, der auf der Suche nach einem kongenialen Leser befriedigt; das Werk höherer Abkunft, das sich als allseitig vollendete Individualität versteht; das Werk niedriger Abkunft, das in Knechtsgestalt auftritt und sich abmüht, den Leser als König Kunde zufriedenzustellen; und schließlich die Literaturästhetik, die, offenbar von launenhaften Gemütszuständen befallen oder einem Drang nach Promiskuität nachgebend, sich bald in die Arme des Schöpfers, bald in die des Schriftstellers wirft, sich hier den aristokratischen und dort den demokratischen Werken hingibt und keine Hemmungen hat, sich sowohl manchmal mit dem Idealleser als auch ein andermal mit dem Realleser zu verkuppeln.

Wenn der Kriegszustand heute auch noch nicht beendet ist, so wissen wir doch inzwischen immerhin, wo die Ursachen liegen, die ihn immer wieder zum Auflodern bringen und das wechselnde Kriegsglück der in ihm verwickelten Parteien bedingen, oder besser gesagt: wir könnten es wissen.

Die Ursachen liegen begründet in einem Vergesellschaftungsprozeß der literarischen Verhältnisse, der sich im Auseinanderbrechen der Sphären der literarischen Produktion und Rezeption entfaltete, die in den höfisch und ständisch organisierten Dichtungsgemeinschaften noch eng beieinander lagen und in der Anerkennung derselben ästhetischen Normen und Stilgesetzlichkeiten vereinigt waren. Zwischen die beiden Sphären schob sich eine immer ausgedehnter werdende Sphäre der literarischen Zirkulation, des Austauschs und des literarischen Warenverkehrs, deren Existenz die Erkenntnis des korrelativen Verhältnisses zwischen Produktion und Rezeption überhaupt erst zum Problem werden ließ: entweder wurde die Lage der Autoren zum Problem, die nun gezwungen waren, für ein anonymes Publikum zu schreiben, das sie nur über den Markt erreichen konnten; die Aufmerksamkeit

¹ Sébastien Mercier, *Discours sur la lecture*, in: *Eloges et Discours philosophiques*, Amsterdam 1776, S. 289.
² Bertolt Brecht, *Arbeitsjournal*, 2. Band 1942 bis 1955, hrsg. v. Werner Hecht, Frankfurt a. M. 1973, S. 807.

wandte sich den Lesern zu, die in ihrer Anonymität dazu verurteilt waren, ihren Lesebedarf durch einen Umweg über die gleiche Instanz zu decken; oder die Werke wurden bevorzugt, die in der Zirkulationssphäre abgetrennt von den Prozessen ihrer Produktion und Rezeption ein selbständiges Dasein zu führen schienen.

Welche befreiende Wirkung für die Literatur von der außerliterarischen Institution ausging, die die literarischen Kommunikationsverhältnisse geringer Reichweite auseinanderprengte, die für das Mäzenatentum und die humanistischen Normästhetiken charakteristischen personellen und ästhetischen Abhängigkeitsverhältnisses auflöste und den freien Schriftsteller, das freie Werk und den freien Leser erzeugte, das kann an der Aufklärung abgelesen werden. Auf dem Höhepunkt ihrer Machtentfaltung traten aber auch die neuartigen Abhängigkeiten ins Bewußtsein, denen sie ihren Aufstieg verdankte. An die Stelle der direkten und daher durchschaubaren Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Produktion und Rezeption waren indirekte getreten, die sich vor allem in dem unvorhersehbaren Schicksal manifestierten, das eine erweiterte literarische Kommunikation überhaupt erst ermöglicht hatte. Die Autonomiekonzeptionen, die sich unter Bedingungen, die hier nicht zur Debatte stehen, zuerst in Deutschland herausbildeten, werden nur vor dem Hintergrund dieser in der Zirkulationssphäre begründeten Fremdbestimmtheit verständlich. Sie können als theoretischer Ausdruck eines Sachverhalts gelten, in dem die Herstellung für den anonymen literarischen Markt zum Normalfall der Kunstproduktion geworden war, in dem nach einem Wort von Karl Marx „die Kunstproduktion als solche“ sich etabliert hatte.³ Die Mystifizierungen, die der Zusammenhang von Heteronomie und Autonomie auf dem Wege seiner theoretischen Durchdringung erlitt, werden greifbar in der ästhetischen Hypostasierung des Autors zum Schöpfer, der Werkherstellung zum Schöpfungsakt, des Werkes zu einem immanenten Wert und des Lesers zu einem imaginären Idealadressaten. Diese Prozesse lassen sich, wie Martin Fontius gezeigt hat, exakt belegen, z. B. in der Ästhetik von Karl Philipp Moritz, die in vielem für die klassisch-romantische Literaturepoche konstitutiv war.⁴ Die Dissoziation des Gesellschaftlichen vom Ästhetischen, des Nützlichen vom Schönen, des Gebrauchswerts vom Eigenwert, der gesellschaftlichen von der ästhetischen Funktion der Literatur, ihrer soziologischen von ihrer ästhetischen Betrachtungsweise – diese und andere Widersprüche, die heute die literaturtheoretischen Auseinandersetzungen weitgehend beherrschen, lassen sich hier an ihrer Quelle studieren.

Wenn Literaturgeschichtsschreibung und Literaturtheorie sich später mit zusätzlichen ideologischen Motivationen der Verschwörung gegen das Publikum anschlossen, deren Fäden zuerst Moritz gesponnen zu haben scheint, dann kann das jedoch nur in einem übertragenen Sinne als eine „Unterdrückung“ des Lesers bezeichnet werden.⁵ Man könnte eher von einer Verdrängung sprechen: Die praktische Macht der außerästhetisch, nämlich ökonomisch strukturierten Zirkulationssphäre war in der Beziehung zum Rezeptionsbereich deutlicher spürbar als in

³ Karl Marx – Friedrich Engels, *Werke*, Band 13, Berlin 1961, S. 640.

⁴ Martin Fontius, *Produktivkraftentfaltung und Autonomie der Kunst. Zur Ablösung ständischer Vorausschau in der Literaturtheorie*. Diese Arbeit bildet das 4. Kapitel des in Druck befindlichen Kollektivwerkes „Europäische Aufklärung im Epochenumbruch“.

⁵ Wie es Hans Robert Jauss tut in: *Der Leser als Instanz einer neuen Geschichte der Literatur*, in: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft*, 7 (1975), Heft 3/4, S. 325.

der zum Produktionsbereich, dessen Widerstandskraft gegen die Vermarktung der Literatur sich im übrigen ja durch die zunehmende Hervorbringung von Werken erwies, die nicht für, sondern gegen das Publikum der Realleser geschrieben wurden. Die Versuche, den Selbstwert der Literatur gegenüber ihren heteronomen Faktoren sicher zu stellen, wurden daher an der Produktionssphäre thematisiert, wohingegen die andere Seite einer Tabuierung als Gegenstand der expliziten Reflexion verfiel; zwar nicht absolut, wie in Deutschland das Beispiel Scherers und später Schückings und noch später Auerbachs zeigt, aber doch so konsequent, daß die gegenläufigen Tendenzen den allgemeinen Trend nicht beeinflussen konnten.⁶ Vor der Barriere, die die historistisch orientierten geisteswissenschaftlichen Schulen zwischen der Literaturgeschichte und ihrer gegenwärtigen Geltung errichteten, schrumpfte daher das Rezeptionsproblem auf die hermeneutische Zwiesprache des professionellen Werkinterpreten mit einem Kanon von zu diesem Zweck selektierten Werken zusammen.

Aus diesen Reduktionen darf aber nicht geschlossen werden, daß der in der Theorie ausgesparte Pol aufgehört hätte, der geheime Bezugspunkt der produktions- und werkästhetischen Hypostasierungen zu sein. Lotman hat gezeigt, daß auch nicht-materialisierte Relationen zum Text gehören, insofern die realisierten Relationen auf den Hintergrund eines Textes projiziert werden, der ihr Fehlen wahrnehmbar und dadurch die nichtmaterialisierten Relationen in einem „System von Minus-Verfahren“ lesbar macht.⁷ Die Texte, die uns diese Erkenntnis ermöglicht haben, hat die Literaturwissenschaft nur zum geringsten Teil selbst produziert. Sie wurden ihr geliefert von der Linguistik, der Soziologie, der Zeichen-, Informations- und Kommunikationstheorie und zum Teil, wenn man an Sartre, Ingarden und Gadamer denkt, auch von der Philosophie. Mit ziemlicher Sicherheit kann man annehmen, daß auch die in den sechziger Jahren in der westdeutschen Historiographie einsetzende Absetzbewegung von dem Rankeschen Historismus-Modell eine Rolle bei der Konstruktion des Bezugsrahmens gespielt hat, der der Literaturtheorie und der Literaturgeschichte eine selbstkritische Lektüre von solchen ihrer Texte ermöglichte, die den Leser nur als Leerstelle mit sich geführt hatten.

Inzwischen ist aus der geheimen Macht, die die Leser als Bezugspunkt der Theoriebildung schon immer inne hatten, eine öffentliche Macht geworden. Fast könnte man aus der nun eingetretenen Vorherrschaft der Rezeptionsforschung schließen, daß im gegenwärtigen Verhältnis von Realautor und Realleser die Stellung der Autoren problematisch geworden ist, so daß Neigungen zur Verdrängung diesmal nicht am rezeptions- sondern am produktionsästhetischen Pol entstehen, passiert es doch schon, daß die Probleme der „Ecriture“, die z. B. jetzt in Frankreich so heiß debattiert werden und um den Platz des literarischen Produktionszweigs in der heutigen „Lebenswelt“ kreisen, vielleicht doch etwas zu voreilig für bloße „Metaphysik“ gehalten werden.⁸

Die Menge der rezeptions- und wirkungsgeschichtlichen Untersuchungen deutet darauf hin, daß viele Philologen das Erscheinen des Lesers, mochte er nun ein

⁶ Vgl. dazu die informative „Einleitung“ von Peter Uwe Hohendahl zu: Sozialgeschichte und Wirkungsästhetik. Dokumente zur empirischen und marxistischen Rezeptionsforschung, Frankfurt a. M. 1974, besonders S. 20 bis 29.

⁷ Jurij M. Lotman, Vorlesungen zu einer strukturellen Poetik. Einführung, Theorie des Verses. Hrsg. v. Karl Eimermacher, München 1972, S. 59.

⁸ Hans Robert Jauss, Der Leser als Instanz einer neuen Geschichte der Literatur, a. a. O., S. 326.

implizierter oder ein explizierter sein, und das Erscheinen der Rezeption als Gegenstände der Forschung wie eine Erlösung von dem Leerlauf der historistischen, positivistischen oder formalistischen Interpretationsgewohnheiten betrachtet haben. Daß sich darin aber schon das Morgenrot eines wissenschaftlichen „Paradigmenwechsels“ ankündigt, wie es kürzlich vermutet und doch wohl auch erhofft wurde,⁹ wage ich zu bezweifeln.

Ich sehe nicht so sehr ein Paradigma wechseln, als vielmehr ein Pendel schwingen. Anstatt Entstehungsgeschichte wird nun Wirkungs- oder Rezeptionsgeschichte getrieben, anstatt Autorforschung Leserforschung, anstatt Werkanalyse Publikumsanalyse, anstatt Ausdrucks-, Eindrucks- und anstatt Produktions- eben Rezeptionsästhetik; das Paradigma ist dasselbe geblieben, nur die Seiten der Betrachtung haben sich verkehrt; und man kann sich schon den Zeitpunkt ausrechnen, wo sich viele wünschen werden, wieder einmal aus einem Leerlauf befreit zu werden.

Daß aus dem erhofften Paradigmenwechsel ein bloßer Pendelumschwung wurde, dafür gibt es sicherlich viele Ursachen. Eine aber scheint mir darin zu bestehen, daß die Rezeptionsästhetik, die bei der Leserbefreiung eine so bedeutende Rolle gespielt hat, es bisher unterlassen hat, die Korrelation der von ihr mit vollem Recht akzentuierten Probleme mit denen einer produktions- und darstellungsästhetischen Fragestellung zu definieren, genauer gesagt: der Sachverhalt, daß eine Rezeptionsästhetik sich in einer Produktionsästhetik fundieren muß, wenn sie ihrerseits eine Produktionsästhetik fundieren will, ist zwar implizit reflektiert, und an den Stellen, wo die Rezeptionsästhetik ein Bewußtsein ihrer „Partialität“ entwickelt, auch implizit umschrieben, explizit aber nicht als theoretisches Problem thematisiert worden.¹⁰

Bevor ich näher darauf eingehe, möchte ich einige Probleme behandeln, vor denen in diesem Bezug die marxistische Literaturtheorie steht. Für sie wurden die Streitpunkte zwischen literarischer Produktion und Rezeption in dem Maße theoretisch relevant, in dem sich aus dem Formierungsprozeß der marxistischen Arbeiterbewegung heraus zwei praktische Probleme stellten, die zwar eng beieinanderliegen und an einem Punkt ihrer Entfaltung auch ineinander übergehen, die aber zweckmäßigerweise getrennt voneinander klassifiziert werden müssen:

Das erste Problem ergab sich aus der Frage, welches Verhältnis von der Grundlage des Formierungsprozesses zu der außerhalb dieses Prozesses situierten Literatur hergestellt werden sollte, was im weiteren Sinne das Problem einer historisch-materialistischen Literaturkonzeption und Literaturgeschichtsschreibung und im engeren Sinne das des Literaturerbes einschloß. Die Widersprüche, die damit verbunden waren, sind bekannt. Man kann sie zusammenfassen in der von Robert Weimann ausführlich erläuterten Dialektik von Aktualität und Historizität,¹¹ die

⁹ Ebenda, S. 327.

¹⁰ Was unter dem Begriff „die traditionelle Produktions- und Darstellungsästhetik“ zu verstehen sei, die „in einer Rezeptions- und Wirkungsästhetik“ fundiert werden müsse (S. 29), hatte Hans Robert Jauss in Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft, Konstanz 1967, offen gelassen. Aus den Ausführungen S. 36 ff. geht hervor, daß offenbar die „Rezeptionsästhetik“ ihrerseits auf einer Produktions- und Darstellungsästhetik fundiert war, die Jauss jedoch nicht begrifflich erläuterte, sondern vage auf das Ziel festlegte, eine „ästhetische Distanz“, einen „Horizontwandel“, ein „Neues“ hervorbringen zu sollen. Tendenziell war sie, offenbar in Anlehnung an Konzeptionen Adornos, gegen „den Bereich der ‚kulinari-schen‘ oder Unterhaltungskunst“ (S. 36) gerichtet. Die späteren Auflagen der Schrift weisen in dieser Beziehung keine Veränderungen auf; vgl. dazu: Hans Robert Jauss, Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt a. M. 1970, S. 171, 177 ff. und Rainer Warning (Hrsg.), Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis, München 1975, S. 128, 133 ff.

¹¹ Robert Weimann, Gegenwart und Vergangenheit in der Literaturgeschichte, in: Literaturgeschichte und Mythologie, Berlin und Weimar 1971, S. 11 bis 46.

zugleich auch die Kritik an dem möglichen und auch eingetretenen Auseinanderfallen dieser Beziehung in einen geschichtsindifferenten, pragmatischen, oft von taktischen politischen Tagesfragen gesteuerten Aktualismus oder in einem Historismus enthält, der versucht, entweder die Literatur am Hintergrund der Zeit- oder anderer Geister festzunageln, oder sie in den ökonomischen, ideologischen oder anderen gesellschaftlichen Umständen ihrer Entstehung vergattert. Eine Sorge um die Orthodoxie derjenigen, die die Literatur aus solchen Versenkungen befreien wollten, ist unbegründet, da die dabei auftauchenden Probleme zwar schwierig, nichtsdestoweniger aber, wenn der fundamentale Unterschied zwischen einem vulgärmaterialistischen Ökonomismus und einer materialistischen Geschichtsdiagnostik bekannt ist, lösbar sind, und zwar auch ohne Rekurs auf „idealistische Prämissen“. ¹² Einer Lösung vorausgesetzt ist freilich ein literaturwissenschaftlich fundierter Begriff von Literatur, in dem die neueren Erkenntnisse der theoretischen Forschungen verarbeitet sind, selbst wenn diese trotz „idealistischer Prämissen“ errungen wurden. Konturen nahm die Aktualität der Literaturgeschichte zuerst, wenn theoretisch zunächst auch noch wenig vertieft, im Problem des Literaturerbes an. Rezeptionstheoretisch kann man es als das der Realisierung, der Aktualisierung, der Konkretisierung oder auch der semantischen Transformation des Sinnpotentials von literarischen Werken fassen, wobei, um in der Terminologie Gadamer's zu sprechen, ¹³ die „Vorurteilsstruktur“ und die „Applikation“ durch die Stadien des realgeschichtlichen Formierungsprozesses geprägt sind, wie auch durch das Interesse der Interpreten, den Sinn auf die Situation dieses Prozesses hin auszulegen. In der marxistischen Terminologie wird dafür manchmal das Wort „Parteilichkeit“ verwendet, mit dem freilich fundamentalen Unterschied, daß diese Kategorie – gegen subjektivistische oder voluntaristische Deformationen – sich durch ihren Bezug auf die Anerkennung objektiver gesellschaftlicher Entwicklungsgesetze legitimiert. Sie sind in ihr bewußtgemacht, und auf ihre Durchsetzung in der geschichtlichen Praxis ist eben diese Kategorie appliziert.

Der Berührungspunkt zwischen der historischen und der hermeneutischen Fragestellung bezeichnet zugleich einen Zusammenhang mit dem zweiten Problem. Es ergibt sich daraus, daß der reale und irreversible Vergesellschaftungsprozeß der literarischen Verhältnisse, der sich in den Widersprüchen und Korrelationen zwischen Produktion, Distribution und Rezeption entfaltet hatte, zugleich den realen und objektiven Bedingungsrahmen für die Formierung einer marxistischen Literaturbewegung bildete. In den vorhandenen literarischen Verhältnissen aber war

¹² Zur ersten Stufe der Marxismus-Rezeption durch Hans Robert Jauss vgl. Manfred Naumann: Literatur und Leser, in: Weimarer Beiträge 5 (1970), S. 111 bis 112. Die seit der 2. Auflage von „Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft“, Frankfurt a. M. 1970, spürbare Bemühung von Jauss, den Unterschied zwischen einem vulgärökonomischen und einem dialektischen, bzw. historischen Materialismus zu begreifen, haben vorerst jedoch nur zu bescheidenen Ergebnissen geführt. Überall dort nämlich, wo der Materialismus dialektisch wird, vermutet Jauss „idealistische Prämissen“ (siehe: H. R. Jauss, Zur Fortsetzung des Dialogs zwischen „bürgerlicher“ und „materialistischer“ Rezeptionsästhetik, in: Warning, Rezeptionsästhetik, a. a. O., S. 351), oder ein „Idealist embarrassment“ (siehe: Hans Robert Jauss, The Idealist Embarrassment: Observations on Marxist Aesthetics, in: New Literary History, VII [1975], Nr. 1, S. 191 bis 208). Mit der Selbstsicherheit, die auf einer Unkenntnis der (zuletzt von Louis Althusser weitergeführten) Rezeptionsgeschichte der Texte des jungen Marx gegründet zu sein scheint, hegt H. R. Jauss offenbar die Illusion, dank ihm seien nun endlich die noch idealistischen Züge der „Philosophisch-ökonomischen Manuskripte“ entlarvt worden. Die Wahl des ironischen, die Stilmittel der Datribe nicht scheuenden Diskurses für die Auseinandersetzung mit Marx und dem Marxismus umgibt die diesbezüglichen Ausführungen von Jauss mit einer belletristischen Aura, die eine wissenschaftliche Kritik an den von Jauss genährten Mißverständnissen als unangebracht erscheinen lassen. Vgl. dazu auch die Rezension von Harald Woetzel zu dem von Rainer Warning herausgegebenen Reader zur „Rezeptionsästhetik“, a. a. O., in: Lendemanns. Zeitschrift für Frankreichforschung und Französischstudium 4 (1976), S. 138 bis 140.

¹³ Hans-Georg Gadamer, Wahrheit und Methode, 2. erw. Auflage, Tübingen 1965.

die Klasse, von deren Funktion im gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß die marxistische Literaturtheorie ihre außerliterarischen Prämissen ableitet, nur als Nicht-Autor, als Nicht-Distribuent und als Nicht-Leser oder allenfalls nur als Teil jenes realen Leservolkes präsent, das entweder dem Genuß der gemeinen Werke frönte oder gegenüber den vornehmen Werken eine Lektüre praktizierte, die Karlheinz Stierle sicherlich als „quasi-pragmatisch“, d. h. ästhetisch minderwertig einstufen würde. ¹⁴ Mir scheint, daß man die Probleme, vor denen die marxistische Literaturtheorie stand und heute noch steht, nicht von einem System ontologischer Begriffe her angehen kann, sondern man muß von jenen praktischen Bedingungen ausgehen, die die sozialistische Literaturbewegung schafft, wenn sie die gesellschaftlichen Verhältnisse der Literatur über die Strukturen hinausführen will, in denen sie vorerst nur als eine der schon zitierten Leerstellen vorkommt. Hier liegt, so scheint mir, das soziologische Bezugsfeld der produktions-, darstellungs-, wirkungs- und rezeptionsästhetischen Probleme, die seit etwa den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Hauptstreitpunkte der marxistischen literarischen Theorie bilden. Auch noch in sozialistischen Gesellschaften stellen sich diese Probleme immer wieder neu: als Folge der Widersprüche, in denen die Sphären der Produktion, Distribution und Rezeption aufeinander bezogen sind.

Welch unterschiedliche Konzeptionen sich in diesen Zusammenhängen auf der Grundlage marxistischer Prämissen bilden konnten, tritt am markantesten in den Gegensätzen zwischen Lukács und Brecht hervor. ¹⁵ Trotz der ins Uferlose ausgewucherten Brecht-Forschung ist man erst in letzter Zeit und sicherlich nicht unbeeinflusst von der theoretisch ins Licht gerückten Dialektik von Produktion und Rezeption darauf aufmerksam geworden, daß Brecht Anfang der dreißiger Jahre ein ästhetisches Programm zur Aufhebung des Widerspruchs zwischen beiden Sphären ausgearbeitet hatte. Das Programm war das Ergebnis einer kollektiven Verständigung innerhalb eines Kreises marxistischer Künstler, dem außer Brecht Hanns Eisler, Erwin Piscator, John Heartfield und, als Theoretiker, Walter Benjamin angehörten. Über Tretjakow flossen Erfahrungen ein, die Meyerhold, Eisenstein, Majakowski und andere revolutionäre Künstler mit ähnlichen Experimenten gemacht hatten. Werner Mittenzwei, dem wir darüber vorläufige Aufschlüsse verdanken, faßt diese Richtung innerhalb der Praxis und Theorie sozialistischer Kunst unter dem vielleicht nicht ganz glücklich gewählten Ausdruck „Material-ästhetik“ zusammen. ¹⁶ Die Auffassungen, was in diesem Zusammenhang unter „Material“ zu verstehen sei, waren bei den beteiligten Künstlern keineswegs einheitlich. Teilweise waren damit die Techniken und Verfahren gemeint, die im 20. Jahrhundert eine Entwicklung durchlaufen hatten, die man „Materialrevolution“ nannte. Teils wurde auch der Wirklichkeitsprozeß selbst als „Material“, als Rohstoff der Kunstproduktion bezeichnet. Auf alle Fälle bestand das Ziel darin, zwischen der Materialrevolution und der Gesellschaftsrevolution eine durch den produktionsästhetischen Vorgang bewußt vermittelte Beziehung herzustellen, um

¹⁴ Karlheinz Stierle, Was heißt Rezeption bei fiktionalen Texten?, in: Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft, 7 (1975), Heft 3/4, S. 345 bis 387.

¹⁵ Vgl. dazu: Dialog und Kontroverse mit Georg Lukács, Der Methodenstreit deutscher sozialistischer Schriftsteller, hrsg. v. Werner Mittenzwei, Leipzig 1975.

¹⁶ Werner Mittenzwei, Brecht und die Schicksale der Materialästhetik, in: Dialog 75. Positionen und Tendenzen, Berlin 1975, S. 9 bis 44.

auf diese Weise zu Werken zu gelangen, die wirkungsästhetisch auf ein Höchstmaß von Freisetzung rezeptionsästhetischer Aktivität gerichtet waren. Diese internen ästhetischen Verständigungen und Zielstellungen waren nun freilich nicht Selbstzweck. Sie waren der Absicht untergeordnet, einen Funktionswechsel der Kunst durch eine Neubestimmung ihres gesellschaftlichen Zwecks herbeizuführen. Als Voraussetzung dafür betrachtete man die Herausbildung einer Rezeptionsweise, die den Leser oder Zuschauer nicht mehr in die Lage eines Konsumenten versetzt, der bloß etwas entgegennimmt, oder eines Objektes, das etwas mit sich anstellen läßt. Sie sollte produktiv im wörtlichen Sinne sein, da sie den Rezipienten zum Verlassen seiner Sphäre und zur Einmischung in den produktionsästhetischen Bereich veranlaßt, natürlich nicht, um sich in der „zweiten“, in der ästhetischen Welt niederzulassen, sondern um aus ihr wieder heraustretend eine neue Praxis in der „ersten“, der wirklichen Welt zu begründen. In seinen Lehrstücken erprobte Brecht, wie das Zusammenrücken von Produktion und Konsumtion zu bewerkstelligen sei: „Das Lehrstück lehrt dadurch, daß es gespielt, nicht dadurch, daß es gesehen wird. Prinzipiell ist für das Lehrstück kein Zuschauer nötig, jedoch kann es natürlich verwertet werden.“¹⁷

Der Widerspruch zwischen Produktion und Rezeption ist hier tendenziell durch die Liquidierung der Distributionssphäre aufgehoben, wodurch die unio mystica der durch diese getrennten Bereiche möglich wird. Nun wird man Brecht freilich nicht nachsagen können, daß er Neigungen zur Mystik gehabt habe. Und ich glaube auch nicht, daß er mit der radikalen Lösung des Problems, wie Dramatiker und Schauspieler aufhören können, das Publikum zu beschimpfen, und es dem Publikum unmöglich gemacht werden kann, sich zum Theater wie zu einem Konsumgegenstand zu verhalten, das Modell für ein zukünftiges sozialistisches Theater geliefert hat, obwohl das manchmal vermutet wird.¹⁸

Das Interessante an diesem Experiment besteht vielmehr darin, daß hier, in der Hülle der Utopie, den Dissonanzen der herrschenden literarischen Verhältnisse neue Weisen der literarischen Produktion, Distribution und Rezeption entgegengestellt werden, die auf der Ebene des Ästhetischen den jeweiligen Verselbständigungen der produktions-, darstellungs-, wirkungs- und rezeptionsästhetischen Momente entgegenwirken sollen. Auf die Geschichte bezogen, in der sich diese Momente entfaltet hatten, machte eine solche Konzeption den Bruch mit den theoretischen Standards der Autonomieästhetik perfekt. Das zeigt sich besonders in den Vorstellungen vom Werkbegriff, der für Brecht eine völlig untergeordnete Bedeutung hatte. Die Werke, seine eigenen und die der anderen, besitzen für ihn keinen Selbstwert, sondern nur einen Verwertungswert, einen „Materialwert“, wie er sagte. Die Substantialisierungen des Werkes, die eng mit dem Gedanken eines Privateigentums an diesen Produkten verbunden waren, sind aufgelöst; über Plagiate sagte er: „Ein wenig borgen bei einem oder einigen anderen zeigt Bescheidenheit; welch eine Ungeselligkeit, sich ganz allein vorwärtsbewegen zu wollen!“¹⁹ Brecht hob nicht nur das Vollendetsein der Werke anderer ständig durch Entnahmen auf, sondern

¹⁷ Bertolt Brecht, Schriften zum Theater, Berlin und Weimar 1964, Band IV, S. 82.

¹⁸ Reiner Steinweg, Das Lehrstück, Stuttgart 1972, S. 210; Hildegard Brenner, in: Materialistische Literaturtheorie III, Alternative, 1971, Nr. 78/79, S. 101.

¹⁹ Bertolt Brecht, Schriften zur Literatur und Kunst, Band II, Berlin und Weimar 1966, S. 181.

betrachtete auch seine eigenen Arbeiten nie als vollendet, sondern eben als „Stücke“. Hans Robert Jauss hat kürzlich daran erinnert, daß der vorhumanistischen Zeit ein Begriff vom Werk im Sinne einer fertigen Ganzheit im wesentlichen noch fehlte.²⁰ Hier tut sich eine neue Traditionsbeziehung Brechts auf.

Entgegen der oft geäußerten Ansicht leitete auch Georg Lukács seine ästhetischen Konzeptionen nicht einfach linear aus der klassischen Kunstperiode und der Hegel'schen Philosophie ab, sondern ebenfalls aus einer neuen Setzung der gesellschaftlichen Funktion. Im Gegensatz zu Brecht und seinen Mitarbeitern aber, die den Sachverhalt einer revolutionären Situation für gegeben oder doch bald für möglich hielten, stellte sich Lukács angesichts der drohenden Faschismusgefahr Anfang der dreißiger Jahre auf eine lange Periode des Übergangs ein, in der das Bündnis der antifaschistischen Kräfte gegenüber der proletarischen Aktion die Priorität erlangen werde. Er hielt daher die Konzeption der Materialästhetik, die den Bruch mit den tradierten Kunstvorstellungen und dem daran orientierten Publikumsgeschmack anstrebte, für politisch und ästhetisch gleichermaßen sektiererhaft und daher schädlich; denn er war der Ansicht, daß auf dieser Basis keine Strategie entwickelt werden könne, die ein Bündnis zwischen dem bürgerlichen Humanismus und dem Marxismus als weltanschaulich-ethische Riegelstellung gegen die faschistische Barbarei ermöglicht hätte. Diese hier etwas vereinfacht wiedergegebene Konzeption zog ihrerseits einen Bruch nach sich: den Bruch der antibürgerlichen künstlerischen Avantgarde, die, als Vortrupp der ästhetischen Revolution, sich, zumindest in vielen Fällen und zeitweise, als natürliche Verbündete des Vortrupps der politischen Revolution empfand. Die Folgen sind zu bekannt, als daß ich hier näher darauf eingehen müßte. Für unseren Zusammenhang ist es wichtig festzuhalten, daß damit die Weichen für die Ausarbeitung einer Ästhetik gestellt waren, die nicht am historisch-konkreten Funktions- und Wirkungsmechanismus der künstlerischen Kommunikation interessiert war, sondern die Funktion der Kunst großräumig-epochal bestimmte, was darstellungsästhetische Konsequenzen nach sich zog und mit Notwendigkeit in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu Brecht führte. Die umfassende philosophische Begründung, die Lukács seinen Ansichten von der „Eigenart des Ästhetischen“ gab,²¹ läuft darauf hinaus, der Kunst eine entfremdungsaufhebende Funktion zuzuweisen, wonach es ihr bei Einhaltung bestimmter darstellungsästhetischer Prinzipien möglich ist, im Bewußtsein des Rezipienten defetischisierende Prozesse auszulösen, die ihm den objektiven Interessen und Entwicklungsgesetzen der menschlichen Gattung gemäße Verhaltensorientierungen vermitteln können. Und zwar vermögen diese am Modell der Katharsis näher bestimmten Prozesse solche Kunstwerke in Gang zu setzen, die nach den Gesetzen der Kategorie der Besonderheit gebaut sind. Darunter versteht Lukács eine der Kunst eigene Widerspiegelungsform, die, wenn sie richtig funktioniert, während der Gestaltung des Kunstwerks die „extensive Totalität“ des Gegebenen in eine „intensive Totalität“ verwandelt, in der das Besondere die organisierende Mitte zwischen der Sinnlichkeit des einzelnen und der Begrifflichkeit des Allgemeinen stiftet. Auf diese Weise kommt in einem „echten“ Kunstwerk das Wesen der Erscheinung in der

²⁰ Hans Robert Jauss, Der Leser als Instanz einer neuen Geschichte und Literatur, a. a. O., S. 342 bis 344.

²¹ Zu diesem und dem folgenden: Georg Lukács, Die Eigenart des Ästhetischen, 2. Halbband, Neuwied und Berlin-Spandau 1963, vor allem S. 193 bis 266 und S. 294 bis 324.

Erscheinung des Wesens zum Ausdruck. Ein solches Kunstwerk ist, da es die Totalität der extensiven Welt in einer intensiven Gestalt in sich hat, in sich abgeschlossen, vollendet und komplett; es ist, wie Lukács sagte, eine auf sich selbst gestellte „Werkindividualität“. Als eine solche ist das Werk zwar keineswegs autonom, weil ihr mittelbarer Bezug „zu ihrem letztthinigen Gegenstand, der Entwicklung des Menschengeschlechts“ ja seine Existenz erst konstituiert. Doch wenn es gelungen ist, diesen Bezug mit der von Lukács erläuterten darstellungs-ästhetischen Methode ins Werk einzubringen, hat es den Charakter eines Eigenwertes. Um sich als Wert zu erweisen, bedarf es keiner Zutaten seitens des Rezipienten. Die Macht des Werkes ist evokativ; das Werk ist eine Instanz, das den Rezipienten vorlädt. Das Verhalten des Rezipienten dieser Instanz gegenüber hat keinerlei Rückwirkungen auf ihr Wesen. Es ist nicht das Werk, sondern nur immer nur der Rezipient, der sich bei dieser Begegnung verändert.

Man sieht, daß die Theorie von Lukács rezeptionsästhetisch und rezeptionsgeschichtlich nicht viel hergibt. Auf eine Realisierung durch den Rezipienten ist das Werk, um ein „wirkliches“ Werk zu werden, nicht angewiesen. Lukács wußte natürlich, daß die Bedingungen der Rezeption Auswirkungen auf den Grad der vom Werk evozierten Katharsis haben. Da das Werk selbst dabei aber unangetastet bleibt und in seiner Struktur, falls es sich um ein „echtes Kunstwerk“ handelt, sich nichts befindet, was die mißglückte Evokation zu verantworten habe, kann Lukács' Rezeptionsgeschichte immer nur als Aufstieg des Menschen *zum* oder als Abstieg des Menschen *vom* Verständnis des „echten Kunstwerks“ begreifen, d. h. als einen ästhetisch letztlich irrelevanten Prozeß, der eine Auskunft nicht über das Werk, sondern über die Bewußtseinsstruktur der Rezipienten gibt, daher nicht literaturgeschichtlich, sondern allenfalls kulturgeschichtlich von Interesse ist.

Man kann sich denken, daß der Einfluß, den Lukács nach 1945 vor allem auch in der DDR erlangte, eine Vergegenwärtigung des rezeptionsästhetischen Problems nicht gerade gefördert hat. Das Problem war praktisch nur in der mit Lukács legitimierbaren Einfühlungs- und Identifizierungsästhetik existent, während die Verfremdungsästhetik, zu der Brecht seine auf die Aktivierung der Rezipienten ausgerichtete Kunsttheorie inzwischen entwickelt hatte, sich als eine andere Möglichkeit für den Aufbau wirkungsästhetischer Strategien erst allmählich durchsetzen konnte. Inzwischen ist von einer prinzipiellen Bevorzugung einer der beiden Richtungen schon längst keine Rede mehr; Fakt ist aber, daß die Impulse für ein Aufgreifen der Rezeptionsproblematik nicht von der Ästhetik Lukács', sondern von der poetischen Theorie und Praxis Brechts ausgegangen sind.

Einen Grund freilich dafür, eine Rezeptionstheorie ausschließlich auf der Ästhetik Brechts aufzubauen, leitete die Forschungsgruppe, aus der „Gesellschaft – Literatur – Lesen“ hervorging, ²² daraus nicht ab. Wir sind davon ausgegangen, daß die Bedürfnisse der realen Leser nach Werken, die ihnen Einfühlungs- und Identifikationsmöglichkeiten anbieten und kathartische Funktionen wahrnehmen können, durchaus legitim sind. Soziologische Befragungen haben im übrigen ergeben, daß das keinesfalls immer Werke zu sein brauchen, die den kunstwerklichen Erwartungen von Lukács entsprechen. Entgegen offenbar verbreiteten Vorstellungen lag uns nicht

²² Manfred Naumann (Leitung und Gesamtedaktion), Dieter Schlenstedt und Karlheinz Barck, Dieter Kliche, Rosemarie Lenzer, Gesellschaft – Literatur – Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht, Berlin 1973.

an der Begründung einer „Rezeptionsästhetik“, sondern an einer Erkundung des Problems, wie Produktion, Distribution und Rezeption einander zugeordnet sind, bei Ausfällung freilich derjenigen Probleme, die sich in diesem Verhältnis von der *Rezeption* her ergeben. Logischerweise wäre ein Buch über denselben Gegenstand denkbar, nur mit dem Unterschied, daß in ihm die *Produktionsseite* die Optik bestimmen würde.

Unter dem gewählten Gesichtspunkt stellte uns das Phänomen, daß die Katharsis in den Rezeptionsprozessen eine entscheidende Rolle spielt, vor keine unüberwindlichen theoretischen Schwierigkeiten. Für eine kategorische „Rezeptionsästhetik“ dagegen werden die Schwierigkeiten erheblich, wenn sie wagt, die Katharsis als vorhanden zu betrachten. Die Katharsis ist, auch wenn man ihre wünschenswerten Folgen anders definiert als Lukács, eine ästhetische Kategorie, die der evokativen Macht des Werkes zugeordnet ist; sie ist nicht auf die Wirkung bezogen, die der Rezipient sich in seinem Zugriff aus dem Werk holt, sondern auf diejenige, die das Werk, gegebenenfalls auch trotz Widerstands des Rezipienten, auf ihn ausübt. Wenn, was allseits unbestritten ist, Wirkung das „vom Text bedingte, Rezeption das vom Adressaten bedingte Element der Konkretisation“ ist, ²³ dann ist die Katharsis keine rezeptions-, sondern eine wirkungsästhetische Kategorie, d. h. eine Kategorie, die stets einen produktions-, einen darstellungs-, einen werkästhetischen Hintergrund hat.

Es dürfte daher kein Zufall gewesen sein, daß die „Rezeptionsästhetik“ die Katharsis so lange links liegen gelassen hat, wie sie einer Produktions- und Darstellungsästhetik verpflichtet war, die, allerdings ganz anders als die Brechts, antikathartisch konstruiert war. Offenkundig strebte die „Rezeptionsästhetik“ ursprünglich die Fundierung einer Produktions- und Darstellungsästhetik an, oder umgekehrt: sie war selbst auf einer Produktions- und Darstellungsästhetik fundiert, die mit Entschiedenheit das von Adorno vorgetragene Postulat sich zu eigen gemacht hatte, wonach eine emanzipatorische Funktion nur einem Kunstwerk mit bedingungslosem Innovationscharakter beizumessen sei. Denn es verschloß sich dadurch einer Kommunikation mit großer Reichweite und verweigere seine Auslieferung an die vom Markt und von Affirmationszwängen beherrschte Zirkulations- und Konsumtionssphäre. Der durch diese produktionsästhetische Anlehnung erzeugte Widerspruch bestand darin, daß der Adorno'schen Konzeption ein Werkbegriff zugrunde lag, der an der autonomen Bestimmung des Kunstwerks gegenüber den Wirkungs- und Rezeptionsprozessen orientiert war, d. h. an einem Werkbegriff, dessen Negation gerade in den rezeptionsästhetischen Prämissen lag. Der Leser solcher Werke konnte also nicht aus dem gemeinen „Volk der Leser“ sein, das ja gerade eine kommunikativ strukturierte Literatur goutierte und mit diesen gemeinen Werken auf eine oft sehr pragmatische und ziemlich unästhetische Weise kommunizierte, sondern es mußte ein Leser mit höherer Qualifikation sein, ein Leser z. B., der die Rollen spielen konnte, die für ihn in die Texte hineingeschrieben waren, oder dessen Lektüre ausgebreitet genug war, um den Kunstcharakter des Werkes am Maßstab seines Innovationsgrads zu ermitteln. Ein weiterer Widerspruch ergab sich daraus, daß dieses Modell ungeeignet war, die kommunikativen Verhältnisse in Epochen zu

²³ Hans Robert Jauss, Die Partialität der rezeptionsästhetischen Methode, in: Rainer Warning (Hrsg.), Rezeptionsästhetik, a. a. O., S. 383.

erfassen, in denen die Kunst vornehmlich normbestätigende Funktionen erfüllte. Zu einer hochinteressanten, von dem Begründer der „Rezeptionsästhetik“, Hans Robert Jauss, selbst herbeigeführten Wendung,²⁴ die sensibel auf einen Aktualitätsverlust der Adorno'schen Konzeptionen in den siebziger Jahren reagierte, wurde nun der Versuch unternommen, den – wie es wörtlich hieß – „ästhetischen Snobismus“ abzubauen und durch die ästhetische Legitimation von Bedürfnissen, die der nicht „im Umgang mit Kunst gebildete“ Konsument an die Produktion heranträgt, der Literatur eine komplexere gesellschaftliche Funktion zu erschließen.²⁵

Um sich das Ausmaß der Wendung vor Augen zu führen, muß man sich daran erinnern, mit welcher Unerbittlichkeit und welchem theoretischen Aufwand die „Ästhetik der Negativität“ Konzepte der Hölle überantwortet hatte, die nun, ohne lange im Fegefeuer der Kritik gereinigt zu werden, wieder als Sterne am ästhetischen Himmel glänzen konnten: Dem Leser war wieder erlaubt, „Bewunderung oder Sympathie für den Helden“ zu empfinden,²⁶ sich vom Literaturwerk in Erschütterung und Rührung versetzen und zum Mitweinen und Mitlachen bringen zu lassen. Die Kunst durfte wieder konsensusbildende, normfolgende und normstiftende Aufgaben lösen und die einfache, durch die Katharsis vermittelte ästhetische Wahrnehmung eine Erkenntnisfunktion übernehmen. Wenn irgendwann in letzter Zeit tatsächlich ein „Paradigmawechsel“ in der Ästhetik stattgefunden haben sollte, dann an dieser Stelle: Die „Rezeptionsästhetik“ hatte hier nämlich nicht mehr und nicht weniger als die realen Leser entdeckt, die bislang von ihr als Folge einer verwickelten und unfreiwillig erlittenen Nachwirkung der klassischen „Verschwörung gegen das Publikum“ über die Grenze des Ästhetischen zum Trivialen hin abgeschoben worden waren.

Bei diesem Leservolk herrschen nun freilich weit schlimmere ästhetische Zustände, als man es sich aus der Perspektive des gehobenen Leserstandes vorstellen kann; die Aussagekraft empirischer Erhebungen über diese Zustände, wie sie z. B. Heinz Hillmann unternahm,²⁷ wird daher zunächst noch angezweifelt.²⁸ Wenn Hans Robert Jauss aber tatsächlich mit dem Vorhaben ernst machen sollte, seinen Entwurf einer Rezeptionsästhetik durch eine „Analyse der außerliterarischen, durch die Lebenswelt vermittelten“ Vororientierungen der Leserschichten zu ergänzen und diese sogar „bei idealer Quellenlage auf die historisch-ökonomische Situation“ zurückzuführen,²⁹ dann werden ihm, dessen kann man sicher sein, weitere Enttäuschungen nicht erspart bleiben.

Nur ästhetischer Aristokratismus oder gauchistisch-asketische Sektenbewegungen werden der rezeptionsästhetischen Apologie des Genusses, der Katharsis und der Identifikationsästhetik unterstellen wollen, daß sie den Zentren der am Konsum orientierten Vergnügungsindustrie eine neue Branche angliedern oder eine systemstabilisierende Manipulationsliteratur in einer „Ästhetik der Positivität“ recht-

²⁴ Vgl. dazu Hans Robert Jauss, Die Partialität der rezeptionsästhetischen Methode, a. a. O., S. 394.

²⁵ Hans Robert Jauss, Kleine Apologie der ästhetischen Erfahrung. Mit kunstgeschichtlichen Bemerkungen von Max Imdahl, Konstanz 1972, S. 38. Vgl. darin die Auseinandersetzung mit Adorno S. 9 ff.

²⁶ Ebenda, S. 38. Noch ausführlicher als in der „Kleinen Apologie“ ist die Wendung beschrieben in Hans Robert Jauss, Negativität und Identifikation. Versuch zur Theorie der ästhetischen Erfahrung, in: Positionen der Negativität, hrsg. v. Harald Weinrich, München 1975, S. 263 bis 339.

²⁷ Heinz Hillmann, „Rezeption – empirisch“, in: W. Müller-Seidel (Hrsg.), Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft, München 1975, S. 433 bis 449.

²⁸ Hans Robert Jauss, Der Leser als Instanz einer neuen Geschichte der Literatur, a. a. O., S. 329 bis 334.

²⁹ Ebenda, S. 328.

fertigen möchte; zumal die durch die ästhetische Identifikation intendierten Verhaltensnormen ja auch durchaus differenziert bewertet werden. Trotzdem aber bleiben natürlich Fragen offen: erstens die der Neutralisierung oder gar Aufhebung der durch die Zirkulationssphäre vermittelten Überlagerungen der produktiven und rezeptiven Sphären und zweitens, damit aufs engste verbunden, die Frage nach einer produktionsästhetischen Strategie, die anders fundiert ist als das Adorno'sche Konzept, aber trotzdem, einen Ansatz Adornos weiterführend, die Herstellung von Werken intendiert, in deren Struktur Hindernisse für eine einfache Reproduktion der Konsumentenbedürfnisse in den rezeptiven Prozessen eingebaut sind und die zugleich auch, die Schlußfolgerung Adornos verwerfend, bei der Wahl der Techniken und beim Aufbau der ästhetischen Strukturen die aus der Lebenswelt stammenden Vororientierungen der Leserschaft in Rücksicht stellen, die nicht nur bei „idealer Quellenlage“ auf die historisch-ökonomische Situation zurückzuführen sein dürften.

Man kann die karthatische Wende der „Rezeptionsästhetik“ als ihre Selbstaufhebung deuten oder auch als logische Konsequenz eines in ihr liegenden, aber durch „idealistische Prämissen“ überlagert gebliebenen Ansatzes. Auf alle Fälle hat es den Anschein, als ob die Rezeptionsästhetik im Moment weniger daran interessiert wäre, eine bestimmte Art von Produktions- und Darstellungsästhetik zu fundieren. Eher könnte man vermuten, daß sie jetzt auf der Suche nach einer Produktions- und Darstellungsästhetik ist, die die in den Gesichtskreis getretenen karthatischen Bedürfnisse der wirklichen Leser befriedigt. In diesem Fall wäre eine theoretische Abgrenzung von dem aktuell, was oft ein noch ziemlich geisterhaftes Dasein unter dem Namen „Wirkungsästhetik“ führt.

Ich meine hier *nicht* den Sachverhalt, daß jedem produktionsästhetischen Vorgang ein wirkungsästhetisches Moment impliziert ist. Daß die Achse Sender–Empfänger eine strukturbildende Relation des literarischen Schaffensprozesses und seines Produkts ist, dürfte wohl kein ernsthafter Gegenstand der Diskussion mehr sein. Diese Relation kann sich aber gegenüber den anderen Relationen der Produktion und des Werkes in einer Weise verselbständigen, daß sie dominant wird. In diesem Falle ist die literarische Produktion tendenziell auf das Ziel orientiert, von den heteronomen Wirkungs- und Funktionsmechanismen aus ihre darstellungsästhetischen und rezeptionsästhetischen Prinzipien abzuleiten. In ihrer intentional gesetzten Anpassung an die heteronomen Bedingungen der literarischen Produktion und Rezeption erweist sich eine auf diese Weise dominant gewordene „Wirkungsästhetik“ als empirisch, pragmatisch und opportunistisch; manchmal kleidet sie sich auch in populistische, volkstümliche oder rhetorische Gewänder. Der produktive Widerspruch zwischen Produktion und Rezeption, zwischen den Rezeptionsbedürfnissen der realen Leser und den Produktionsbedürfnissen der realen Autoren ist durch die Verwandlung der Leser und Autoren in Mittel zu Zwecken aufgehoben. Weder „Kriege des Leservolkes gegen die Autoren“ noch „Verschwörungen der Autoren gegen das Publikum“ finden statt, aber nur aus Mangel an Subjekten; denn diese erhalten in einer so verstandenen, reduzierten „Wirkungsästhetik“ den Status von Objekten, wie die Werke einen Status von Sachen erhalten.

Wie unversöhnlich sich Brecht und Lukács auch gegenübergestanden haben mochten: in ihrer Gegnerschaft zu einer Literatur, die sich intentional den Markt-

gesetzt unterwirft, die in der Sphäre der Distribution auf die literarische Produktion und Rezeption einwirken – darin waren sie sich einig; grundsätzlich verschieden waren nur die Methoden, die beide vorschlugen, um gegen diese Heteronomien die, so paradox es in diesem Zusammenhang klingen wird, Autonomie der literarischen Produktion und Rezeption zu verteidigen. Natürlich kann diese Autonomie immer nur relativ sein, was nichts anderes heißt als: die Literatur selbst kann die Fremdbestimmtheit nicht aufheben, der sie unterworfen ist; sie kann aber so autonom sein, daß sie sich mit ihren Mitteln am gesellschaftlichen Prozeß der Beseitigung dieser sie nicht nur allein betreffenden Heteronomien beteiligt, so daß man sagen darf, daß die Wahrnehmung ihrer autonomen Möglichkeiten ein Bestandteil ihrer gesellschaftlichen Funktion ist.

Vom Elend der Literaturwissenschaft an der Universität

Eines muß ich gleich vorausschicken: dieser Bericht gibt meine subjektiven Eindrücke von der aktuellen Situation in den literaturwissenschaftlichen Massenfächern wieder. Er stützt sich auf Erfahrungen in der eigenen Universität, wo ich unterrichtete, auf Informationen, die ich in der letzten Zeit auf Vortragsreisen gesammelt habe, und auf Gespräche mit Genossen und Kollegen an etlichen Universitäten. Dazu die übliche Lektüre der verschiedensten Materialien.

Mein Bericht und die Schlußfolgerungen, die ich selbst ziehen möchte, bleiben ziemlich persönlich, weil die Situation an den einzelnen Universitäten recht unterschiedlich ist. Damit ist schon ein wichtiger Punkt angesprochen. Ich meine nämlich nicht nur die regionalen Eigenheiten, die sich aus dem hochschulpolitischen Unterschied zwischen SPD- und CDU/CSU-regierten Bundesländern ergeben. Zusätzlich scheint mir die wachsende Immobilität von Professoren und Studenten lokale Besonderheiten zu befördern und zu befestigen; übrigens wohl mit meist ungünstigen Auswirkungen für die Linken. Dafür dürften bei den Studenten die Verkürzung der Studienzeit und die Verschlechterung der sozialen Bedingungen verantwortlich sein, bei den Professoren Arbeitsüberlastung, Geldknappheit für Gasteinladungen, fachliche Unsicherheit, häufig versteckt hinter borniert selbstherrlichem Gehabe.

Ein neuer Provinzialismus setzt sich durch, den allenfalls die Personalgeschäfte der Manager-Professoren unterbrechen, die in der Berufungspolitik wie eh und je ihre Schützlinge austauschen, allen frivolen Gerüchten über die Demokratisierung der Berufungspolitik entgegen. Restriktive Maßnahmen der Ministerien dürften in diesem Bereich inzwischen eine eher untergeordnete Rolle spielen, zumal der personalpolitische Einfluß der Linken an den Universitäten mittlerweile wohl wieder auf den Stand der 60er Jahre zurückgesunken ist. Selbst die üblichen Ausnahmen wollen einem kaum einfallen.

Für fortschrittliche Studenten ist die Begrenzung ihres Horizonts durch den des Studienorts besonders nachteilig, wenn ihre Zahl noch gering ist.

Die Arbeitsbelastung durch politische Funktionen und Tätigkeiten ist größer, wechselseitige arbeitsökonomische Entlastungen beim Studium gelingen seltener, die intellektuellen Impulse sind schwach; entsprechend groß sind die Gefahren der Resignation oder sektiererischer Verholzung. Linke Kollegen werden hochschulpolitisch bei wichtigen Entscheidungen in der Regel neutralisiert, nicht selten durch berufliche Erpressung, von kollegialer Geselligkeit oder Fachgesprächen früher oder später ausgeschlossen. Fachwissenschaftlich sind sie einerseits und objektiv hoffnungslos überfordert, andererseits im konkreten Unterricht oft auch zu wenig gefordert.

Auch auf die Lernmittel wirkt sich der Regionalismus aus. Die noch geringe Publikationsdichte fortschrittlicher Fachliteratur, die mangelnde Vertrautheit gerade der Philologen mit sozialwissenschaftlicher Forschungsliteratur – eine Ausbildungslücke der heutigen Universitätslehrer –, häufig einseitige Anschaffungspolitik der

Universitäts- und Institutsbibliotheken, machen das Angebot des linken Buchhandels in Kleinstädten wichtig. Fachwissenschaftlich bleibt es gleichwohl meist unattraktiv, weil die Nachfrage gering und das Angebot auf Verdacht ein zu großes Risiko ist. Die potentiellen Käufer wissen aber oft gar nicht, wonach sie fragen könnten. Wissenschaftliche Handwerkelei, zu der auch das Geschiebe mit einem Dutzend Zitaten der marxistischen Klassiker gehört, ist die Folge. In so mancher Seminararbeit, selbst so mancher bei uns erscheinenden Publikation, muß der Marxismus-Leninismus erst immer noch einmal erfunden werden, ehe es losgehen kann: als läge zwischen den Klassikern und dem Autor aus der Provinz der BRD statt der Wissenschaftsgeschichte, nicht nur der sozialistischen Länder, eine trostlose Wüste.

Weniger auf Kleinstgruppen agiler Linken in konservativen Universitätsstädten der Provinz sind einige andere Probleme beschränkt, auf die ich hier noch eingehen möchte, bevor ich zu speziellen Fragen der Lehrinhalte komme. Sie prägen die Rahmenbedingungen des Fachstudiums und wirken auf dessen Formen so stark ein, daß von ihnen die Rede sein muß, will man nicht Selbsttäuschungen erliegen. Die bürgerliche Wissenschaft gerät seit dem Beginn der theoretischen Diskussion um ihre Verfehlungen, Möglichkeiten und Grenzen in den Jahren vor der Studentenbewegung immer deutlicher in die Defensive. Das zeigt sich nicht zuletzt an der spektakulären Aufwertung von Rettungsversuchen wie der Rezeptionsgeschichte, der literarischen Semiotik oder der Kommunikationssoziologie, übrigens fast nostalgisch anmutende Wiederbelebungsversuche an älteren Theorien, wie dem russischen Formalismus bzw. an Kommunikationstheorien aus dem angelsächsischen Bereich. Die sehr bedeutenden Forschungsleistungen der Wissenschaftler um ‚Poetik und Hermeneutik‘ oder auch der Bochumer oder Bielefelder Kollegen mögen sich philologischem Genie um so mehr verdanken, als sie nicht aufgrund, sondern trotz der methodischen Selbstbeschränkung zustandekommen, die ihre Autoren sich auferlegen.

Ihr produktives Selbstbewußtsein ist nicht die Regel. Häufiger sind mittlerweile die Versuche, Fragestellungen des wissenschaftlichen Sozialismus an die Literatur methodologisch zu neutralisieren, um dergestalt im Kielwasser seines Fortschritts mitschwimmen zu können. Die Lektüre von institutsinternen kommentierten Vorlesungsverzeichnissen läßt den Legitimationsdruck, dem die bürgerlichen Wissenschaftler sich im Alltag der Lehre bisweilen ausgesetzt sehen, deutlich erkennen. In der neueren Forschungsliteratur ließen sich dafür ebenfalls zahlreiche Beispiele finden.

Häufiger ist allerdings das Ausweichen auf Gebiete modischer Konjunktur. Das wirkt sich ruinös auf die Ausbildungsqualität der Studenten aus und belastet den fortschrittlichen Teil des Lehrkörpers mit großer Verantwortung. Denn allzu eilig sind in der Regel die nötigen Voraussetzungen aus Strukturalismus, Kommunikationstheorie oder Soziologie eher aufgeschnappt als angeeignet, und eine irgendwo abgeborgte Terminologie ersetzt nie und nimmer die gediegenen Literaturkenntnisse, die von der älteren Professorgeneration vermittelt werden konnten, wenn auch in ideologisch höchst zweifelhafter Verpackung. Seriöse Werke bürgerlicher Literaturwissenschaft – wie kritikwürdig ihre Thesen sein mögen – erscheinen immer seltener. Martinis Realismus- und Sengles Biedermeier-Buch sind einsam.

Selbst monographische Studien von der Qualität des „Fontane“ von Müller-Seidel sind rar geworden.

Mit der Defensivsituation und dem Anpassungsdruck, dem sich viele Kollegen derzeit ausgesetzt sehen, sowie der wissenschaftlichen Selbstschwächung durch modische Eskapaden hängt ein psychologisches Problem zusammen: die diffuse und verwirrte Anpassung an beliebige Moden oder das Eingehen auf nicht selbst erarbeitete sozialwissenschaftliche Fragestellungen – gleichsam *contre coeur* – ohne das Honorar eines namhaften Lehrerfolgs hinterläßt Unzufriedenheit. Sie wird in versteckter Subversion und latenter Angriffslust gegen fortschrittliche Studenten und Kollegen abregiert: in Personalpolitik und Gutachtertätigkeit, Rufmordpraktiken und Intrigen, Sprechstundenagitation und Prüfungsraube. Der Umgang mit fachlich verunsicherten und politisch eingeschüchternen Dozenten ist für die Studenten oft mit mehr Risiko verbunden und für die Kollegen bedrückender als die Auseinandersetzung mit selbstbewußten Gegnern des Sozialismus.

Die bürgerliche Literaturwissenschaft ist in der Defensive (nichtsdestoweniger hält sie trotzdem alle wichtigeren Positionen in den Hochschulen und im Verlagswesen wie den Sendeanstalten und Feuilletons besetzt); wie sieht es auf der anderen Seite aus? Von der Isolation war schon die Rede. Sie führt oft zur Vereinzelung, wenn die Richtungskämpfe innerhalb der Linken, wenn das Schisma des internationalen Sozialismus und Kommunismus unkritisch auf die Situation am Arbeitsplatz übertragen wird, wie oft nicht auch in kleinstädtisch eifernder Personalisierung, ablenkend von der Auseinandersetzung mit der Rechten. (Umso erfreulicher die gemeinsame und nicht erfolglose Fronde der Berliner Germanisten in diesem Winter gegen die politische Disziplinierung von Dozenten, die einen kommunistischen Wahlauftritt unterschrieben hatten). Auch hier erschweren psychische Belastungen die Arbeitsproduktivität, vor allem überhöhte Erwartungen an die eigene Leistungsfähigkeit. Je größer das kritische Vermögen wird, je vernichtender die Kritik an der bürgerlichen Literaturwissenschaft ausfallen muß, desto höher die Ansprüche an das, was man selbst dagegen setzen möchte. Die reale Arbeitskapazität, der eigene Ausbildungsstand, das persönliche Leistungsvermögen bleiben dahinter hoffnungslos zurück. Linker Snobismus oder Hamletismus sind die Folge, nicht selten klägliche Oblomowerei. Reflexions- und Kritikfähigkeit bei produktivem Unvermögen. Die linke Publizistik ist relativ schmal. Das hängt nicht zuletzt auch mit solcher Selbstblockade durch eigene Überforderung zusammen. Lehrende und Lernende sind davon gleicherweise betroffen.

Ein weiteres Hindernis: die drohende Arbeitslosigkeit für die Studenten des geisteswissenschaftlichen Ausbildungsbereichs, die dramatische Verknappung von Hochschullehrerstellen für die Universitätslehrer fördern die Konkurrenz untereinander und die Bereitschaft zum Arrangement auf Kosten politischer Überzeugungen. Jeder, der im Ausbildungsbereich arbeitet, weiß, wie groß bereits heute wieder die Zurückhaltung gegenüber der Mitarbeit in den Institutionen der demokratischen Selbstverwaltung, wie stark die Tendenz geworden ist, durch die Bearbeitung politisch möglichst neutraler Themen mit wenig kompromittierenden Methoden unauffällig bleiben zu wollen, um sich nicht von vornherein alle Berufschancen zu verscherzen. Bei den Dozenten betrifft das fast pauschal alle Kollegen mit Zeitvertrag, da die Aussichten auf feste Stellen für sehr lange Zeit – und nicht nur für

politisch links exponierte Kollegen, doch diese besonders – denkbar schlecht sind. Dutzende von Bewerbern auf eine frei gewordene Hochschullehrerstelle sind längst üblich. Die Zahl der freiwerdenden Stellen sinkt aber immer noch weiter ab. So kommt der Kopfhandel der feudalen Ordinarienuniversität zu neuen Ehren.

Es wäre töricht, sich über den Erfolg der Einschüchterung durch die Drohung mit Berufsverlust oder zumindest -behinderung zu täuschen. Nicht nur habituelle Opportunisten, eingeschlafert und fortgetragen von den weichen Wellen der Nostalgie und neuen Sensibilität wechseln zur Zeit das Lager; ernster ist der Konflikt zu nehmen, wo es nicht mehr nur um diesen oder jenen Vorteil geht, sondern um eine ausbildungsangemessene Arbeitsmöglichkeit schlechthin.

Ich breche hier meine Skizze von allgemeinen Bedingungen der literaturwissenschaftlichen Ausbildung in den Universitätsinstituten ab; sie bleibt ergänzungsbedürftig nach allen Seiten. Ehe ich den Versuch unternehme, einige Aufgaben zu formulieren, die sich mir angesichts und trotz dieses recht düsteren Bildes für die universitäre Literaturwissenschaft zu stellen scheinen, noch eine Bemerkung im Zusammenhang mit der regionalen Unterschiedlichkeit der Verhältnisse. Was für die Linken jeweils zu tun ist, läßt sich so mühsam auf einen gemeinsamen Nenner bringen, weil nicht bloß die politische Situation von Ort zu Ort stark abweicht, sondern auch die des Faches, selbst innerhalb eines Bundeslandes. So steht der Ausbau der modernen Linguistik auf Kosten der Einschränkung von Sprachgeschichte und Mediaevistik in etlichen Instituten noch zu Recht auf dem Programm der progressiven Kräfte, während in den sozialdemokratischen Reformuniversitäten – doch nicht nur dort – der überstürzte Ausbau dieser Disziplin angesichts ihrer relativ ungesicherten berufspraktischen Bedeutung sich als dringend revisionsbedürftig erweist; umso eher, als die Forcierung der linguistischen Ausbildung fast stets mit einer Abstraktion von historischen und gesellschaftlichen Inhalten verbunden ist, deren Berücksichtigung von den Studenten zumeist erst mühsam erkämpft werden muß. Vergleichbar ist der Ausbau der Fachdidaktik. An einigen Gesamthochschulen und Universitäten sollte man schon richtiger von dem Didak-Tick sprechen. Ist sie dort in monarchischer Position und in Gefahr, als universelle Lerntheorie die Ausbildungsinhalte zu beliebig austauschbaren Exempeln zu degradieren, so gehört sie anderswo zu den Forderungen im Interesse einer berufsbezogenen Ausbildung. Schließlich die Literaturgeschichte, auf die ich ausführlicher eingehen möchte, um an ihr auch einige Schlußfolgerungen aus den geschilderten Eindrücken zu ziehen.

Zu den Mängeln der literaturwissenschaftlichen Ausbildung in den 60er Jahren hatte die Beschränkung auf einen literarischen Kanon gehört, in dessen Zentrum die affirmative bürgerliche Kultur stand, meist durch die „Kunst der Interpretation“ apologetisch bestätigt; die Beglaubigung der literarischen Zeugnisse des idealen bürgerlichen Selbstverständnisses als von offiziellen Verlautbarungen der bürgerlichen Klasse durch die legitimierten Sprecher ihrer Intelligenz. Vor allem seit der Studentenbewegung hat sich das geändert. Die Massenkultur findet stärkere Berücksichtigung, und die Germanistik hat die deutsche demokratische Tradition als einen Gegenstand von Forschung und Lehre entdeckt. Literatur und Gegenwart, von den Studenten mit besonderem Interesse aufgenommen, wird öfter als früher zum Seminarthema. Als Tendenz zeichnet sich ab: Die traditionelle Literaturgeschichte,

die großen Werke der Weltliteratur der Klassik und Romantik vor allem, treten umso weiter zurück, desto mehr der Lehrkörper sich verjüngt. Spezialthemen und Einzelwerke von relativ leichtem Gewicht und bescheidener literarischer Qualität werden umso häufiger zum Seminargegenstand, je öfter die Lehre vorwiegend aus dem noch kleinen Fundus der Promotionsthemen des Dozenten bestritten werden muß, vielleicht noch ergänzt durch Gegenstände des einen oder anderen Aufsatzes. Das betrifft vielfach jung berufene oder unter gelegentlich zweifelhaften Umständen zu Hochschullehrern „überleitete“ Kollegen, denen neben der süßen Last des neuen Titels die Bürde achtstündiger Lehre aufgeschnallt ist, ohne daß sie bereits über die notwendige Breite des Wissens verfügen, bzw. das Darstellungsvermögen, das längere Vertrautheit mit dem Gegenstand mit sich bringt. Auch dies ist Ursache der schon angesprochenen Verunsicherung. Opfer der verfehlten Bildungspolitik sind beide: Dozenten und Studenten.

Charakteristisch ist aber nicht nur die Verschiebung von den großen Werken auf zweitrangige Texte, Spezialthemen oder Hobbies, wie sie gelegentlich wohl auch durch antiautoritäre Affekte in Erinnerung an die eigene Ausbildungsbiographie begründet sein mag oder durch das Bedürfnis, der offiziellen kulturellen Überlieferung ein Schnippchen zu schlagen. Die Verlagerung der Schwerpunkte führt auch zu einem größeren Anteil von Massenkultur, Produkten der neueren Medien, Aufmerksamkeit für die Tradition der realistischen und demokratischen Literatur, der zweiten Kultur.

Das wäre ohne Einschränkung zu begrüßen, wenn es eben nicht auf Kosten des Studiums bedeutendster Werke der Weltliteratur ginge und bei den Linken oft zu einer pauschalisierenden Ignoranz gegenüber der bürgerlichen Moderne. So seufzte schon Johannes R. Becher: „Der Marxismus wird, was das Gebiet der Literatur betrifft, häufig abstrakt vermittelt, das heißt die Literatur selbst bleibt den Schülern unbekannt, sie lernen nur einige allgemeine marxistische Sätze über Literatur kennen. So hört man: „Wir müssen die Poesie vom marxistisch-leninistischen Standpunkt aus beurteilen.“ Aber die so sprechen, wissen nichts von Poesie und haben auch keinerlei Verlangen danach. Dann aber kann man der Poesie gegenüber wohl auch kaum einen Standpunkt haben und erst recht keinen marxistischen.“ (Verteidigung der Poesie. Vom Neuen in der Literatur. Berlin 1960, S. 114)

Wahrhaftig nicht nur im Hinblick auf die Linke scheint mir ausgemacht: Es ist derzeit für einen Studenten der Philologie an Hochschulen aller Bundesländer möglich (gleich welcher nationalsprachlichen Spezialisierung), die Universität mit bescheinigtem, erfolgreichem Studienabschluß zu verlassen, ohne einen einzigen Roman Goethes, ein einziges Drama Schillers gründlich studiert, auch nur einen Roman von Flaubert, Joyce oder Kafka, Dostojewskij oder Gorkij zu kennen, ohne Büchner oder Heine gelesen zu haben. – Spätestens hier muß ich einem Mißverständnis vorbeugen. Ich bin davon überzeugt, daß keiner der bisher benannten Mängel primär einzelnen Menschen angelastet werden kann. Es ist nicht ihr persönliches Unvermögen, es sind nicht Faulheit oder Dummheit, Gedankenlosigkeit oder Unwillen die Hauptursache der schlechten Ausbildungsqualität. Angesichts der offen zutage liegenden, schon vielfach beschriebenen Verfehlungen der Hochschulpolitik einiger Jahrzehnte ist niemand legitimiert, sich zum Apostel akademischer Arbeitsmoral aufzuwerfen oder im arroganten Stil konservativer Kulturräsonneure den unaufhaltsamen Bildungs-

verfall zu beklagen, als wäre er naturwüchsig oder individuell verschuldet. Er ist in Wahrheit die Konsequenz der Bildungsökonomie eines monopolkapitalistischen Landes und seiner ideologischen Bedürfnisse. Eine grundsätzliche Korrektur ist ohne die Veränderung der politökonomischen Verhältnisse gänzlich aussichtslos. Das hat eindrucksvoller als je zuvor gerade die sozialliberale Reformpolitik der letzten Jahre im Hochschulbereich gezeigt. Die politischen Ursachen können hier nur unter ihrem Titel benannt, nicht analysiert werden, ebenso wie die Konsequenzen für die effektivsten politischen Kampfformen kein Diskussionsthema dieses Beitrags sind. Stattdessen sollen hier noch einige Überlegungen stehen für ein Lehrangebot, das das von mir behauptete Defizit ausgleichen könnte.

Für die fortschrittlichen Kollegen in der BRD hat in Erwägungen zur Kanonbildung im Literaturunterricht aus guten Gründen die weitgehende Ignoranz der traditionellen Ausbildung gegenüber der realistischen, erst recht freilich der demokratischen und revolutionären Literatur eine Hauptrolle gespielt. Das gilt analog für das Gebiet der Theoriebildung, wo es erforderlich war, die Probleme sozialwissenschaftlicher Literaturanalyse kennenzulernen und die Debatten um den Realismus aufzuarbeiten. In die Wahl des Arbeitsschwerpunkts sind aber oft unter der Hand auch theoretische Überzeugungen eingegangen, ohne ausreichend erörtert worden zu sein; darunter auch die Annahme, daß für eine fortschrittliche Ausbildung zur Vermittlung von Literatur das ideologische Erbe des Sozialismus in der Literatur der Vergangenheit sowie die progressiven Richtungen der Gegenwart mehr oder weniger auch den Hauptgegenstand bilden sollten. So schien es möglich zu sein, Herwegh und Freiligrath zu exponieren, Mörike und Stifter aber zu vergessen, Heinrich und Thomas Mann als Repräsentanten eines kritischen Realismus zu würdigen, Rilke und Hofmannsthal dagegen allenfalls und en passant mit einem ideologiekritischen Seitenhieb zu bedenken, die Auseinandersetzungen zwischen Brecht und Lukács nachzuvollziehen, aber die Antipoden Kommerell und Benjamin oder die Kunstphilosophie der Warburg-Schule esoterischer Exklusivität zu überlassen.

Für den literarischen Bereich dürfte dabei eine rezeptionstheoretische Unterstellung eingegangen sein, die auch für die Theorie des literarischen Erbes in der Kulturpolitik der sozialistischen Länder eine Rolle zu spielen scheint, die nämlich, daß die Wirksamkeit von Literatur im wesentlichen auf der Identifikation der Leser mit ihren ideologischen Inhalten beruht. Unter dieser Voraussetzung muß sich tatsächlich der literarische Kanon auf das ideologische Erbe reduzieren, für den Wissenschaftsbereich vielleicht mit einigen Erweiterungen.

Natürlich sind Identifikationen im Umgang mit Literatur naheliegend, doch ist es deshalb schon gerechtfertigt, aus dieser Beobachtung den literarischen Kanon zu bilden? Ist die Forderung vernünftig, daß das ideologische Erbe der Vergangenheit alle Literatur enthalten solle, an denen fortschrittliche Leser unserer Zeit Genuß finden mögen? Die Bejahung dieser Frage hat immer wieder dazu geführt, dem „Erbe“ mit oft fadenscheinigen Begründungen nur immer einzuverleiben, wovon der einzelne nicht lassen mochte, oder aber – das andere Extrem – zum Exorzismus der bürgerlichen Moderne. Allenfalls, daß mit ungutem Gefühl noch die gelegentliche Lektüre eines Rilke-Gedichtes gestattet werden kann wegen partieller Humanität oder weil es der Sensibilisierung des Lesers dienlich ist.

Die Unterstellungen sind falsch: die Gegenstände des Kunstgenusses für den heutigen Leser sind mit denen des ideologischen Erbes nicht identisch, und sie brauchen es auch nicht zu werden. Ästhetischer Genuß kommt zweifellos nicht nur zustande, wenn ich Vertrautes wiederfinde oder Bekanntes erkenne, sondern gerade durch die Wahrnehmung von Fremdem, Unvertrautem oder durch die Erkenntnis einer Wahrheit, die dem Erkennenden neu ist. Das Erschrecken vor dem Schönen beruht ja nicht auf déjà-vu-Erlebnissen. Die Darstellung von Optimismus macht nicht unbedingt optimistisch, die von Traurigkeit nicht zwingend traurig. Kann Literatur nicht auch wie Impfstoff wirken, als injiziertes Gift, das die Abwehrkräfte des Infizierten mobilisiert, um ihn immun zu machen? Ist die Aufgabe der Philologie nicht eher darin gelegen, das Fremde als Fremdes kenntlich zu machen, statt das Vertraute wahrnehmen zu lehren; Kontinuitäten abubrechen, statt Vorgeschichten zu konstruieren; Identifikationen zu zerstören, statt nahezulegen? Soll sie nicht dazu anhalten, daß der Lesende sich des Eigenen vergewissert, daß er lernt, sich selbst zu bestimmen und als anders zu genießen, statt ihn auf zweifelhafte Gewährsmänner der Vergangenheit zu verpflichten? Zur Erkenntnis des eigenen und notwendigen Andersseins ist allerdings gerade das Studium der Geschichte erforderlich: doch ist nicht allemal die Erkenntnis von Fremdem produktiver als das Wiederfinden von etwas, das ich ohnehin habe? Sei es das Fremde, das die Geschichte nicht eingelöst hat und das der Leser als eine Hoffnung im Vergangenen wiederentdeckt; sei es die Fremdheit von Feindlichem oder sinnlos Gewordenem, gegen das der Lesende sich verschließen und stark machen muß, will er ihm nicht verfallen. Nur eine naive Nachahmungstheorie in Verbindung mit unbewiesenen Behauptungen betreffs der Wirkungsweise von Literatur über affirmative Leseridentifikationen kann ein Leseverbot über Kafka verhängen wollen, um die Rezipienten vor seinem Pessimismus zu schützen.

Es versteht sich von selbst, daß eine Anleitung zur Fähigkeit nichtidentifikatorischen Lesens unter unseren Verhältnissen oft nötiger sein wird als in den sozialistischen Ländern, in denen die Alternativen zu den Identifikationsangeboten bürgerlicher Literatur zumindest punktuell und in einzelnen Bereichen schon in der Praxis der Menschen sichtbar werden, und es ist klar, daß jüngere Leser, deren Aufmerksamkeit für die Differenz zwischen Kunst und Leben noch geschärft werden muß, kritischer Anleitung besonders bedürftig sind. Das scheint mir aber die Überlegungen zur Einbeziehung der bürgerlichen Moderne als einem wichtigen Gegenstand auch der ästhetischen Bildung von Marxisten eher zu differenzieren als prinzipiell in Frage zu stellen. Ferner erhält die Methode der Aneignung und Kritik gerade im Hinblick auf die Verhinderung nicht wünschbarer Identifikationen große Bedeutung.

Es muß deutlich sein, daß damit nicht einer Abkehr von der eben erst entdeckten fortschrittlichen deutschen Literatur das Wort geredet werden soll. Für Leser mit kleinbürgerlicher Sozialisation ist sie noch immer das leider Fremde, nicht nur literarisch, sondern auch hinsichtlich der lebenspraktisch unvertrauten Inhalte, während die Fremdheit der klassisch-romantischen Tradition, deren Kontinuität nicht nur eine literarischer Bildung ist, sondern auch der lebenspraktischen Gültigkeit so mancher ihrer schlimmen Weisheiten, erst durch Kritik hergestellt werden muß.

Die Geschichte fortschrittlicher Philologie an den Universitäten der BRD ist kurz und doch schon reich an Fehlentwicklungen. Dahin gehören methodische Abstraktionen und Schiefheiten ebenso wie die theoretisch nicht begründbare Begrenzung von Studiengegenständen. Die politische Stärke der Linken an der Universität hängt gewiß nicht nur, aber zu einem wesentlichen Teil auch an ihrer wissenschaftlichen Überzeugungskraft. Je bereitwilliger Irrtümer als solche benannt, unhaltbare Standpunkte aufgegeben werden können, desto leichter lassen sich die politischen und fachlichen Prinzipien, die des wissenschaftlichen Sozialismus, vertreten.

Über die Schwierigkeit, Autor zu sein und Lehrer

Im Herbst vergangenen Jahres erhielt ich eine Einladung in die USA. Mit einer Gruppe junger deutscher Schriftsteller sollte ich drei Wochen lang die Vereinigten Staaten bereisen, Lesungen durchführen und Referate halten.

Beim zuständigen Regierungspräsidenten wurde ein Antrag auf Sonderurlaub gestellt, denn ich bin eines dieser Zwitterwesen, zur Hälfte Autor und zur anderen Hälfte Lehrer, die solche Einladungen nur für die Ferien annehmen können.

Dieser Praxis müssen sich gegebenenfalls fast fünfzig Kollegen des nordrhein-westfälischen Schriftstellerverbandes in der IG Druck und Papier unterwerfen.

Voller Zuversicht wartete ich auf die Genehmigung, zumal das Außenministerium die Reise mitfinanzierte und sie auch von offizieller amerikanischer Seite mitgetragen wurde. Außerdem glaubte ich, daß diese Einladung etwas mit dem Kulturauftrag der Länder zu tun hätte.

Endlich kam die Antwort – abgelehnt! Man sollte doch, hieß es in der Begründung sinngemäß, sich in Zukunft nach der nordrhein-westfälischen Ferienordnung richten.

Leider bin ich kein Weltrekordläufer im öffentlichen Dienst. Für derlei Tätigkeit zum Ruhme nationaler Größe bin ich als Autor wenig werbewirksam.

Trotz aller verbalen Liberalität aus Politikermund, von Staats wegen die Lage der Autoren zu verbessern, ist man oft einer verständnislosen Bürokratie ausgeliefert, die durch Kleinkariertheit das Leben der Autoren/Lehrer erschwert, statt Literatur als Vermittlerin von Wirklichkeit auch hier zu fördern und die Produzenten von Literatur in dieser Funktion zu unterstützen.

So bleibt die Lesetätigkeit auf einen engen geografischen Raum beschränkt, will man sich größere physische Belastungen ersparen.

Im vergangenen Winterhalbjahr (75/76) habe ich das Gegenteil versucht und Einladungen nach Kassel und zur Universität Leu/Belgien angenommen. Das bedeutete für mich: nachmittags zu Hause wegzufahren, abends zu lesen und in der Nacht wieder nach Hause zurück, weil morgens um viertel nach acht der Unterricht begann.

Zugegeben, es gibt die Möglichkeit, mit reduzierter Stundenzahl Lehrer zu sein, als Angestellter, nur die Schwierigkeiten und Pressionen nehmen dann in anderer Weise zu.

Die bislang erwähnten Schwierigkeiten betrafen mehr die Autorensseite. Gerade in den letzten Wochen aber treibt uns dieser Doppelberuf, anlässlich des Bremer Kopierstreits, in die Schizophrenie.

Ich bin mir bis heute nicht über meine Position in dieser Auseinandersetzung im klaren. Als Lehrer wünsche ich mir gute Schulbücher. Doch die vorliegenden Werke reichen nicht aus, können nicht ausreichen. In Schulbüchern steht nicht alles, was ich für den Unterricht benötige, also brauche ich zusätzliche Mittel, zum Beispiel Fotokopien.

Andererseits sagt mir mein Gewissen, wenn du kopierst, dann bestiehlst du Kollegen aus dem VS, so wie die Lesebuchverlage sie jahrzehntelang um ihre Honorare betrogen haben.

Fotokopieren in Schulen hat gewiß keinen kommerziellen Hintergrund, aber es ist der Fall denkbar, wo Lehrer oder Schüler sich aus öffentlichen Bibliotheken Bücher ausleihen und diese dann seitenweise und vielfach kopieren!

Aus meiner Sicht als Autor ist mir das Bremer Urteil recht, doch als Schulmeister trifft es mich hart. Aus den Veröffentlichungen zum Fotokopierstreit nehme ich die Anregung des Kollegen Wittmann aus der GEW-Zeitung *Neue Deutsche Schule* gern auf, der schreibt:

1. Es könnten Pauschalabgeltungen vereinbart werden, wie mit der GEMA.
2. Es könnten Regelungen für Schulen getroffen werden, wie sie bereits bei Schulfunk und -fernsehen bestehen.
3. Es könnten, wie bei Tonband- und Kassettengeräten, diese mit einer Pauschalabgabe belegt werden.

Der Aspekt organisatorisch-praktischer Probleme von Autoren/Lehrern wird bedeutungslos, betrachtet man den Einfluß des Radikalenerlasses auf unsere verfassungsmäßigen Rechte, zum Beispiel auf das der freien Meinungsäußerung von Autoren im öffentlichen Dienst.

Hierzu ein authentischer Fall:

Nachdem er in seiner Schule Nazi-Geschichtskarten und das faschistische Handbuch für Volksschullehrer von 1937 gefunden hatte, protestierte er.

Dann wurden von der Schulleitung bei Kollegen Erkundigungen über ihn eingeholt. Nach weiteren Protesten gegen Unregelmäßigkeiten in der Schule und einer berechtigten Kritik am örtlichen Schulrat wurde das Gerücht ausgestreut, er sei Anarchist. Danach veröffentlichte er einen Roman, der sich kritisch mit der Lohn- und Personalpolitik einer größeren Firma seines Heimatortes auseinandersetzte, und wurde, geplant oder nicht, von Kollegen als Organisator linksextremistischer Gruppen bezeichnet.

Nur ein Fall täglicher Praxis, wo, wie Klaus Konjetzky formulierte, mit Hilfe des Radikalenerlasses und seiner Folgeverordnungen versucht wird, bestehendes gesellschaftliches Unrecht der öffentlichen Kritik zu entziehen!

Die Aufgabe von Autoren (Lehrern) besteht ja unter anderem darin, unsere Sensibilität gegenüber gesellschaftspolitischen Entwicklungen zu bewahren, die Vorgaben des Grundgesetzes an unserer Verfassungswirklichkeit zu messen und diese Erfahrungen weiterzugeben. Aber jeden Tag wird durch die herrschende Atmosphäre der Unsicherheit und Duckmäuserei genau dies verhindert.

Wer nicht willig ist, dem wird Gewalt angetan. Keine physische, denn die Mechanismen sind subtiler geworden. Wer nicht durch den Filter Radikalenerlaß/Berufsverbot ausgesondert wurde, den versucht man durch Schnüffelei, Gerüchte und Unterstellungen einzuschüchtern.

Konservatives Gedankengut ist gefragt und wird gefördert. Da ist es wieder gefährlich, sich im Sinne demokratischer Veränderung zu äußern. Ein Lehrer/Autor berichtete mir vor kurzem über seine Erfahrungen bei der Zusammenstellung eines emanzipatorischen Lesebuchs:

Er hat in einem Team aus Lehrern, Fachleitern für das Fach Deutsch und Professoren mitgearbeitet, das den Auftrag hatte, ein Lesewerk zu konzipieren und zusammenzustellen, das den neuesten Erkenntnissen der Lesebuchdiskussion entsprechen sollte.

Das Buch kam auf den Markt, als 1974 der Wahlkampf in Niedersachsen anging. In einer groß angelegten Anzeigenkampagne versuchte die CDU, die Emotionen gegen dieses neue Lebenswerk aufzubringen und die Arbeit vieler Lehrer und anderer Fachleute zu diffamieren. Damals schrieb das Kultusministerium in Nordrhein-Westfalen noch: „Für Kritiker ist es leicht, Textstellen herauszupicken, mit deren Inhalt sie nicht einverstanden sind“, denn das neue Buch war nicht, wie früher, nach Textsorten geordnet, sondern nach Themenschwerpunkten wie: Wohnungsfragen, Schule, Erziehung und Freunde, Kindergruppe oder Arbeitswelt . . . Um diese Themen waren Texte verschiedenster Position angeordnet, um die Kinder zum kritischen Lesen zu erziehen, ihnen begreifbar zu machen, daß Texte von Autoren mit bestimmten Absichten und Zielen geschrieben sind und diese verschiedenen Standpunkte miteinander verglichen werden müssen, bevor man ein Urteil abgibt.

Die Kampagne gegen das „Lesebuch“ blieb nicht auf Niedersachsen beschränkt. Die *Bildzeitung*, das NPD-Blatt *Deutsche Wochenzeitung*, der *Bayernkurier* und die *Deutsche National- und Soldatenzeitung* schalteten sich ein.

Im Frühjahr 1975 standen die Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen ins Haus. Wieder lief die CDU gegen die Kinderverse von Peter Rühmkorf Sturm, und gegen Texte von Ulrike Meinhof. Schlagwörter wie „Vulgärmarxismus“ tauchten in der Diskussion auf, und man merkte bald, daß keiner, der so argumentierte, die Bücher wirklich gelesen hatte.

So kam bald heraus, daß es nicht um Kinderverse von Rühmkorf oder Schimpfwörter ging. Eine Reihe von Texten war gestrichen worden, auch der von Ulrike Meinhof. Frau Backpulver aus Bielefeld schrieb damals einen Brief an Herrn Buchmacher aus Gütersloh:

Lieber Herr Buchmacher,
heute möchte ich Ihnen, auch im Namen meines Mannes, sehr herzlich für den zauberhaften Band „Romantische Reise durch das alte Deutschland“ danken, der uns und unseren zahlreichen Weihnachtsgästen viel Freude gemacht hat.

Gerade in einem Moment, wo wir mit Unsicherheit in die Zukunft blicken, in der sicher wenig Raum für Ästhetik und Romantik bleibt, treffen sie mit diesem Buch genau, was viele wünschen.

Nun landete gleichzeitig mit diesem Band und ebenfalls in Ihrer Verlagsgruppe erschienen, ein „Lesebuch“ auf meinem Schreibtisch.

Ein solches Buch können nur Leute zusammengestellt haben, die fern jeder Unterrichtspraxis stehen, dafür aber um so fanatischer ihre linke Ideologie zu vertreten suchen – und das bei unseren unverdorbenen, den Lehrern unbedingtes Vertrauen entgegenbringenden Kindern.

Wir können gegen eine solches Buch nur protestieren. Sie könnten es erst gar nicht drucken. (Vgl. DVZ 17. 4. 1975.)

Nicht nur die Unternehmerrgattin Backpulver meldete sich zu Wort. Die Arbeitgeberverbände protestierten heftig gegen das „Lesebuch“. Sie waren mit der Darstellung der Arbeitswelt nicht einverstanden. Schließlich meldete sich noch die katholische Kirche zu Wort. Die Bevölkerung war so weit manipuliert, daß ein sachliches Gespräch nicht mehr möglich war. Es kam zu turbulenten Versammlungen. Lehrer und Schulleiter, die sich für das Buch eingesetzt hatten, erhielten anonyme Drohbrieve und wurden am Telefon beschimpft.

Der Verlag ging immer weiter zurück. Nachdem Texte gestrichen worden waren, vermißte man angeblich den Pluralismus. Seine Forderung gipfelte schließlich in der Aufgabe, die Unternehmerrolle positiv darzustellen, und das war nicht zu leisten, nicht mal von den CDU-Sozialausschüssen, die die Autoren angeschrieben hatten. Die CDU und mit ihr die ganze konservative Front hatte gebellt, und die meisten SPD-Länderregierungen fühlten sich gebissen. Endlich ein forstschrittliches, an gesellschaftlichen Erfordernissen orientiertes Lesewerk, und die Länder kippten um: Hessen lehnte ab, Berlin lehnte zum größten Teil ab . . . Nordrhein-Westfalen genehmigte das Buch mit der Auflage, Texte zu streichen, die die gleiche Behörde Jahre zuvor bereits genehmigt hatte.

Nachdem das Lesebuch im Sinne der ökonomisch Mächtigen kastriert worden war, ging man nun an die Handbücher für Lehrer.

Wenn bisher die Auseinandersetzung grotesk verlaufen war, nun wurde sie absurd.

Unter politischem Druck mußten Wörter wie „Herrschaft“ entfernt werden. Nicht einmal der Zusammenhang „herrschende Verhältnisse“ durfte mehr verwendet werden. Auch der Terminus „Profit“ wurde untersagt.

Zugegeben, das „Lesebuch“ enthält Fehler, wir sehen die Kritik, die sagt, das Werk sei für bestimmte Klassen zu problembeladen, das wurde gutwillig geändert. Aber als immer neue Forderungen auftauchten, haben viele Kollegen resigniert.

Der Kollege sagte: Und für uns selber, die wir Anfang der siebziger Jahre mit Eifer an die Arbeit gegangen waren, ist das Gefährlichste die Verschärfung der Selbstzensur. Ich bin zum Teil nicht mehr in der Lage, das zu steuern. Texte, die ich früher noch vorgeschlagen oder geschrieben hätte, lasse ich heute weg, oder schreibe weniger scharf. Ich sage mir, es hat ja keinen Zweck, du machst dir nur Ärger damit. Die Wahrheit ist kein Maßstab mehr, das macht die Arbeit unendlich schwer.

Die Kontroverse um das neue Lesebuch, ich nenne auf dringenden Wunsch weder Titel noch Namen, macht deutlich, wie ungehindert man heute Gegenaufklärung betreiben kann. Die Entwicklung reicht weit über öffentliche Kontroversen hinaus. Autoren/Lehrer sind im eigenen Interesse mit kritischen Äußerungen vorsichtig geworden. Schnüffler und Denunzianten sitzen überall, sogar in den eigenen Klassen. Und dabei können sie sich auf gesetzliche Grundlagen in vielen Bundesländern stützen.

Nicht, daß die beim Verfassungsschutz zusammengetragenen Erkenntnisse unmittelbar auch gegen verbeamtete Mitglieder des öffentlichen Dienstes verwendet werden, aber politische Kräfteverhältnisse ändern sich. Gerade der Bundestagswahlkampf 1976 hat deutlich gemacht, wie leicht Teile der Bevölkerung zu emotionalisieren sind, und eine Atmosphäre geschaffen ist, in der nicht mehr rational argumentiert werden kann.

In dieser Situation werden sich viele hüten, Kritik zu äußern. Es bringt ja nichts.

Die gefährlichste Folge der allgemeinen Verunsicherung beschränkt sich nicht auf den Bereich Autoren/Lehrer – nein, sie trifft auch Autoren in ihrem Selbstverständnis als Demokraten und Gewerkschafter.

Der Kollege Everwyn schrieb Anfang dieses Jahres einen Rundfunkbeitrag „Neuß literarisch“, in dem er das mangelnde Interesse der Stadt für die in ihr lebenden und arbeitenden Autoren bemängelte.

Die Angesprochenen reagierten nicht persönlich, sie ließen in der ihnen nahestehenden, marktbeherrschenden CDU-Neuß-Grevenbroicher-Zeitung reagieren. Man drosch in einem fast halbseitigen Artikel auf fast alle Neußer VS-Kollegen los, beschimpfte sie als Befürworter der Unfreiheit und Unterdrückung und stempelte sie zu Wölfen im Schafspelz.

Nicht genug. Im nachhinein rechtfertigte der Artikelschreiber den Rauswurf von VS-Kollegen aus Neußer Schulen, im Rahmen der Jahrestagung des Schriftstellerverbandes in Neuß 1973, und charakterisierte die Kritik daran als „empfindliches Getue von Leuten . . .“

Wir waren zunächst fest entschlossen, der öffentlichen Diffamierung entgegenzutreten und setzten eine entsprechende Erwiderung auf.

Als es jedoch zum Unterzeichnen dieser Erklärung kam, weigerten sich Gewerkschaftskollegen mitzuzeichnen, auch weil die Namen von Kommunisten darunter standen. Ich respektiere die Entscheidung der Kollegen, kann und will sie aber nicht billigen.

Solidarität ist kein verbaler Kraftakt, sie beweist sich erst in kritischen Situationen. Hier ist sie nicht bewiesen worden, denn die Erwiderung wurde nicht veröffentlicht, das heißt, die Identität als Autor und Gewerkschafter wurden zum Teil aufgegeben.

Die Autoren des Grundgesetzes haben die Verfassung auf Weiterentwicklung hin angelegt. Meinungsfreiheit ist da als uneingeschränktes Recht formuliert. Wenn ich jedoch sehe, wie durch bestimmte Gruppen der Bevölkerung gesellschaftliches Unrecht nicht mehr öffentlich gemacht werden kann, dann wird ein gesellschaftlicher Zustand festgeschrieben: Stillstand wird Rückschritt. Während die Bevölkerung in Sicherheit gewiegt wird, wird die Verfassung partiell außer Kraft gesetzt. Der Kampf gegen diese Entwicklung muß entschieden geführt werden, und das braucht Mut.

Agnes Christ-Fiala Schwierigkeiten beim Lesen russischer Literatur

Staatlicherseits daran gehindert, meine Erfahrungen bei der Vermittlung russischer Literatur im Russischunterricht weiter auszubauen, kann ich hier nur von den Eindrücken berichten, die ich während meiner anderthalbjährigen Referendarzeit in einem Bonner Gymnasium gesammelt habe.

Der Leser stellt sich wahrscheinlich zunächst die Frage, wo und in welchem Ausmaß bei uns überhaupt Russisch unterrichtet wird. Ich nenne hier das Beispiel Nordrhein-Westfalen: im Schuljahr 1975/76 wurde an 123 Schulen Russischunterricht erteilt. Er wurde von 2965 Schülern besucht.¹⁾ In allen Bundesländern hat sich der Anteil des Russischunterrichts im Pflichtbereich des Lehrangebots vergrößert, d. h. Russisch ist als ordentliches Schulfach anerkannt. Das Abitur kann in diesem Fach abgelegt werden. In NRW haben die Schüler die Möglichkeit, 5 Jahre lang Russisch zu lernen, also ab Klasse 9, in Niedersachsen ist Russisch auch als 2. Fremdsprache zugelassen. Die Motivation zum Russischlernen entsprang bei meinen Schülern ganz unterschiedlichen Beweggründen: einige waren aus sozialistischen Ländern gekommen und wollten ihre russischen Grundkenntnisse nicht ungenutzt lassen, andere wollten einfach mal 'was ganz anderes', etwas Außergewöhnliches lernen, wieder andere wollten mehr über Land und Leute erfahren, schließlich hatte manche die russische klassische Literatur beeindruckt.

Beim Lesen russischer Literatur mit Schülern muß davon ausgegangen werden, daß nur vage Vorstellungen über russische Literatur, die Geschichte Rußlands und die gesellschaftlichen Verhältnisse der Sowjetunion vorhanden sind. Selbstverständlich ist es schwierig, bei der Auswahl von Literatur diese unterschiedlichen Motivationen miteinander und mit dem Niveau der Sprachbeherrschung in Einklang zu bringen. Wie bei jeder fremdsprachigen Literatur in der Schule müssen nicht nur inhaltliche, sondern – zunächst – in erster Linie sprachliche Probleme bewältigt werden. Diese Schwierigkeit darf gerade dann nicht vernachlässigt werden, wenn man bei den Schülern einen über das Erkennen grammatischer Strukturen hinausgehenden Erkenntnisprozeß in Gang setzen will. Nichts ist für Schüler entmutigender und frustrierender als das Lesen zu schwieriger Texte, mögen sie inhaltlich noch so interessant sein.

Ich gehe davon aus, daß Schüler anhand der gelesenen Literatur Einblick in die historischen und gesellschaftlichen Zustände und deren spezifische Widerspiegelung in der Literatur gewinnen sollen. Die sozialkritische Funktion der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts erfordert geradezu eine solche Betrachtungsweise. Mit dem Kennenlernen von Kultur und Traditionen können gerade durch das Lesen von Literatur Vorurteile abgebaut und die Verständigungsbereitschaft erhöht werden. Deshalb und auch um das Interesse der Schüler an der Sprache wachzuhalten, gebührt meiner Meinung nach der Literatur im Fremdsprachenunterricht ein wichtiger Platz. Dies möchte ich feststellen im Gegensatz zu Methodikern, die mit der Begründung, daß moderne Fremdsprachen als Umgangssprachen gelernt werden müssen, der Literatur im Unterricht nur eine untergeordnete Bedeutung zumessen. Gerade wenn

¹⁾ Rundbrief des Landesverbandes Nordrhein-Westfalen der Russischlehrer an Gymnasien und Hochschulen, 1/1976, S. 7.

der Fremdsprachenunterricht die kommunikative Funktion der Sprache zu Recht betont, darf das kulturelle und historische Umfeld der jeweiligen Sprache nicht vernachlässigt werden. Kommunikation findet nicht im luftleeren Raum statt, sondern unter Menschen, die jeweils konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen entstammen und durch diese geprägt sind.

Ein, wie er an manchen Schulen noch anzutreffen ist, vorgeschriebener, an „Bildungswerten“ orientierter Kanon von Literatur, der im Laufe der Jahre gelesen werden muß, ist allerdings auch abzulehnen. Denn dieser Kanon ist meist weder an den Bedürfnissen der Schüler orientiert, noch an der Bedeutung der Literatur für die Steigerung der Kommunikationsfähigkeit der Schüler.

Auch im Fremdsprachenunterricht sollte der Anspruch aufrechterhalten werden, die Schüler mit dem Lesen von künstlerischer Literatur in der Wahrnehmung ihrer Umwelt zu sensibilisieren und so zur Bewältigung von Lebenssituationen beizutragen. Dies ist nur möglich, wenn die Schüler einen persönlichen Bezug zu der gelesenen Literatur herstellen können.

Hier liegen die Schwierigkeiten bei der Vermittlung von russischer Literatur. Sowohl das alte Rußland als auch die heutige Sowjetunion erscheint den Schülern trotz des vorhandenen Interesses, das durch ihre Teilnahme am Russischunterricht dokumentiert wird, als etwas so Fremdartiges und Fernes, daß die Übertragung auf eigene Probleme oft nicht gelingen kann. Mehr noch. Alles, was die Schüler in den Massenmedien, aus Schulbüchern²⁾ erfahren bzw. nicht erfahren, findet beim Umgang mit russischer Literatur seinen Ausdruck in einer Zurückhaltung, die die Literatur des 20. Jahrhunderts der reinen Propagandafunktion verdächtigt, die des 19. Jahrhunderts zu einer zwar literarisch anerkannten, aber unverbindlichen Aussage macht.

Letzteres konnte ich feststellen bei der Lektüre zweier Kurzgeschichten von Tschechow (*Der Dicke und der Dünne*, *Der Tod des Beamten*). In beiden Erzählungen wird die untertänige und demütige Haltung der Beamten des zaristischen Rußlands gegenüber ihren Vorgesetzten kritisiert und lächerlich gemacht. Diese Beamten, die aus dem hierarchischen System des Beamtenapparates heraus gezwungen sind, auf jeden Wink des Vorgesetzten zu reagieren, haben das Gefühl für ihre eigene Menschenwürde verloren. Während mir – angesichts obrigkeitsstaatlicher Forderungen nach devoten Beamten – diese Erzählungen brennend aktuell zu sein schienen, entnahmen die Schüler keinen Bezug zu heutigen Problemen in der BRD. Tschechow wurde als großer Schriftsteller gewürdigt, seine Aussagen als allgemeingültige – und damit unverbindliche – zur Kenntnis genommen.

Ähnliche Erfahrungen machte ich auch bei der Besprechung eines Gedichtes von Simonow. *Wart' auf mich* gehört in der Sowjetunion sicherlich zu den beliebtesten und bekanntesten Gedichten aus der Literatur des 2. Weltkrieges. Die Titelzeile symbolisiert für einen Sowjetbürger ein ganzes Bündel von eigenen Ängsten, Hoffnungen und Entschlossenheit. Meine Schüler konnten einen persönlichen Bezug zu dieser Thematik nicht entwickeln.

Es ist natürlich möglich, die gelesenen Texte ihrer literarischen Form nach zu bestimmen, Entwicklungslinien, Höhepunkte, Lösungen festzustellen. Damit ist

²⁾ vgl. Renate Riemack, Die Sowjetunion in unseren Schulbüchern, Kürbiskern 1/73, S. 134 f.

schon einiges für den analytischen Umgang mit Literatur getan, aber noch nicht alles. Wenn Literatur als etwas auch für den Leser Verbindliches begriffen werden soll, müssen Interpretationsmuster zerstört werden, die Literatur als individuelle Schöpfungen einzelner großer Geister mißverstehen. Auch die Frage nach der „Moral von der Geschichte“ (Was will der Dichter damit sagen?), die, wie ich annehme, immer noch zu den gängigen im Deutschunterricht gehört, deckt nicht die Beziehung zwischen dem Leser und dem Text auf. Für das Verständnis der russischen und erst recht der sowjetischen Literatur ist es unbedingt notwendig, literarische Texte als gesellschaftlich bedingte zu betrachten. Nur von diesem Ansatzpunkt her kann die Beziehung Leser – Autor klargemacht werden. Dazu würden sich Aussagen von Schriftstellern über den Entstehungsprozeß ihrer eigenen Werke gut eignen. Schließlich müssen die Schüler ja auch mit der Tatsache konfrontiert werden, daß Literatur in der Sowjetunion eine ganz andere gesellschaftliche Rolle spielt als in der BRD. Dort gehört Literatur sehr viel mehr zum Alltag als bei uns, wo das Lesen sogenannter anspruchsvoller Literatur doch einer kleinen intellektuellen Schicht in abendlichen Mußestunden vorbehalten ist. Auch dieses Problem kann nur über das Verhältnis Leser – Autor geklärt werden.

Die Vermittlung von russischer Literatur geschieht also nicht in einer von der Umwelt abgeschlossenen Schulklasse. Sie geschieht in der Bundesrepublik Deutschland. Deshalb muß sie sich nicht nur mit Interpretationsmustern der bürgerlichen Literaturwissenschaft auseinandersetzen, sondern auch mit einem antikommunistisch beeinflussten Bewußtsein. Dies äußert sich weder in aggressiven Schmähungen der Sowjetunion noch in einem Boykott des Russischunterrichts, sondern „nur“ in einer von Mißtrauen getrüben Wahrnehmungs- und Sensibilisierungsbereitschaft. Dieses Mißtrauen durch Neugierde zu ersetzen ist eine wichtige Aufgabe. Russischunterricht sollte neugierig machen auf eine Literatur, die mit anderen Mitteln andere gesellschaftliche Verhältnisse beschreibt.

„Wer seine Lage erkannt hat,
wie soll der aufzuhalten sein.“
Bertolt Brecht

„Arbeiterbewegung in der Zeit der Weimarer Republik und des Faschismus in kritischen Texten von Brecht, Horváth und Tucholsky – Parallelen zur heutigen Zeit.“ So hieß das Generalthema eines Sechs-Abende-Seminars des DGB Münster im September/Oktober 1976.¹ Dieser Rahmen konnte an den sechs Abenden nicht gänzlich gefüllt werden, das Thema war zu weit gegriffen. Trotzdem verstehen wir das Seminar als einen beachtenswerten Versuch, die ausgetretenen Wege der Arbeiterbildung und Schulungen zu verlassen, um Neues zu suchen. Daß dies gelang, lag nicht zuletzt an der Vorbereitung. Die Thematik wurde beschlossen im DGB-Kreisjugend-Ausschuß Münster/Warendorf. Zur inhaltlichen Ausarbeitung bildeten sich zwei Gruppen aus drei Gewerkschaftskollegen, einer Schauspielerin des Städtischen Theaters Münster und zwei Mitgliedern des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt/Werkstatt Münster. Wir teilten untereinander auf, wer welche Texte der einzelnen Autoren durcharbeiten, wer welches geschichtliche Material aufzubereiten hatte, gestalteten eine Wandzeitung wichtiger historischer Daten und für jeden Abend Informationsblätter zur Zeitgeschichte wie über die Autoren. Eine Gruppe von drei Schauspielern las jedesmal die Texte. Zum ersten Abend kamen vierzig Besucher, dann pendelte sich die Teilnehmerzahl auf 25 bis 30 ein. Die Vielfalt der Abende ist hier natürlich nicht nachvollziehbar, ich kann nur aus der Fülle des Materials einige Literatur- und Diskussionsbeispiele herausstellen.

Die Aktualität vieler der vorgetragenen Satiren Kurt Tucholskys verblüffte. Die Berichterstattung über die Herstatt-Bankpleite noch im Ohr, empfanden die Teilnehmer seinen „Handelstil“ von 1929 als taufisch. Zwei Wochen vor der Bundestagswahl 76 hatte das Seminar begonnen, da erfuhren Sätze wie der folgende eine brisante Wiederbelebung: „Eines aber möchten wir in absehbarer Zeit gewiß nicht hören: das jammervolle Geächz der aus der Regierung herausgeworfenen Sozialdemokraten, weil man sie dann grade so behandeln wird, wie sie heute den Reaktionsären helfen, die Arbeiter zu behandeln.“ (Tucholsky, Eines aber, 1931.) Mit dem Wahlausgang, so wird später argumentiert, endet aber nicht Tucholskys Aktualität, sie scheint eher in die nächste Zukunft verlagert.

Odön von Horváth kannten viele Seminarteilnehmer nicht oder nur dem Namen nach. Wie bei Tucholskys Texten beklagten die Kollegen die mangelnde Publizierung dieser Literatur heute – die Gewerkschaftspresse eingeschlossen.

Horváths fragmentarisches Theaterstück „Der Fall E.“ von 1927 rollt einen authentischen Berufsverbotsfall auf. Vorgetragen wurden die ersten drei Szenen: Die Lehrerin Ella hat eine Freundin, die Kommunistin ist, in ihrem Tagebuch macht Ella aus ihrer Sympathie für den Kommunismus keinen Hehl, sie wird überwacht, das

¹ Die Einzelthemen der sechs Abende waren: Die wirtschaftliche Krise, Arbeitslosigkeit und politische Disziplinierung; Erwachen des Faschismus; Militarismus; das „1000jährige Reich“, Widerstand und Exil; Ende des Krieges, Neubeginn; „Literatur als Waffe“. An einem nachträglich durchgeführten 7. Abend zeigten zwei Vertreter der „VVN, Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten“ einen Film über den Widerstand im Dritten Reich.

Tagebuch beschlagnahmt, und der Schulrat teilt ihr endlich ihre Hinaus-Beförderung aus dem Schuldienst mit. Aus Horváths Roman „Jugend ohne Gott“, einer Studie der Disziplinierungs- und Bspitzelungspraxis an Schulen im beginnenden Dritten Reich, wurde eine Episode aus den Anfangskapiteln gelesen.

Auch hier wurde festgestellt, daß solche Fälle erst vor ganz kurzer Zeit wieder bekannt wurden – bei uns.

Die für das Seminar ausgewählten Texte² – Stellen aus „Mein Kampf“ eingeschlossen – wurden auf die historischen Situationen bezogen eingeschätzt: immense Arbeitslosigkeit, Kapitalflucht usw. – und nach ihrer möglichen Geltung für die heutige Lage befragt. So, neben anderen, Aussagen über die Demokratiegläubigkeit republikanischer Bürgerschichten und das sich nach eigener Auffassung unpolitisch verhaltende Beamtentum, dienstbar jedem Herrn; über Sozialdemokraten, die die linke Gefahr größer als die rechte glaubten; über die KPD in ihrem selbsteingeschränkten Handlungsspielraum durch die Sozialfaschismustheorie bezüglich der SPD; über Industrie- und Bankmagnaten und ihre spezifischen Zuneigungen für nationalistische Bewegungen und Parteien; über den Militarismus als Machtinstrument Herrschender, als Interessenhort der Schwerindustrie, genauso aber über den subjektiven Zuspruch des vielzitierten kleinen Mannes für den Faschismus – dort fände er noch die Welt in Ordnung, eine Arbeit, eine Aufgabe; über die unheilvolle Unterschätzung des Faschismus, nicht nur seitens der meisten Parlamentarier, sondern auch gerade der Gewerkschaften, die noch zur Beteiligung am nationalsozialistisch umfunktionierten 1. Mai 1933, dem „Tag der nationalen Arbeit“, aufriefen und über Nacht am 2. Mai skrupellos zerschlagen wurden; und über den sogenannten Neubeginn nach 1945, als alte Kräfte zu *ihrem* Wiederaufbau übergingen und zur Abwehr sozialistischer Aufbauziele der Arbeiterklasse den Antikommunismus bruchlos aus brauner Zeit fortführen konnten. In diesem Kontext entstand 1947 Bert Brechts Lied „Der anachronistische Zug oder Freiheit und Democracy“, das innerhalb des Seminars einen Diskussionsschwerpunkt bildete, gerade mit solchen Versen: „... dann die schnellen / Grauen Herrn von den Kartellen / Für die Rüstungsindustrie: / Freiheit und Democracy“, „... folgen, denn es braucht der Staat sie / Alle die entnazten Nazi / Die als Filzlaus in den Ritzen / Aller hohen Ämter sitzen ...“

Immer wiederkehrend zog sich durch das Seminar die Frage nach der Wirkungsmöglichkeit fortschrittlich engagierter Literatur. Ein Kollege stellte sie skeptisch so: „Waren denn die Texte aus der Weimarer Zeit, die uns jetzt hier so ziemlich Eindruck machen, nicht im Grunde genommen zu ihrer Zeit völlig wirkungslos?“ Konnten sie sich überhaupt auswirken, obwohl Massenmedien wie Radio und Fernsehen gering oder noch gar nicht entwickelt und vorhanden waren? Dem wurde entgegengehalten, daß der Mangel an diesen Medien, also der scheinbare Nachteil gegenüber unserer heutigen Zeit, gerade ein Vorteil war. Fernsehüberfütterung,

² Die wichtigsten Texte im Seminar waren: von Bertolt Brecht: Der Arbeitsplatz oder Im Schweiß deines Angesichts sollst du kein Brot essen, Als der Faschismus immer stärker wurde, Furcht und Elend des Dritten Reiches, Geschichten vom Herrn Keuner: Maßnahmen gegen die Gewalt, Der anachronistische Zug oder Freiheit und Democracy; von Odön von Horváth: Der Fall E., Italienische Nacht, Ein Kind unserer Zeit, Jugend ohne Gott; von Kurt Tucholsky: Zu dürfen, Handelstil, Bürgerliche Wohltätigkeit, Angst der Kapitalisten vor der Einigkeit der Arbeiter, Die deutsche Pest, Gesicht, Eines aber, Rosen auf den Weg gestreut, Nebenan, Die Herren Eltern, Die brennende Lampe, Blick in ferne Zukunft.

Illustriertenflut usw. fehlten. Große Aufmerksamkeit lag auf Presse und Veranstaltungen, und dort war die Arbeiterbewegung stark vertreten. Massenveranstaltungen mit Chören und Theatergruppen gab es in heute ungekannten Dimensionen, in jeder größeren Stadt erschienen sozialdemokratische und kommunistische Tages- und Betriebszeitungen. Nicht dort alleine hatte Literatur ihren festen Platz, auch auf Flugblättern wurden Satiren, Gedichte und Lieder weiterverbreitet. Die Einschätzung eines Kollegen: „Ich glaube, daß das Interesse damals in der Arbeiterschaft, solche Texte zu hören, wesentlich größer war als heute, daß mehr auch in Fabriken und Großbetriebe hineingebracht wurde, also Wirkung hatte, und daß das Engagement und das Gefühl und Bedürfnis der Solidarität viel mehr vorhanden war, und das haben diese Lieder und Texte mit unterstützt.“ Ein Seminarteilnehmer mutmaßte sogar: „Wenn damals die Literaturbeiträge ernstgenommen worden wären, behaupte ich, daß es nicht zum Faschismus gekommen wäre.“ Die Leistungsfähigkeit der Literatur liegt nicht in diesen Höhen, wie bitter es die geschichtliche Erfahrung uns auch macht. Denn, so ein anderer Kollege: „Wir sind heute bei diesen Texten betroffen, weil wir wissen, was der Sinn und das Ziel der Nazipolitik damals war.“ Literatur im Dritten Reich zum Widerstand einzusetzen, war kaum möglich. Wohl nur dem Flugblatt blieb als schriftliches Mittel eine gewisse Bedeutung. Relativ viel bekannt ist über den Widerstand unterschiedlichster gesellschaftlicher Gruppierungen außerhalb der Fabriken, über den der Arbeiter in den Betrieben so gut wie nichts. Nach offiziellen Geschichts- und Schulbüchern scheint es ihn nicht gegeben zu haben. Der Grund des Verschweigens ist simpel: im betrieblichen Widerstand haben Gewerkschafter, Sozialdemokraten *und* Kommunisten zusammengearbeitet – und hier erfolgreich. Doch betonen alte Antifaschisten immer wieder, sofort beim Auftauchen der Gefahr zum Faschismus müsse man in Aktionseinheit handeln; denn ist er etabliert, ist ihm kaum mehr beizukommen. Die fortschrittliche Literatur der Weimarer Zeit bringt diese Einsicht bereits zur Sprache, selbstverständlicher als die heutige. Die einhellige Meinung in der Semindiskussion: Scheinbar unüberbrückbarer Ideologiestreit darf nicht wieder verhindern, trotz gegenwärtiger erfolgreicher Ansätze, gegen bedrohliche Rechtstendenzen geschlossen und rechtzeitig anzugehen.

Bei aller möglichen Stärke, die der Literatur zugesprochen wurde, äußerte sich doch großes Unbehagen gegen ihre Apostrophierung als Waffe. Nicht nur ein kritisches Bewußtsein fördernd, könne Literatur als Waffe wirken, auch Romane wie die von Courts-Mahler oder Simmel seien „Literatur als Waffe“, eben die der Reaktion. Ein Kollege fragte darum: „Wie die das eigentlich machen, was geschrieben wird, wieso zum Beispiel ein Antikommunismus entsteht, das muß man sich mal ansehen, warum nicht genauso skrupellos zurückhauen?“ Die Antwort, so wurde entgegnet, steckt schon indirekt in der Frage. Der riesige Medienapparat, mit dem die Reaktion ihren Antikommunismus aufbauen kann, steht uns nicht zur Verfügung, um ihn mit den gleichen Mitteln zu entlarven; die hat die ökonomische Macht, wir noch nicht. Und ein zweites: weil Simmel oder *Bild* Wirkung haben, kann nicht ihre Form einfach übernommen und fortschrittlicher Inhalt hineingegossen werden; Inhalt und Form bedingen einander in dialektischer Konsequenz.

Literatur muß öffentlich werden, soll sie wirken können. Das geschriebene Wort an sich richtet noch nichts aus, es braucht einen Träger, einen Vermittler in die Öffent-

lichkeit. Greift eine öffentlich gewordene Literatur Probleme der Kollegen mittels authentischer Vorfälle kritisch auf, geht von ihr eine nicht zu unterschätzende psychologische Wirkung aus: „Das ist unser Fall, alle können es lesen, wissen davon, dann traut man sich oft erst alles zu sagen, auszupacken.“ Eine solche Literatur provoziert – und zwar den Gegner, er muß reagieren. Das Ergebnis: große Öffentlichkeit für das geschriebene Wort.

Woran liegt es, wenn ein kritischer Text, der, obwohl öffentlich geworden und auch in seiner politischen Aussage stimmig, trotzdem keine Wirkung erzielt? Bemerkenswert war an der langen Auseinandersetzung mit dieser Frage, daß indirekt Kriterien, die Walter Benjamin in seinem Referat „Der Autor als Produzent“ (1934) entwickelte, zur Beantwortung herausgearbeitet wurden. Zusammenfassend gesagt: erst das Einschließen der politischen Tendenz in die „richtige“ literarische Tendenz macht die literarische Qualität aus, die einem Text Wirkung ermöglicht. Daß literarische Qualität sein muß, auch für die politische Wirksamkeit von Literatur, wurde durch die Schilderung persönlicher Lesererfahrungen bestätigt und bestärkt. Danach ist für die Seminarteilnehmer von Bedeutung: realistische Schreibweise – das, was hinter den Dingen steht, soll erfahrbar werden; konkret gelieferte Ansatzpunkte, also Nachvollziehbares: „nicht sagen, ihr werdet ausgebeutet, sondern genau nachzeichnen wie, wo und warum“; durch konkretes Benennen ausgelöste emotionale Betroffenheit: „verdammst noch mal, das geht mich an“; erkennbare Parteilichkeit, Wissen, auf welcher Seite man steht: „Literatur muß einen Griff haben, der Arbeiter muß ein Ding haben, womit er zurückschlagen kann“; allgemeingültiges Sprachniveau, nicht ein vordergründig niedriges: „etwa keine Nebensätze, das verstehen die Arbeiter vielleicht schon nicht mehr, da kommen dann Geschichten raus, die angeblich nur für Arbeiter sind, das ist: den Arbeiter für blöder halten als sonst was“, ihn sprachlich ernst nehmen, als „vollwertigen Leser“.

Literatur auf dem Prüfstand der Kollegen: sie fordern viel von ihr, manchmal fast Unrealisierbares. Über eines aber wurden und sind sie sich klar: im gesamtgesellschaftlichen Kontext hat Literatur nur eine den Gang der Ereignisse begleitende, unterstützende Aufgabe, wenn auch manchmal die der Lunte am Pulverfaß. Literatur alleine kann keinen Faschismus verhindern, keine Revolution verwirklichen. Sie ersetzt kein Handeln, sondern zielt darauf ab, ohne dafür je Rezepte zu liefern. Sie kann aus der vermittelten Erkenntnis unserer Lage uns zum Eintreten für die eigenen, die gemeinsamen Interessen aktivieren: „Kollegen, die Durchblick haben, die ihre Interessen und die Zusammenhänge erkannt haben, sind eher bereit, sich zu wehren, auch für andere, zum Beispiel bei innerbetrieblichen Disziplinierungen.“ Daran anknüpfend, wird die Aussage eines Seminarteilnehmers zum Fazit: „In diesem Sinn muß Literatur nicht immer gleich die Handlungsanweisung mitliefern, sondern hat in der Aufdeckung der Zusammenhänge eine wichtige vorbereitende Funktion, vorbereitend darauf, daß bei Kollegen durch Erkenntniserweiterung und -vertiefung die eigene Handlungsbereitschaft steigt.“

Weil dieses Seminar ein so guter Erfolg war, wird für das Frühjahr '77 ein ähnliches über zeitgenössische Texte vorbereitet.

I.

Dies ist der Versuch einer Deutung von Kafkas Roman. Es ist im strengeren Sinn ein Versuch, weil die Prämissen, von denen ausgegangen wird, und die die Interpretation tragen, eine Hypothese über unsere Wirklichkeit einschließen, die sich nur in der Ausführung bestätigen kann, und die auf einen Grund verweist, von dem vorab nicht zu sagen ist, ob er als Grund der Deutung sich überhaupt unterscheiden läßt von den Bedingungen, denen der Landvermesser K. unterliegt. Insofern unterscheidet sich Deutung nicht sehr von Landvermessung: wird mit ihnen das Geschäft der Kritik und der Veränderung vollzogen, so unterliegen sie auch den gleichen Bedingungen.

Diese permanente Unsicherheit, die die Interpretation begleitet, rührt von Kafka selbst her, der gezeigt hat, wie ausweglos die Situation ist. So wird zwar eigenständig, aber nicht spröde gegen seine subtilen Erfahrungen interpretiert, und vor dem Vorwurf, dies sei Defaitismus, schützt nicht nur die Tatsache, daß wir es nicht besser wissen können, sondern auch die offen zu haltende Möglichkeit, daß er die Wahrheit gesagt hat. Der Mensch und Landvermesser K. bietet sich zur Erkenntnis an, weil die Realität, auf die er auftritt, jetzt erst als die unsere vollends sichtbar wird. Solange die Interpretation die Religion, die Psychoanalyse, das Absurde, Schlösser, Geheimnisse und Rätsel, oder die Form im Blick hatte, verdunkelte sie mehr als sie erleuchtete. Die Beschäftigung mit Kafka kann sich erst da grundlegend wandeln, wo man sein Werk nicht nur unter den Gesichtspunkten der Theorien, sondern unter dem der Praxis begreift, in den auch der Leser und jeder Leser einbezogen ist, und den nur eine radikale Reflexion auf sich selbst zu enthüllen vermag.

Jede Deutung ist ein Zugriff, eine Einmischung. Sie setzt eine Ideologie voraus und einen Entwurf. Gleichzeitig zeigt sie diese Ideologie und diesen Entwurf. Sie zeigt, was wir und wie wir etwas verstehen. Sie kann eine verwirklichte Möglichkeit unserer geheimen oder offenliegenden Existenz sein. Und nur ein solcher Zugriff vermag vielleicht das zu erschließen, was man die poetische Wahrheit nennt. Natürlich ist es legitim und nützlich, eine Sache von verschiedenen Seiten aus zu beleuchten. Das heißt, daß jeweils ein anderer Entwurf eine andere Existenz ins Spiel bringt: mein Theologe-sein, mein Philologe-sein, mein Marxist-sein, mein Psychoanalytiker-sein, etc. Aber wenn es einen genuin ästhetischen Zugriff gibt, so besteht er in dem Einsatz unseres ganzen Selbst: das Ganz-Persönliche und Individuelle und das, was wir im Allgemeinen sind. Und er vermag eine Entdeckung eben dieses Selbst zu sein, das überschüttet ist von den sogenannten Anforderungen des Lebens. Wollte man dem den Vorwurf des willkürlichen, gar belanglosen Subjektivismus machen, so verfehlte dies den Sinn von Poesie selbst, der ihre ganze Mitmenschlichkeit ausmacht: daß ein Subjekt einem Subjektiven in freier Kommunikation gegenübertritt.

Eine solche Auffassung ist heute in der Literaturwissenschaft so wenig etabliert wie zu Zeiten, als Benjamin seinen Aufsatz über die Wahlverwandtschaften oder sein Trauerspielbuch schrieb. Das hängt nicht nur mit verfestigten Traditionen zusammen; auch die Pädagogisierung unseres Wissens leistet einer Vedinglichung Vorschub, die sich auf dem Literaturmarkt zeigt in einer Fülle von Büchern über Theorie der Deutung und Interpretation und wenigen, die das risikoreichere

Geschäft der Kritik wagen. Kritik als lebendiger Bestandteil der Literaturwissenschaft setzte voraus, daß man sie nicht zu ernst nimmt – wogegen ihre häufige Ausübung ein Heilmittel wäre –, und daß man ihre bedeutsame Möglichkeit, freizügige Kommunikation zu ermöglichen, ergreift.

Kafkas Schloß: das ist imaginäre Angst und imaginäre Macht. Es zeigt uns *unsere* Angst und *ihre* Macht. Es fällt uns wie Schuppen von den Augen oder hält uns verängstigt oder bewirkt ein abwehrendes Hohnlachen. Jede Deutung versteht so und mißversteht. Was am Imaginären in Erscheinung tritt, fordert in gleicher Weise Verstehen, Mißverstehen und Andersverstehen heraus, wie das „wirkliche Leben“ oder was wir dafür halten. Wir haben uns vorab für Angst und Macht – und Demütigung durch Macht – und nicht für Schuld und Gnade, wie Max Brod, entschieden, weil wir wissen, daß die Mechanismen von Schuld und Gnade nur aufgrund derer von Angst und Macht funktionieren. So sagt Canetti mit Recht: „Unter allen Dichtern ist Kafka der größte Experte der Macht. Er hat sie in jedem ihrer Aspekte erlebt und gestaltet.“ (Der andere Prozeß. Kafkas Briefe an Felice, 1973 (4), S. 85). Die Macht im Schloß ist anonym und versenkt sich im Schein. Benjamin schreibt über Kafkas Erzählung „Das Schweigen der Sirenen“, daß sie bei ihm nur darum schweigen, „weil die Musik und der Gesang bei ihm Ausdruck oder wenigstens ein Pfand des Entrinnens sind“ (Franz Kafka, 1934). So zeigt auch die Macht kein Gesicht mehr. Kafkas Erzählung läßt die Möglichkeit offen, ob nicht Odysseus gewußt hat, daß die Sirenen schweigen, und sich nur zum Schein Wachs in die Ohren gesteckt hat, um selbst die Götter zu täuschen. So listenreich ist der Landvermesser K. nicht. Dies zeigt sein Unvermögen, zu scheinen und Schein zu durchschauen. Nicht nur, daß die Macht im Schloß sich nicht zeigt; sie zeigt sich im Schein und bedient sich damit eines Mittels, mit dem es Odysseus einst gelang, den Kyklopen zu überlisten, indem er auf dessen Frage, wer da sei, mit „niemand“ antwortete. Der Schein, List und Betrug, so deutet es die „Dialektik der Aufklärung“, waren einst menschliche Mittel zur Beherrschung der Natur, so wie der Mythos deren vorideologische Gestalt war. Herrschaft in solcher Form hat sich auch als die von Menschen über Menschen gezeigt; die totale Entmündigung des Menschen durch sich selbst findet aber erst da statt, wo die Macht sich im Mythos reetabliert, indem sie der alten Mittel der Befreiung, deren Sinn getilgt wurde, in blindem Eifer sich bedient.

II.

Den Schein gilt es daher zu durchleuchten, der als universeller Verblendungszusammenhang den Roman konstituiert, und der von den verschiedenen Handlungsträgern nur immer auf verschiedene Art und Weise reproduziert und bestätigt wird. Das „Schloß“ ist dieser Schein. Ein erstes Merkmal dafür ist das sinnliche Wahrnehmungsdefizit, das K. immer wieder erfährt. So gleich zu Beginn: „Es war spät abends, als K. ankam. Das Dorf lag in tiefem Schnee. Vom Schloßberg war nichts zu sehen, Nebel und Finsternis umgaben ihn, auch nicht der schwächste Lichtschein deutete das große Schloß an. Lange stand K. auf der Holzbrücke, die von der Landstraße zum Dorf führte, und blickte in die scheinbare Leere empor.“

Auch am anderen Morgen ist das Sehen gestört. Es scheint dort oben weniger Schnee zu sein als im Dorf und „hätte man nicht gewußt, daß es ein Schloß sei, hätte man es für ein Städtchen halten können“. „Niemand noch hatte K. dort das geringste Zeichen

von Leben gesehen.“ Dieses Wahrnehmungsdefizit betrifft nicht nur das Sehen, sondern auch Hören und Schmecken: So erklingt ein Glockenton „fröhlich beschwingt“ – „als drohte ihm – denn auch schmerzlich war der Klang – die Erfüllung dessen, wonach er sich unsicher sehnte. Aber bald verstummte diese große Glocke und wurde von einem schwachen, eintönigen Glöckchen abgelöst, vielleicht noch oben, vielleicht aber schon im Dorfe“.

Auch beim Trinken von Klamms Kognak verwandelt sich das, was „fast nur Träger süßen Duftes war, in ein kutschermäßiges Getränk! „Ist es möglich?“ fragte sich K. vorwurfsvoll gegen sich selbst, und trank noch einmal“. So enthüllt sich die Realität des „Schlosses“ als die einer „scheinbaren Leere“. Sie ist keine wirkliche Leere und verweist auf die Notwendigkeit ihrer Deutung, da „Leere“ sich sicherer sinnlicher Wahrnehmung entzieht. Es „gibt“ das „Schloß“ nicht wie es z. B. das Schloß in St. Petersburg gab, das man erstürmen konnte. Es „gibt“ das „Schloß“ auch nicht als Gegenstand der Fiktion in diesem Roman, wie es den Herrenhof gibt. Wohl hat es Realität als Imaginäres, insofern es im Bewußtsein der Akteure „existiert“.

Die Realitätsirritation setzt sich in der ersten Wirtshausszene fort. Ein Mann mit „schauspielerhaftem Gesicht“ tritt auf. Wer hier übernachtete, sagt er zu K., übernachtete gewissermaßen im Schloß. K. muß sich versichern, daß er nicht träumt, und er fragt: „Ist denn hier ein Schloß?“ Das ist unklar und auch, welche Rolle der junge Mann spielt.

So reicht diese „scheinbare Leere“ in die Alltäglichkeit des Dorfes hinein. Eines ihrer Symbole ist das Telefon, bei dem man nicht sicher weiß, wer oder was am anderen Ende der Leitung ist. Ein unmittelbarer Kontakt mit dem „Schloß“ ist unmöglich; der Weg führt in unendlichen Kreisen um das Schloß herum. In der ersten Wirtshausszene scheint K. dieses ganze Spiel und Theater zu durchschauen, wenn er ruft: „Genug der Komödie. Ich bin der Landvermesser.“ Es zeigt sich dann, daß er es doch nicht durchschaut. Aber an dieser Stelle wissen wir noch nichts von seiner Schwäche; vielmehr demonstriert er Stärke, indem er in dieser Ungewißheit sich *bestimmt* als Landvermesser. Er zeigt seine Autonomie und hat damit scheinbar Erfolg, denn er wird als Landvermesser anerkannt. Daß dieser Erfolg nur ein scheinbarer ist, wird daraus deutlich, daß man seine Autonomie doch nicht akzeptiert: das „Schloß“ ernennt ihn zum Landvermesser. Hier stoßen autonome Bestimmungen aufeinander, aber die Hoheit des „Schlosses“ erweist sich sogleich als überlegen. K. ist schon erkannt, bevor er beginnt zu erkennen. So nimmt das Schloß den „Kampf“ lächelnd auf. K. deutet diesen Vorgang so, daß man ihn unterschätze, was mit seiner Verschlafenheit, die weitere Wahrnehmungsstörungen bewirkt, nicht ganz zusammenpaßt. Seine Verschlafenheit ist ein Hinweis darauf, daß K. sich überschätzt. Die Übereinstimmung von Eigen- und Fremdbestimmung der Person K. ist nur scheinbar; in der scheinbaren Identität von persönlicher und gesellschaftlicher Bestimmung liegt ein Grund aller Konflikte des Romans. Identität des Individuums als Schein: daß er sich frei und mächtig wähnt in falscher Einschätzung der ebenso großzügigen wie berechneten Geste der Macht – Sei, was du glaubst zu sein! –, deutet auf K.s Versagen hin. Daher ist die Meinung der Dorfbewohner, man verstehe schon im „Schloß“ sich den richtigen Landvermesser auszusuchen, *für uns* voller Ironie.

Der Konflikt, der hier aufgezeigt ist, verweist auf einen noch tieferen, der mit der Landvermessertätigkeit selbst zusammenhängt. K. bestimmt sich nicht als eine

beliebige Person, die bestrebt ist, ein nützliches Mitglied einer Gesellschaft zu werden. Insofern geht es nicht nur darum, „ob und wie es möglich ist, innerhalb der gegebenen Daseinsmächte konkret und zugleich frei zu existieren“ (W. Emrich, Franz Kafka, 1960 (6) S. 298). Landvermessung bedeutet vielmehr einen revolutionären Akt. Auch diesen Aspekt hat Emrich herausgestellt: „Landvermessung würde also Überprüfung der bisherigen Besitz- und Bodenverhältnisse bedeuten.“ Jedoch stellt Emrich Unversöhnliches oder einander Bedingendes nur nebeneinander, den „menschlichen Kosmos“ und die bestimmte Gesellschaft, die Wahl zwischen „Freiheit und Bindung“ und die Aufgabe, bis zur Vernichtung der eigenen Person einen „Kampf“ zu führen, die Möglichkeit von Freiheit („Er hat die soziale Bodenlosigkeit selber gewählt, um sich unabhängig gegen die Totalität aller Lebensbezüge stellen, sie zum Kampf herausfordern zu können.“ (S. 299), ebenso wie die Unmöglichkeit von Freiheit („...so daß es also im strengen Sinne angesichts dieser Behörden überhaupt kein freies Denken, Handeln und Kämpfen geben kann.“). Als immanenter Interpret beschreibt er vorzüglich, was im Roman dargestellt ist. Unser Ansatz ist anders: Indem wir an den Roman die Frage stellen, wie K. seinen selbstgestellten Auftrag zur Landvermessung als revolutionäre Tätigkeit durchzuführen versucht, fragen wir konkret nach der Möglichkeit revolutionärer Tätigkeit in diesem „Schloß“-System. Der Roman scheint sich dagegen zu sperren, indem er diese Möglichkeit grundsätzlich in Frage stellt. Und auch wir müssen uns fragen: Kann K. seinem Auftrag überhaupt nachkommen? Geht es ihm schließlich nicht doch nur darum, zu leben wie die anderen? Sind überhaupt Voraussetzungen für eine revolutionäre Tätigkeit gegeben? Woran erkennt man überhaupt einen Revolutionär? Indem wir uns nicht immanenter Versenkung hingeben, sondern an einem bestimmten Begriff von „Landvermessung“ festhalten, gewinnen wir etwas sehr Wertvolles für die Kritik: ein Instrument nämlich, um den universellen Verblendungszusammenhang zu durchschauen, den der Roman darstellt, und den ein immanenter Interpret, der alles richtig „versteh“, nur reproduziert. Eine der wesentlichsten Bedingungen für die erfolgreiche Durchführung der „Landvermessung“, eines Kampfes um Veränderung bestehender Verhältnisse also, ist die Erkenntnis dessen, was ist. Veränderung heißt nicht nur Veränderung von Boden- und Besitzverhältnissen, sondern auch von Bewußtseinsinhalten, Ideologien. Die Lehrerepisode gibt einen wertvollen und deutlichen Einblick in die Funktionsweise des Systems der Macht. Ein solches System muß bestrebt sein, seine Realität als ständige Anwesenheit im Bewußtsein der Unterdrückten zu reproduzieren, d. h. es muß bestrebt sein, den Eindruck zu erwecken, daß das, was scheinbar ist, auch in Wirklichkeit unveränderbares Sein ist, um dadurch gleichzeitig seine Legitimität aufrechtzuerhalten. Der Lehrer ist einer der Statthalter dieser Ideologie, d. h. er ist angestellt, um den Schein zu wahren. Dies geschieht dadurch, daß er das Mittel der Tabuisierung anwendet. So ist es eine Obszönität, den Namen des Grafen auszusprechen, vor allem vor Kindern. Ähnlich verfährt die Wirtin, wenn sie sagt: „Nur eine Bitte habe ich: Gebrauchen sie nicht Klamms Namen.“ Dies ist genau das, was in unseren Schulen vielfach passiert, wenn ein Lehrer etwa das Wort „Kapitalismus“ gebraucht: er wird angesehen, als habe er ein obszönes Wort ausgesprochen. Die Parallelen lassen sich weiter ziehen: Will man den „Kapitalismus“ ebenso wie das „Schloß“ erkennen, so versagt die sinnliche Wahrnehmung. Ebenso wenig reicht es,

„Strukturen“ zu entdecken, die im Affirmativen bleiben; vielmehr ist es nötig, das Alltägliche zu deuten. Wo ist der Kapitalismus, wenn wir einen Apfel schmecken, Abgase riechen oder einen Neubau sehen? Er steckt in den Herbiziden, den Absatzstrategien zu Lasten der Umwelt, dem Privateigentum an Grund und Boden. Ein Apfel ist ein Apfel: „scheinbare Leere“ – die Herbizide sind da, nur können wir sie nicht schmecken.

Der Lehrer gibt K. noch einen weiteren Hinweis auf das Funktionieren von Macht und Ideologie, wenn er sagt, daß es zwischen den Bauern im Dorf und dem Schloß keinen großen Unterschied gebe. Doch ist K. nach dem Gespräch mit dem Lehrer wieder ermüdet, er besitzt nicht die Kraft, die Dinge richtig zu deuten. Nun kommen ihm schon bald Zweifel an seiner Mächtigkeit – im Grunde hält er sich nicht für mächtig, aber er gibt sich noch dafür aus. Noch zweifelt er nicht an seinem Erkenntnis- und Deutungsvermögen und erkennt damit nicht, daß seine Mächtigkeit vom Gelingen der Erkenntnis als Deutung des „Schlosses“ abhängt. Er findet sich nicht anerkannt; doch die Mißerfolge im Kampf um Anerkennung nötigen ihn nicht zu einer kritischen Besinnung auf die Grundlagen einer „Landvermessertätigkeit“. Dies wird deutlich an seiner Unfähigkeit zur Kommunikation, die er durch bloße Machtmittel auszugleichen versucht. So wirft er Schneeälle, um Kontakte zu schließen. Der erste trifft gegen ein Fenster, und als er in die Bauernhütte tritt, hält man ihn für betrunken; der zweite trifft den Fuhrmann Gerstäcker „voll ins Ohr“. Der fragt daraufhin nur verständnislos: „Was willst du?“ Diese Kontakte gelingen also nicht deshalb, weil K. die Fähigkeit zur Kommunikation entwickelt, sondern aufgrund seines Machtanspruchs. Ihm fehlt ein geeignetes Mittel zur Verständigung. K. ist von selbst ins Dorf gekommen und scheint doch bestellt worden zu sein. Aus diesem Konfliktpotential, sagten wir, resultieren für ihn auch die Schwierigkeiten, die richtige Deutung zu finden. Dies zeigt der erste Brief, den K. erhält. Soll er Dorfarbeiter mit scheinbarer Verbindung zum Schloß oder scheinbarer Dorfarbeiter sein? Ist der Brief ein Privatbrief Klamms, wie der Dorfvorsteher meint, oder ein offizieller Brief, wie K. meint. Diese Deutung wird von seinem Wunsch, daß es so sei, getragen. Der Dorfvorsteher leugnet überhaupt die Alternative, die K. in den Brief hineindeutet. Aber auch er legt in den Brief nur hinein, was seinen Interessen dienlich ist. Da er keine Veränderung will, ist er der Auffassung, im Dorf brauche man keinen Landvermesser. In einer gestrichenen Stelle läßt Kafka K. den Dorfvorsteher antworten (und gestrichene Stellen betonen vielfach den Kampfgeist K.s mehr, als Kafka für richtig hielt stehenzulassen):

„Meine Deutung ist anders, ich bleibe bei ihr, wenn ich auch noch ganz andere Kampfmittel habe, und werde ihre Anerkennung durchzusetzen versuchen.“

Es geht also auch um einen Kampf der Deutungen, und an dieser Stelle zeigt K. noch eine Sicherheit des Auftretens, die im Verlauf der Ereignisse immer mehr ins Wanken gerät. Zu Frieda sagt er später einmal auf den Vorwurf, er verleumde Klamms: „Nein, ich will ihn nicht verleumden. Wohl tue ich ihm vielleicht Unrecht, das ist freilich möglich. Ganz offen an der Oberfläche liegt es ja nicht, was ich über ihn gesagt habe; es läßt sich auch anders deuten.“

Wir sagten, K. verliere die Sicherheit seines Selbstbewußtseins immer mehr. Zunächst verfolgt er jedoch noch mit einiger Konsequenz seinen Auftrag zur Landvermessung. So beschließt er, Dorfarbeiter zu sein, und sieht noch die Gefahren, die ihm durch Anpassung und Entmutigung durch die Umgebung drohen. Sogleich wird

aber auch seine Hilflosigkeit deutlich. So klammert er sich hoffnungsvoll an Barnabas, den scheinbaren Boten vom „Schloß“, dessen schöner Schein sich sogleich als falsch entpuppt. Die Entzauberung erfolgt, wenn unter der seidenglänzenden Jacke ein gewöhnliches, schmutziges Bauernhemd zum Vorschein kommt. Es ist bezeichnend für K., daß er sich Illusionen so bereitwillig hingibt. Auch hier ist es wieder der Schein, der ihn irritiert. Aber noch immer hat er die Kraft, darüber im Sinne seines Kampfauftrags zu reflektieren:

„Die Leute aus dem Dorf, die ihn wegschickten oder die vor ihm Angst hatten, schienen ihm ungefährlicher, denn sie verwiesen ihn im Grund auf ihn selbst, halfen ihm seine Kräfte gesammelt zu halten; solche scheinbaren Helfer aber, die ihn, statt ins Schloß, dank einer kleinen Maskerade, in ihre Familien führten, lenkten ihn ab, ob sie wollten oder nicht, arbeiteten an der Zerstörung seiner Kräfte.“

In dieser Reflexion zeigt sich aber auch gleichzeitig schon der Irrweg, den er eingeschlagen hat. Anstatt diesem Schein, den schönen und falschen gleichermaßen, als Mittel zu nehmen, um Bekanntschaften mit Dorfbewohnern zu schließen – und dies wird ihm ja durch Barnabas ermöglicht –, will er mit dem Kopf durch eine imaginäre Wand, nämlich ins „Schloß“, was noch weniger möglich ist, als mit dem Kopf durch eine feste Wand zu gehen, obschon auch dies nicht ratsam ist. Ein Grund für die Hoffnungslosigkeit der Situation K.s im Dorf (und dies ist ein Grund für die Hoffnungslosigkeit der anderen Dorfbewohner, die bis auf wenige Ausnahmen derart der Schloßsphäre angehören – wie etwa die Gehilfen K.s – daß sie jenen Rest von Autonomie, mit dem K. seinen verzweiferten Kampf kämpft, nicht besitzen) liegt in der Tatsache, daß es weder eine Perspektive für die Zukunft, eine Utopie, noch eine helfende Kraft aus der erinnerten Vergangenheit gibt. Die Vergangenheit kommt im wesentlichen an zwei Stellen ins Spiel: in der Erzählung von Amalias Tat und in der Kindheitserinnerung K.s. In Erinnerung an seine Kindheit sieht K. sich, wie er ganz allein einmal etwas Großartiges erreicht hat: als er die Friedhofsmauer erkletterte. Diese Erinnerung stärkt ihn für einen Moment. Aber hier liegt auch der Grund für seine Unfähigkeit, Alternativen der Handlung zu entwickeln. Er bleibt als Kämpfer ein einzelner und sieht nur darin eine Möglichkeit. So entscheidet er sich zwar gegen das „Schloß“ und für das Dorf, aber er lehnt Kontakte ihm freundlich gesonnener Dorfbewohner ab, obschon ihn sein Gefühl eines Besseren belehren könnte. So ist es ihm angenehm, mit Olga zu gehen. „K. wehrte sich gegen das Wohlgefühl, aber es bestand.“ Er ist unfähig, dieses Gefühl mit Bewußtsein zu bestätigen, um dort Fuß zu fassen, wo eine Kommunikation dadurch möglich wäre, daß im Außenseitertum eine gemeinsame Basis zur Verständigung besteht. So trifft ihn auch Amalias Blick (wie ihn an anderer Stelle Friedas Blick trifft) „als wisse sie, er werde noch lange bleiben und es sei kein Abschied nötig“.

Vergangenheit ist auch Amalias Tat, die die ganze Familie der Verfemung ausgesetzt hat. Wir erfahren davon durch die Erzählung Olgas. Für einen Zeitraum „rückten (sie) noch näher zusammen auf der Ofenbank“. K. erkennt nun zwar, daß er sich mit ihr in mehrerem verständigen kann als mit Frieda, aber er vermag diese Erkenntnis nicht in eine Handlung umzusetzen, da er zu sehr in sein Verhältnis mit Frieda verstrickt ist. So bleibt Olgas Erzählung eigentlich eine eingeschobene Episode, die eine Möglichkeit eröffnet, die aber K. nicht zu ergreifen vermag. In Olgas Deutung besteht Amalias Tat in einem Akt der Auflehnung gegen bestehende Konventionen und der nachfolgenden Verfemung durch die Öffentlichkeit, deren Repräsentant der

Feuerwehrobmann ist. Doch was erfahren wir über Amalias Beweggründe? War ihre Ablehnung von Sortinis Antrag eine moralische Handlung gegenüber einer Unsittlichkeit von seiten des Beamten, eines „Mißbrauchs der Macht“, wie K. interpretiert? Wir erfahren über Amalia, daß das Auszeichnende an ihr ist, daß sie keine Angst hat. Damit hat sie aber gleichsam von Natur aus einen Bestand an Autonomie – ähnlich wie K., dessen Autonomie aber daher rührt, daß er von „außen“ kommt –, der sie zwangsläufig in Opposition setzt zu einem Machtsystem, das mit den Mitteln der Angst vor dem Ungewissen (daher entziehen sich die Beamten auch stets) die Leute bei der Stange hält. Da andererseits die Gewohnheiten der Gesellschaft konventionell sind, sind sie auch amoralisch, Sortini tut anscheinend nur das Übliche, daher ist der ursprüngliche Konflikt jenseits von Gut und Böse, und erst durch die Deutungen Olgas, K.s, der Dorfbewohner, der Eltern, Barnabas' treten moralische Kategorien auf. So handelt Amalia für die Dorfbewohner unmoralisch, weil sie die bestehenden Konventionen, nach denen sie sich doch richten, verletzt hat. So ist die Moralität Amalias für Olga dadurch gewährleistet, daß sie diese als über ihr stehend anerkennt, ohne ihre Handlung eigentlich verstehen zu können. Das gleiche gilt für die Eltern und Barnabas, für die das Unerklärliche ein Symptom mythischer Schuld ist, die man durch Opferdienst abzugelten sucht, obschon man keine Hoffnung hat, daß dies jemals gelingen werde. So ist für K. die Handlung Sortinis unmoralisch, weil K. soweit autonom ist, daß sein Wertbewußtsein in den Konventionen der Gesellschaft nicht aufgeht.

Amalia demonstriert das Schicksal eines Selbstbewußtseins innerhalb der totalen Negativität eines Daseins. Dazu gehört, daß sich das System dieser Gesellschaft derart abgedichtet hat gegen jegliche Negation, sei es Gewalt, sei es auch nur ein autonomes Bewußtsein, das sich nur verweigert, so daß autonomes Handeln unmöglich ist. Beidemale steht ein einzelner dem Ganzen gegenüber, und die Unmenschlichkeit dieses Ganzen demonstriert uns Kafka daran, daß Solidarität, und wäre es die bescheidenste, unmöglich ist. Aber auch dies erklärt uns nicht, wieso Amalia nicht in zynischer Anpassung lebt, um der Familie den Schein eines Glücks zu wahren.

Das fünfzehnte Kapitel, das die Amalia-Episode enthält, endet mit dem Bekenntnis K.s, daß er, müßte er sich zwischen Amalia und Olga entscheiden, Olga wählen würde. Das heißt aber auch, daß er keine Deutung für Amalias Tat hat, wie er selbst bekennt:

„Amalias Tat ist merkwürdig, aber je mehr du von dieser Tat erzählst, desto weniger läßt es sich entscheiden, ob sie groß oder klein, klug oder töricht, heldenhaft oder feig gewesen ist, ihre Beweggründe hält Amalia in ihrer Brust verschlossen, niemand wird sie ihr entreißen.“

K. hat sich zu dem Zeitpunkt von Olgas Erzählung bereits vollständig in den Verblendungen verirrt. Er hat zwar immer auch eine bedeutsame Einsicht, so wie die, daß er nur scheinbar als Landvermesser aufgenommen sei, aber diese Einsichten nützen gar nichts, sie bringen ihn um kein Stück voran.

Einer der Fallstricke ist jener Blick „von besonderer Überlegenheit“, der K. von Frieda trifft. Frieda ist nicht nur der angepaßte Aufsteiger der Gesellschaft, sondern ihre Erwählte. In ihr erblickt der Außenseiter K. seine Chance in der Gesellschaft. In einer gestrichenen Stelle heißt es:

„K. dachte mehr an Klamm als an sie. Die Eroberung verlangte eine Änderung seiner Pläne; hier bekam er ein Machtmittel, das vielleicht die ganze Arbeitszeit im Dorfe unnötig machte.“

Frieda führt auch einen Kampf, aber, was K. nicht sieht, einen in seinem Ursprung ganz anderen als er. Es ist der Kampf um die bevorzugte und exponierte Stellung in der Gesellschaft. Dieser Platz ist nur scheinbar ein mächtiger. An diesem Schein scheitert einmal mehr K.s Deutung. So setzt Frieda ihren kleinen Fuß auf seine Brust: er unterliegt ihr ebenso wie seinen trügerischen Hoffnungen. Als der Rausch der ersten Begegnung bald vorüber ist, zeigt die Ernüchterung gleichzeitig seine Verwirrung:

„Dort lagen sie, aber nicht so hingegeben wie damals in der Nacht. Sie suchte etwas und er suchte etwas, wütend, Grimassen schneidend, sich mit dem Kopf einbohrend in die Brust des anderen, suchten sie . . . und hilflos, enttäuscht, um noch ein letztes Glück zu holen, fuhren manchmal ihre Zungen breit über des anderen Gesicht.“

K. glaubt an die Möglichkeit, daß Frieda für ihn Mittel und Zweck zugleich sein kann; Frieda, die im Dorf die Erfahrenere ist, weiß, daß dies unmöglich ist. Sie weiß, daß Liebe nur als Selbstzweck bestehen kann, und daß daraus folgt, daß im Dorf eine solche Liebe zwischen K. und ihr nicht zu verwirklichen ist. Bereit, auf ihre Karriere zu verzichten und sich K. ganz hinzugeben, bleibt für sie nur die Möglichkeit, aus dem Dorf fortzugehen. Als die Erwählte weiß sie, daß sie im Dorf ihre Vergangenheit als Ausschensmädchen nicht einfach abschütteln kann. Sie ist in ihrer Selbsteinschätzung weniger verblendet als K., der die Unvereinbarkeit von Erwählung und einem Dasein als „Geliebte aus Fleisch und Blut“ nicht erkennt. Er weiß nicht, was es heißt, die Geliebte Klamms zu sein. Er durchschaut nicht, daß es für Frieda nur die Möglichkeit fortzugehen oder „das Grab“ gibt. Da er an ihr und an seiner bisherigen Selbstbestimmung als Landvermesser festhalten will, erstrebt er einmal mehr ein Unmögliches, das sein Scheitern bedingt. Aufzuklären ist also die Frage: Wer ist Klamm?

Eine erste Deutung Klamms gibt die Brückenhofwirtin. Sie spricht von Klamm wie von einer Person, die er für sie auch ist. Dennoch widerspricht das, was sie über ihn sagt, jeglicher Personalität:

„Sie sind ja gar nicht imstande, Klamm wirklich zu sehen, das ist nicht Übertreibung meinerseits, denn ich selbst bin es auch nicht imstande. Klamm soll mit ihnen sprechen, aber er spricht doch nicht einmal mit Leuten aus dem Dorf, noch niemals hat er selbst mit jemandem aus dem Dorf gesprochen.“

Hier sieht man sehr genau, wie die Verblendungs-ideologie funktioniert: Indem Klamm personifiziert wird, verhindert dies die Erkenntnis, daß er nur zum Schein eine Person ist, obwohl die Erfahrung der Wirtin nicht trügt. Es ist also ganz richtig, daß man Klamm nicht sehen oder sprechen hören kann, nur die Deutung der Wirtin ist falsch. Wenn K. Klamm durch das Guckloch zu sehen vermeint, hat ihn Frieda getäuscht, indem sie ihm ihre Deutung aus der Stellung der Erwählten Klamms aufzwingt. Wäre er weniger verblendet, könnte ihn zum Beispiel eine Deutung der Interpretation Olgas von Klamm über seinen Irrtum aufklären. So erzählt Olga ihm, daß sich im Dorf zwar in Grundzügen ein Bild von Klamm gebildet habe, daß man aber andererseits nie wisse, ob derjenige, den man als Klamm bezeichne, auch wirklich Klamm sei.

„Er soll ganz anders aussehen, wenn er ins Dorf kommt, und anders, ehe er Bier getrunken hat, anders nachher, anders im Wachen, anders im Schlafen, anders allein, anders im Gespräch und, was hiernach verständlich ist, grundverschieden oben im Schloß.“

Sie versteht, daß die Wahrnehmungsdefizite aus der jeweiligen Disposition derjenigen, die Klamm gegenüber treten, erklärlich sind. Solche Dispositionen erzeugen

natürlich Legenden, aber auch sie vermag die Tatsache, daß Klamm nicht identisch erfahrbar ist, nicht zu deuten. Momus, der Stellvertreter Klamms im Dorf, über den die Bewohner im Zweifel sind, ob dies nicht etwa Klamm selbst ist, weil sie das Bedürfnis haben, die Macht personifiziert zu sehen, gebraucht einmal die Wendung „im Namen Klamms“. Die strukturellen Ähnlichkeiten mit Begriffen wie „Stellvertreter Gottes auf Erden“, „im Namen Gottes“, „im Namen des Volkes“ sind deutlich und auch, wie die Sprache der Verblendung Vorschub leistet. Nun wollen wir zwar keine religiöse Deutung, aber die Analogien betreffen nur Institutionen, für die solche Strukturen der Ideologiebildung gelten. Die Geliebte Klamms zu sein, bedeutet also soviel wie die Geliebte des Publikums zu sein, man denke z. B. an eine Schlagersängerin. Insofern ist Klamm in der personalen Liebe zwischen K. und Frieda stets gegenwärtig. Emrichs kosmologische Interpretation spricht hier natürlich von einem Widerstreit zwischen „sinnlicher Liebe“ als überpersönlicher Naturmacht und „personeller Liebe“. Die Struktur „Geliebte Klamms“ ist freilich die einer überpersonalen Liebesbeziehung, die nicht einfach in der personalen getilgt werden kann.

Frieda und die Wirtin ahnen im Gegensatz zu K. zumindest aufgrund ihrer Erfahrungen etwas von diesen Mechanismen. Indem K. fortgesetzt all sein Bemühen daran setzt, Klamm zu sprechen, gleichsam unter vier Augen, verschwendet er seine Energie an ein Nichts. Mit dem „Volk“ kann man nicht von Angesicht zu Angesicht sprechen, man kann sich um keine Vorladung bei dem „Volk“ bemühen. K. deutet nicht nur die Wirklichkeit, so wie sie sich in ihrem Schein zeigt, falsch, sondern auch die Aussagen der Wirtin vermag er nicht zu deuten, obschon er ihr auch nicht einfach glaubt. Er hat ja noch ein eigenständiges Bewußtsein. So deutet er seine eingestandene Unwissenheit insofern positiv, als er in ihr eine Möglichkeit für seinen Kampf sieht: „Freilich, unwissend bin ich, die Wahrheit bleibt jedenfalls bestehen, und das ist sehr traurig für mich; aber es hat doch auch den Vorteil, daß der Unwissende mehr wagt, und deshalb will ich die Unwissenheit und ihre gewiß schlimmen Folgen gerne noch ein Weilchen tragen, solange die Kräfte reichen.“

Für K. ist das Wagnis ein blindes Drauflos, weil er nicht von den Zusammenhängen von Erkenntnis und Handeln weiß. So vergleicht ihn die Wirtin zurecht mit einer Blindschleiche gegenüber dem „Adler“ Klamm. Nicht zufällig, repräsentiert sich die Macht doch gerne mit dem Adler. Immerhin spürt K., daß die Aussagen der Wirtin nicht die ganze Wahrheit sind. So durchschaut er wenigstens, daß ihre Aussagen von dem Bedürfnis, Klamm zu schützen, getragen sind. Er bezeichnet ihre Erzählung als „Legende“. Das ist gewiß so richtig wie die Antwort der Wirtin: „Dies ist keine Legende . . . es ist vielmehr der allgemeinen Erfahrung entnommen.“ Was beide nicht erkennen, ist, daß es auf die richtige Deutung der Erfahrung ankommt.

Wir sagten, K. führe einen „Kampf“ und sehe sich zunächst als Angreifer. Das „Schloß“ hingegen scheint bloß den Kampf zu überwachen. Es erweist sich dadurch als Macht, daß es denjenigen, der sich ihr unterwirft, scheinbar „unberührt und frei“ läßt. Diese scheinbare Freiheit läßt zwar einen Spielraum für Veränderungen zu – so will ein Dorfbewohner, Brunswick, zu seinem persönlichen Vorteil das Land neu vermessen lassen –, aber diese können sich nicht gegen das „Schloß“ richten. Der Dorfvorsteher sagt zu K.: „Wir brauchen keinen Landvermesser.“

Hier zeigt sich einmal mehr, daß „Landvermessung“ in einem eindeutig revolutionären Sinn verstanden werden muß. Es kann also nicht um Umschichtungen

innerhalb der bestehenden Besitzverhältnisse für K. gehen, sondern um eine Vermessung, die das „Schloß“ selbst betreffen müßte. Das aber erfordert „Kampf“. Der erste „kämpferische“ Angriff endet mit einem Sieg, „der keine Freude machte“. Indem K. versucht, Klamm im Hof des Herrenhofs aufzulauern, erreicht er zwar eine geringfügige Störung im Ablauf der Ereignisse, aber das führt zu nichts. Zu blindlings hat K. sein Ziel vor Augen, seine Idee, Klamm treffen zu müssen, „denn nicht Klamms Nähe an sich war ihm das Erstrebenswerte, sondern daß er, K., nur er, kein anderer mit seinen, mit keines anderen Wünschen an Klamm herankam“. So gerät, was revolutionäre Tätigkeit sein sollte, zur bloßen Rebellion; etwa, wenn er sich trotz dem Verhör durch Momus entzieht. Die Wirtin dagegen versucht, ihn zu Anpassung und Integration zu bringen. Um die schädlichen Folgen seiner Unwissenheit abzuwehren, wird versucht, seine Landvermessertätigkeit in gefahrlose Bahnen zu lenken: er soll die Beete im Schulgarten schön gerade ziehen.

Für die Wirtin macht es auch keinen Widerspruch, wenn sie K. rät, er sei dann auf dem rechten Weg zu Klamm, wenn er nicht versuche, zu ihm zu gelangen. Man ist Klamm nahe, wenn man gleichsam das Gesetz seiner Erscheinung befolgt. K. hingegen deutet den Ratschlag der Wirtin als widersprüchlich. Er kennt das Gesetz von Klamms Erscheinung als seines „Scheinens“ nicht. Wie kann er Klamm nahe sein, ohne ihm nahe zu kommen? So erscheint uns das Denken K.s, ohne daß wir sagen können, daß Kafka dies bewußt gesteuert habe, als einer Art anarchistischen Denkens, für das ein „Staat“, dessen Gesetze man befolgen müßte, um dem „Volk“ nahe zu sein, dem man doch so nicht nahe sein kann, ein Widerspruch in sich ist – daher auch die Idee, es könne ohne die Vernichtung des Staates keine Freiheit geben. Doch wir wollen die Sache nicht überbewerten; was uns Kafka zeigt, ist die Problematik solcher Phrasen wie „dem Volke dienen“ oder „dem Vaterland dienen“. Wer ist das „Volk“, was das „Vaterland“? So reden die Wirtin und K. zwangsläufig aneinander vorbei, so daß sie ihm vorwerfen kann: „Fälscht die Auskünfte, die man ihm gibt, und behauptet dann, falsche Auskunft bekommen zu haben.“ Aber schließlich läßt K. sich doch von den Erscheinungen, die für ihn mit der Zeit den Erfahrungen der Wirtin immer ähnlicher werden, beeindrucken:

„Eimal hatte die Wirtin Klamm mit einem Adler verglichen, und das war K. lächerlich erschienen, jetzt aber nicht mehr; er dachte an seine Ferne, an seine uneinnehmbare Wohnung, an seine, nur vielleicht von Schreien, wie sie K. noch nie gehört hatte, unterbrochene Stummheit, an seinen herabdringenden Blick, der sich niemals nachweisen, niemals widerlegen ließ, an seine von K.s Tiefe her unzerstörbaren Kreise, die er oben nach unverständlichen Gesetzen zog, nur für Augenblicke sichtbar: das alles war Klamm und dem Adler gemeinsam.“

Das Scheitern K.s wird schließlich in der Dramaturgie des Romans ausgelöst durch das Zerbrechen seines Verhältnisses mit Frieda, an dem Schein einer Hinwendung zu der Barnabas'schen Familie. Dies Scheitern will K. zunächst nicht wahrhaben, sowie auch nicht die Tatsache, daß seine Hinwendung zur Barnabas'schen Familie keine scheinbare ist, daß sein Weg zwangsläufig dahin führt und führen muß, weil in der Gestalt der Amalia das einzige Moment eines autonomen Bewußtseins im Dorf aufzuspüren ist.

Sein endgültiges Versagen ist scheinbar physisch motiviert. Während das System der Macht im Beamten Bürgel eine Schwäche zeigt, indem es sich einmal nicht entzieht, schläft K. ein.

„Die Leibeskräfte reichen nur bis zu einer gewissen Grenze; wer kann dafür, daß gerade diese Grenze auch sonst bedeutungsvoll ist.“

Diese andere Bedeutung der Grenze liegt darin, daß auch die Kräfte zur Erkenntnis und zum Kampf *ihre* Grenze haben, die bei K. mit der körperlichen Erschlaffung zusammenfällt. So ist der Geist an den Körper gebunden, die eine Einheit bilden. K. kann über diese Grenze nicht hinaus: Zu der Erkenntnis etwa, wie die Deutungen zu deuten sind, und daß erfolgreich handeln nur solidarisch möglich ist; oder auch nur wach zu bleiben und zu versuchen, die Möglichkeiten, die Bürgel eröffnet (wenn es welche sind), zu ergreifen. Dennoch gelingt es K. ungewollt, durch sein bloßes Dasein die Aktenverteilung entscheidend zu stören. Eine unerwartete Wendung?

III.

Der im bisherigen schlicht und überheblich unterschobene Begriff einer „richtigen Deutung“ mag provozierend wirken und muß zu Fragen herausfordern. Allenorts Verblendung, falsches Bewußtsein, untauglicher Kampf; ferner die Möglichkeiten des Daseins: totale Anpassung, kraftlose Negation, nutzloses Streben (der „ewige Landvermesser“); das Schloß: Totalität und sein eigener Mythos zugleich, ein System subtilen Terrors, das sein Gesicht nicht zeigt, aber alles, was sich zeigt, im voraus bestimmt hat, das Affirmation mit Aufstieg belohnt und Widerständigkeit eigentlich nicht kennt, weil sie nicht ins System paßt, dort keine Stelle hat; das funktioniert, weil es Menschen gibt, die glauben, es müsse so funktionieren, und die glauben, dies glaubten auch die anderen, so daß die Macht eigentlich als eine Konvention entsteht; das Abweichungen von der alltäglichen Normalität als schlimmstes Vergehen bestraft, das Solidarität nicht zuläßt, kurz: unsere zugleich kleinbürgerliche und funktionalistische Welt, unser alltäglicher und unser geschichtlicher Faschismus.

Woher aber kann Rettung kommen? Nicht wohl von K., diesem Kämpfer aus einem vorigen Jahrhundert, der in der Fixierung auf seine Personalität gerade scheitert. Aber wir haben seine letzten Möglichkeiten noch nicht erörtert. Auch die letzte Unordnung, die K. im Herrenhof stiftet, indem er die Aktenverteilung stört, wider Willen zum Sandkorn im Getriebe wird, eröffnet keine überzeugende Perspektive einer Befreiung. Zwar bietet ihm Pepi die chaotische Möglichkeit, sich im Mädchenzimmer zu verstecken und irgendwann den Herrenhof anzuzünden; aber die Freiheit einer Entscheidung, die zu Anfang für K. bestand, ist verspielt. K. sieht nicht mehr, wie in der naiven, proletarischen Pepi ein Funken Kampfgeist aus reiner Leidenschaft und ohne das Vermögen einer klaren Reflexion steckt – wie sie damit aber auch ein Verständnis dieser Welt zeigt. Pepis Erfahrungen, ihr untergeordneter Status, lassen sie erkennen, was das ursprüngliche Anliegen K.s ist, daß hier jemand versuchte, einen „Kampf“ zu führen; und daß sie den Herrenhof und das „Schloß“ zum Teufel wünscht, zeigt, daß sie ihre Aggressionen artikulieren kann. Ihre Leidenschaft, gepaart mit der Rationalität eines Landvermessers, ergäbe vielleicht eine tüchtige Kampfeinheit, die Kafka ebenso verworfen hat, wie eine Paarung mit Amalia. Beide Frauen eröffnen eine unmögliche Möglichkeit für einen Kampf K.s, während Frieda die mögliche (und wirkliche) Unmöglichkeit ist. Frieda steht allerdings in den Augen K.s – und dies ist auch unsere gewöhnliche Ansicht – dadurch „höher“, als sie sich besser anzupassen versteht, sei es an das „Schloß“ oder an K. Darin zeigt sich ihre „Intelligenz“.

Der Roman bricht ab, indem ein altes Motiv wieder aufgenommen wird: mit den Kleidern der Wirtin. Der Schein in jeder Form erweist sich als das Beständige. Wir wissen zwar nicht, wie der Roman enden sollte, aber die Interpretation hat das notwendige Scheitern des Landvermessers K. deutlich gemacht.¹ Es liegt im Versagen einer Deutung des Scheins als universeller Verblendungszusammenhang von „Schloß“ und Dorf, zwischen denen kein Unterschied ist: der Schein, man könne im Herrenhof etwas erreichen, der Schein, die Beamten oder die Dorfbewohner ließen sich beeinflussen, bereden und überzeugen; der Schein, man könne sich gleichzeitig einleben und anpassen und doch seine Freiheit bewahren; der Schein, man könne über die angepaßtesten Personen irgend etwas erreichen; der Schein, man könne über die am wenigsten angepaßten Personen nichts erreichen; der Schein, personale Kontakte zur Macht herstellen zu können; der Schein des Scheins schließlich: die Deutungen von „Leere“.

Damit ist die Frage nach den Maßstäben der Kritik gestellt. Wenn wir schon behaupten, K.s Scheitern in seinem Ursprung zu begreifen, und die Macht, der er ausgeliefert ist, zu durchschauen – woher kommt diese Überlegenheit über K., die doch nur vorgibt, Überlegenheit zu sein, da wir uns in keiner anderen Situation als der Landvermesser K. wähnen. Der Roman zeigt ja die Unmöglichkeit einer Ideologiekritik, die nicht selbst Ideologie wäre. Und wir stehen auch auf der Basis: Wir sind dieser kleinbürgerliche, nach Erkenntnis strebende Intellektuelle, wir sind gleich in unserer Isolation und in unserem Bestreben nach Identität, in unserem Bestreben nach Revolutionierung als „kleinbürgerliche Revolutionäre“. (Man rege sich nicht über diesen Ausdruck auf; für den einzelnen gibt es keine Alternative. Eine andere Art von Revolutionären gibt es nur als Partei einer Klasse.) Die Ebene der Symbolisierung des Schloß-Romans läßt sich am besten erkennen, wenn wir einen Vergleich ziehen, z. B. mit Brechts Stück „Die Maßnahme“. Man vergleiche das Scheitern K's mit dem Scheitern des jungen Revolutionärs, der dem Mitleid verfällt, den Auftrag gefährdet und von seinen eigenen Genossen getötet wird. Er wird durch die Partei kontrolliert, und dies, so zeigt es uns Brecht, garantiert die erfolgreiche Ausführung des Auftrags, den auch andere übernehmen können. Woran scheiterte K.? K. hat keinen Auftrag von einer anderen Instanz bekommen; er ist auf Selbstbestimmung angewiesen. Und es gibt für ihn keine kritische Instanz außer der seines eigenen Bewußtseins, die seine Entscheidungen und Deutungen korrigieren könnte – eine Funktion, die bei Brecht ein Kontrollchor ausübt. Nun hat auch diese unsere Kritik keinen Kontrollchor; denn wenn sie einen hätte, wäre sie nicht *diese* Kritik, obschon sie selbst Bedingungen unterliegt, deren sie sich versichern muß. Hier nun liegt es, einen eigenen Widerspruch aufzudecken: wir berufen uns auf ein Medium – Kritik –, das als seine Bedingung eine Realität, die gegen Kritik immun ist, erkennt. Insofern symbolisiert K. eher auch den Kritiker als der junge Parteigenosse. Welches sind also die Gründe, daß wir dennoch auf ein Medium setzen, von dem es scheint, daß sein geschichtlicher Moment schon vergangen ist. – Es sind zunächst immanente Gründe. Wir nehmen Kafka nur ernst. Gerade sein Werk provoziert wie kein anderes „bewußtmachende“ und „rettende“ Kritik. Indem sie im Werk verschlossen ist,

¹) Mein Dank gilt an dieser Stelle den Teilnehmern meines Kafka-Seminars im Sommersemester 1975. Ihre Beiträge haben meine Einsicht in das Werk, insbesondere in die Notwendigkeit des Scheiterns, vertieft.

attackiert sie *unser* Bewußtsein, zwingt sie uns, entweder die Augen zu schließen, oder öffnet sie.

Das „System“ des Schlosses (auch das „Gericht“ im Prozeß) läßt Kritik und Selbstkritik nicht zu. Damit sind aber deren Mittel, Phantasie und Einbildungskraft, außer Kurs gesetzt. Vergangenheit und Zukunft bieten keine utopische Dimension. So vermag K. nicht, die Chimären der Macht zu entlarven, weil es *für ihn* nicht die Möglichkeit gibt, ein objektives Bild der Lage zu erfinden. Er ist unfähig, eine Legitimationsbasis für sein Tun zu erlangen. Er müßte, um erfolgreich widerstehen zu können, Bedeutungen, Werte erfinden. Ein anderes Wort dafür wäre Utopie. Daß es im Schloß und auch im Prozeß keine utopische Dimension gibt, darin liegt unter anderem, daß Kafka einer der größten Realisten in der Literatur ist.

Utopie kommt im Werk Kafkas nur in einer Ausnahme vor: Im „Naturtheater von Oklahoma“ in seinem Romanfragment „Amerika“. Dies ist aber nur in sehr schwachen Zügen eine sozialstaatliche Utopie; ist eher ein Mysterium. Karl Roßmann, dessen Problem auch auf den sozialpsychologischen Nenner von Identität und Krise gebracht werden könnte, ist aber schuldlos, wie Kafka selbst sagt, d. h. er hat nur einen präreflexiven Sinn für Gerechtigkeit und Menschenliebe. Bei dem Versuch, diese Werte zu realisieren, stürzt er bei seiner Ankunft in New York zugleich in eine Krise – vgl. „Der Heizer“ –, die durch das Auftreten seines Onkels rein äußerlich bereinigt wird. Als Fremder ist er auf Anpassung angewiesen. „Lerne deine Stellung begreifen“, sagt der Onkel zu ihm, und etwas später heißt es: „Im Hause des Onkels gewöhnte sich Karl bald an die neuen Verhältnisse.“ Dennoch geht auch seine Identität in den neuen Verhältnissen nicht restlos auf, was ihn in eine neue Krise stürzt – vgl. das Auftreten von Green im Landhaus: „Ihm (Karl R.) wurde fast übel, und er stand auf.“ Die gleiche Struktur wiederholt sich in dem zweiten Handlungsstrang, seiner Wanderschaft. Wenn wir sagen, seine Identitätskrisen bleiben präreflexiv, d. h., daß sie sich bloß in Gefühlen äußern, so kommt es bei ihm auch nicht zum Gefühl oder Bewußtsein von Schuld. Es erscheint ihm sein Verhalten im Landhaus lediglich als unhöflich. So endet das Fragment auch nicht mit der Verdammnis des Helden oder der Ausbildung einer symbolisch gestützten Rollenidentität – „Amerika“ ist kein Bildungsroman –, sondern mit einem Mysterium, dem „Naturtheater von Oklahoma“. Somit zeigt sich auch, daß sozialpsychologische Überlegungen bei Kafka höchstens einen heuristischen Wert haben. Für „Amerika“ gilt Kafkas eigenes Verdikt: „Zum letztenmal Psychologie“. Daß Kafka im Schloß diese Momente überwunden hat, macht einmal mehr seinen Realismus aus, und der Grund, warum seine Romane unvollendet sind, liegt vielleicht darin, daß sie unvollendet sind, weil Kafka auch noch darin Realist ist, daß er sieht, daß die Realität, die er meint, selbst unvollendet ist.

Die FAZ hat mich einmal in einer sehr großen Besprechung einen demokratischen Gebrauchsschriftsteller genannt. So möchte ich mich gerne sehen. Und zwar, weil mir das Wort Demokratie sehr zusagt und weil ein Schriftsteller, der gebraucht wird, etwas ist, was ich auch gerne sein möchte.

Ich habe es gewagt, mir meine angelesenen Vorurteile gegen Johannes Mario Simmel durch Recherchen kapputtmachen zu lassen und zwei ausführliche Gespräche mit dem Autor geführt: Im September 1973 in Düsseldorf, Simmel I, und im Juli 1975 in München, Simmel II. Der Autor hat von seinen zwei Grunddirektiven erzählt, die seine Arbeit stets bestimmt haben: das Brecht-Wort „Man kann die Wahrheit nur mit List verbreiten“ und das Böll-Zitat „Das Aktuelle ist der Schlüssel des Wirklichen“. Das heißt in der Praxis, daß Heinrich Böll, den ich sehr bewundere und verehere, da etwas gesagt hat, was genau das trifft, was ich erreichen möchte; daß ich mir nicht vorstellen kann, nicht über Dinge zu schreiben, die aktuell sind, weil sie für mich dann jeden Wirklichkeitswert verlieren würden. Ich hab' das Zitat wörtlich genommen. Er kann's nur so gemeint haben. Ich bemühe mich, in allen Büchern über aktuelle Themen zu schreiben, die viele Menschen bedrücken oder ängstigen. Das sind durchwegs Themen, die unpopulär sind. Also, wenn ich mich erinnere: Die Gefahr des Neofaschismus, als die NPD hochkam, das zerteilte Deutschland mit der Mauer, die verlassene Jugend, das Problem des Alkoholismus oder im letzten Buch die Frage, warum kommt es dauernd zu Weltwährungskrisen, wer ist schuld daran? Das sind an sich Themen, die alles andere als einen Bestsellererfolg garantieren. Aber ich hab' immer aktuelle Themen genommen, weil ich den Leuten nicht nur Unterhaltung vermitteln wollte, deshalb bin ich so glücklich gewesen über diesen Ausdruck „demokratische Gebrauchsliteratur“, sondern auch Kenntnisse über Dinge, die sie verwirren oder ängstigen oder bedrohen, genauso wie sie mich bedrohen. Was der Brecht meinte, der Brecht sagt „die Wahrheit“, aber wenn man selbst das bißchen Wahrheit, das ich rauskrieg über einen Zustand oder die Information oder bleiben wir bei der Wahrheit, denn die Wahrheit ist ja eine konkrete Sache, keine abstrakte, was immer man uns einreden will, die Wahrheit ist konkret. Man kann sie nur verbreiten, indem man sie, wie er sagt, listig verbreitet, indem man, wie in allen meinen Büchern, eine zweite Handlung einführt, z. B. Das ist mein Weg. Eine Handlung, die das ist, was Graham Greene Entertainment nennt, Unterhaltung. Ich kann eine Geschichte erzählen, die die Leute so interessiert, daß sie sie lesen, und listig das Problem, über das ich sprechen will, in diese aufregende oder emotionell bewegende Handlung verpacken. Es ist notgedrungen eine komprimierte, zum Teil symbolisierende, zum Teil überhöhte Realität, aber es ist niemals eine Scheinwirklichkeit, sondern es ist, ich würde sagen, es ist eine, wie wenn sie einen Film machen, bei dem sie durch die Zeit begrenzt sind, eine zusammengepreßte Wirklichkeit, die vielleicht deshalb unglaublich klingt, weil sie so massiv dargeboten wird. Ich werd' niemals ein Buch schreiben, das den Leser enttäuscht, wo der sagt, das ist langweilig, also das wird immer spannend bleiben, nur die Art in der

Präsentation der Themen wird sich verändern in dem Maß, daß also die Spannung und die Erschütterung nicht kommt aus äußeren Ereignissen, sondern aus den Menschen und aus den Schicksalen der Menschen selber heraus. Ich hab' niemals reines Entertainment geschrieben, soweit ich das überblicken kann.

Simmel wurde 1924 als Kind deutscher Eltern in Wien geboren, arbeitete nach einem entsprechenden Studium als Chemiker und schrieb mit 17 Jahren seinen ersten Novellenband Begegnung im Nebel, der nach dem Krieg auch gedruckt wurde. Während seiner Zeit als Dolmetscher der amerikanischen Militärregierung in Österreich arbeitete er an seinem ersten Roman. Mich wundert, daß ich so fröhlich bin. Eine große Illustrierte in München engagierte ihn als Reporter, die Filmindustrie als Drehbuchautor. Im Jahre 1960, Simmel war noch immer Reporter, wurde er nach Achtungserfolgen mit sechs Romanen, drei Kinderbüchern und 36 Filmdrehbüchern plötzlich einer größeren Öffentlichkeit bekannt: Seine Spionage-Satire Es muß nicht immer Kaviar sein wurde zum Bestseller, sein Theaterstück Der Schulfreund gewann beim Dramatikerwettbewerb des Nationaltheaters Mannheim den Ersten Preis. In der Folge wurde jedes seiner Bücher (Liebe ist nur ein Wort, Alle Menschen werden Brüder, Und Jimmy ging zum Regenbogen, Der Stoff aus dem die Träume sind oder Die Antwort kennt nur der Wind) zum Bestseller. Heute haben seine 19 Bücher eine Gesamtauflage von 21 Millionen. Simmel ist damit der meistverkaufte deutschsprachige Autor. Simmel begreift sich als Linker, als Sozialist wie er sagt, als Sozialdemokrat, und ist überzeugt, daß sich sowohl die kapitalistischen wie die kommunistischen Staaten in einem Übergangsstadium zum Sozialismus befinden. Seine literarischen Vorbilder sind Ernest Hemingway, Graham Greene, Somerset Maugham und der engagierte deutsche Volksschriftsteller Hans Fallada.

Als ich sehr jung war, hab' ich so mal für eine Zeitschrift gesagt, was ich gerne werden möchte und was ich gerne schreiben möchte. Ich bin es sicher geworden, wenn man sich meine Leserpost ansieht, und ich schreib' keine so guten Bücher wie Fallada, das ist ein Kummer, vielleicht schreib' ich sie mal. Die Zeit ist auch anders, er hat anders geschrieben, er hat den kleinen Mann entdeckt. Ich hab' den Bürger entdeckt, also nicht entdeckt, aber mit dem Bürger beschäftigt und nicht mit den Arbeitern oder nicht hauptsächlich mit den Arbeitern. Aber ich hoffe, übertragen auf unsere Zeit, daß mir das gelingt, was er versucht hat. Ja, es ist Bürgertum, Großbürgertum, weil der Begriff des Proletariats sich völlig gewandelt hat. Was damals Proletarier waren und die Trockenwohner in den Neubauten, das furchtbare Elend und die Arbeitslosigkeit gibt es ja nicht mehr. Jeder hat sein Auto, diese fünf oder sechs Millionen Arbeitslose haben wir ja nicht. Aus diesem Grund spreche ich andere Schichten an. Die Arbeiter verstehen sich selbst auch als Mittelstand habe ich festgestellt, zum größten Teil. Das ist eine Sache, über die meine Freunde und ich gar nicht sehr glücklich sind. Ein Eisschrank und eine Musikbox und ein Fernseher und Gott behüte eine winzige Sozialbauwohnung sind ja noch nicht ein Grund zu sagen, ich bin kein Arbeiter mehr oder sich von diesem Begriff zu distanzieren. Aber so ist es, das wissen wir alle. Alle diese Leute, wir auch, sind in dieses Konsumdenken hineingeraten. Wenn Sie alle Bücher, die ich geschrieben hab', ansehen, werden Sie feststellen, daß fifty-fifty die Milieus auch in der ganz unteren Schicht liegen, also, nur um zu erwähnen: *Lieb Vaterland magst ruhig sein* mit einem kleinen, armseligen

Ganoven, das fast schon ins Proletariermilieu-Hineingehen, *Der Schulfreund*, ein Stück über einen armen Briefträger, *Das geheime Brot*, nur, nur arme Leute, die eine Ruine wieder aufbauen. Es sind bestimmt fünfzig Prozent, es gleicht sich absolut aus. Dort, wo es die Oberschicht ist, das soll nicht zum Träumen verleiten oder zum Wunschenken, sondern das sind dann Bücher wie beispielsweise *Die Antwort kennt nur der Wind* das sind also die Super-Reichen. Die Super-Reichen werden aber so geschildert, daß ich mir nicht vorstellen kann, daß irgendjemand von den Lesern, die nicht super-reich sind, diese Leute sympathisch finden. Sie sind genauso haßerfüllt beschrieben und üben Funktionen aus, die mehr als übel sind, also in diesem Fall spekulieren sie, machen die Währung kaputt, und es wird den kleinen Leuten gesagt, diesen Leuten da oben verdankt ihr es, daß eure Renten immer weniger wert werden und daß euer Geld immer weniger wert wird. Es ist also einfach so, wenn das Sujet es verlangt, dann spielt das eben an der Cote d'Azur und unter Millionären, weil eben nur Millionäre in der Lage sind, derartige Riesenschiebung zu vollbringen. Das soll zeigen: In diesen Schichten spielt sich folgende und folgende Schweinerei ab. Ich bin weit davon entfernt, mich davon blenden zu lassen, aber ich glaub' auch nicht, daß sich irgendein Leser davon blenden läßt und sich wünscht, auch eine Yacht zu haben und in derartige, in wirklich die Welt erschütternde Geldschweinereien verwickelt zu sein. Mein Dilemma ist, ich sagte es schon, ich kann keine Sachbücher schreiben, jedenfalls nicht solche Sachbücher wie *Die Bibel hat doch recht* zum Beispiel. Man kann nur hoffen, daß, wenn man sehr hohe Auflagen erzielt und sehr viele Menschen das lesen, daß dann doch bei einem, na, wünschenswerten Prozentsatz der Inhalt hängen bleibt. Die Form ist unerlässlich, das hab ich Ihnen schon erklärt, warum. Das ist eine Hoffnung, mehr als eine Hoffnung. Aus den Briefen und Reaktionen, die wir bekommen, geht doch hervor, daß die Leute sich um den Inhalt kümmern und nicht nur der Form wegen lesen.

Weil es ihm, wie er sagt, nur um den Inhalt geht, hat Johannes Mario Simmel auch nichts dagegen, daß seine Bücher wie Industrieprodukte gemanagt und verkauft werden.

Meine Romane sind keine richtigen Romane, seit langer Zeit nicht. Sie haben immer Probleme und ausnahmslos Probleme, die unpopulär sind. Aus diesem Grund ist es einfach notwendig, da ich keine Sachbücher schreiben kann, wenn ich aber Fakten vermitteln will, einen Roman zu schreiben und meine Fakten so zu servieren, daß sie gelesen werden. Daher kommt der zweite Handlungsstrang. Der Satz von Brecht, der mir sehr gefallen hat, lautet: „Man kann die Wahrheit nur mit List verbreiten“.

Simmel über seine Arbeitsweise:

Pünktlichkeit hab' ich mir angewöhnt, als ich Reporter war. Da mußte ich pünktlich sein. Von der Intuition halte ich nichts. Ich habe immer das schreckliche Gefühl, daß die Leute sagen, daß sie auf Intuition warten, daß es sich da um Scharlatane handelt. Genauso, wenn mir Leute sagen, daß sie durch Schreiben erleichtert werden oder daß Schreiben ihnen große Freude bereitet. Schreiben ist eine schwere Sache. Sie haben nach meiner Arbeitsweise gefragt. Die Geschichten sind nicht konstruiert, sie wirken so, weil die Wirklichkeit komplizierter ist, als die Leute offenbar glauben. Die ganzen letzten Romane beruhen auf Tatsachen, auf verschlüsselten Tatsachen, die

Freunde aus meiner Reporterzeit und meiner Zeit als Dolmetscher bei den Amerikanern mir mitgeteilt haben und von denen ich gehört habe, und wo ich die Erlaubnis bekommen habe, darüber zu schreiben, wenn ich versprochen hab', die Sache so zu chiffrieren, daß niemand zu Schaden kommen kann, der unschuldig ist. Ich recherchiere nach wie vor wie ein Reporter bis zu einem halben Jahr an einer Geschichte, fahr' zu den Schauplätzen der Handlung, so daß das wohltuend wirkt auf die Leser, die da gerade wohnen, wo die Sache spielt, daß da die Straßen wirklich so verlaufen und daß die Häuser dastehen und die Telefonzellen dastehen. Und wenn ich dann genug Tonbandinterviews hab' und genug Fotografien, dann mach ich mir ein Exposé von 100 bis 200 Seiten, das ist bereits im Ablauf etwa dem Roman entsprechend. Dieses Exposé wird dann geprüft von Anwälten und von den Beteiligten, ob sie zufrieden sind mit der Verschlüsselung. Wenn ich die Recherchen beendet hab', dann fang ich an zu schreiben und ich das Exposé geschrieben hab' und das OK erhalten hab'. Dann kommen die Unterlagen in einen Banktresor, oder ich geb' sie zurück, oder sie werden vernichtet. Und dann arbeite ich täglich von 8 bis 12 Uhr und nach ein bißchen Schlafen von 3 bis 6 oder 7 Uhr, und das jeden Tag. Wenn ich weiß, das, was ich geschrieben hab' ist schlecht, dann schreib' ich's am nächsten Tag wieder. Aber ich lasse keinen Tag aus, denn wenn ich einen Tag auslasse, komme ich aus der Geschichte raus. Das ist mir zweimal passiert. Es gibt zwei halbfertige Romane von mir, wo ich einfach dann nicht mehr reingefunden hab'. Das ist also eine Manie. Jeder schreibt anders. Ich versuch' immer da aufzuhören, wo ich weiß, wie's weitergeht, weil das am nächsten Morgen immer der schreckliche Moment ist, wenn man sich hinsetzt und wieder anfangen muß. Das halt' ich dann so durch.

Simmel über sein Verhältnis zur Kritik:

Ich bin es mit den Jahren leid geworden bei all meinen Versuchen, Themen, vor denen sich die meisten Schriftsteller drücken, zu behandeln im Rahmen einer Romanstory als Trivialautor bezeichnet zu werden.

Die Art, in der in Deutschland Literaturkritik betrieben wird, gibt es in der ganzen Welt nicht. Diese ganze Unterscheidung zwischen hoher Literatur, Trivialliteratur auf der anderen Seite, gibt es nur in Deutschland. Ich hab' in keinem anderen Land der Welt solche Kritiken bekommen wie hier nach diesen Maßstäben gemessen. Ich hab' natürlich in anderen Ländern auch Kritiken bekommen, die nicht hundertprozentig gut waren, aber ich hab' in den angelsächsischen Ländern oder in Frankreich oder in Israel oder in Japan oder in Polen, ich kann nicht alle Länder aufzählen, niemals erlebt, daß Bücher nach den Kriterien gemessen werden nach denen, wie hier durch die Eigenmächtigkeit und Eigenherrlichkeit von ein paar Leuten, die diese Posten innehaben, besprochen werden. Im Ausland bespricht man Bücher danach, nach ihrem Inhalt, nach der Sauberkeit der Gesinnung, nach der Glaubwürdigkeit dessen, was gesagt wird, nach der Lesbarkeit und, im ganzen angelsächsischen Sprachraum, nach dem Ausspruch von Somerset Maugham, der einmal gesagt hat: „I just want to tell a good story“ – also: Ich will nur eine gute Geschichte erzählen; wobei ich mehr will als eine gute Geschichte erzählen.

Über Johannes Mario Simmel ästhetisch die Nase zu rümpfen und zur erdabgewandten Seite der Subjektivität überzugehen ist ebenso einfach wie ignorant. Die ästhetische Verachtung negiert lediglich den außerordentlichen Publikumserfolg eines Autors, der für sich in Anspruch nimmt, mit Brecht'scher List, aber ungleich höherer Auflage die „Wahrheit“ unter die Leute zu bringen, trägt aber nichts zur Erklärung dieses Erfolgs bei.

Simmel nämlich ist (und dies macht die Erklärung komplizierter), sieht man sich die Wahl seiner Stoffe an, tatsächlich am Aktuellen und Konflikthaltigen orientiert und nicht mit den Verfertigern jener „Romane für die Unterschicht“ zu verwechseln, die nach streng orientierten Schemata den Traum vom großen Glück an eine soziologisch ziemlich genau bestimmbare Schicht verkaufen.

In derartigen Ärzte-, Frauen-, Liebes- und Adelsromanen zerfällt die Welt in zwei moralische Hälften, und am Schluß siegt mit Notwendigkeit immer das sogenannte Gute. Alles was geschieht, bezieht sich auf die Interaktion zwischen Personen, und Konflikte werden dementsprechend einer strikt privatistischen Lösung zugeführt. Die gesellschaftlichen Strukturen dagegen sind tabuisiert und jeder Kritik entzogen. Zugelassen ist Gesellschaftliches nur als Staffage und als atmosphärischer Hintergrund; meist in Form eines nostalgisch verklärten Feudalismus oder im zeitlos-ungenauen Milieu der „besseren Leute“ zwischen bel-étage und Bungalow.

Da die gesellschaftlichen und historischen Bezüge nicht stimmen, auch nicht stimmen dürfen, sollen die Geschichten von Liebe, Leid und Glück ihren Märchencharakter nicht verlieren, muß zwangsläufig alles im Vagen und Privaten bleiben. Zwar gibt es böse Reiche und gute Arme, derlei Probleme werden aber auf höchst privatistische Art und Weise, etwa durch Enterbung des schurkischen Verwandten, gelöst; die arme, unterdrückte Gesellschafterin dagegen entpuppt sich am Ende als Frucht einer geheimgehaltenen morganatischen, aber legalen Ehe und wird ihrem eigentlichen Stande wieder zugeführt. So fallen Moral, Gerechtigkeit und Gesellschaftsordnung im letzten Kapitel nach allerlei Irrungen und Wirrungen wieder zusammen, und das totale Happy-End entschädigt die vorübergehend Leidenden für alle Ungerechtigkeiten dieser Welt. Stillschweigende Voraussetzung ist in allen diesen Romanen die Idee einer harmonisch-paternalistischen Ordnung, die keiner weiteren Begründung oder Legitimation bedarf. Zwar erfährt diese Ordnung – veranlaßt durch das amoralische Verhalten einzelner – hin und wieder eine Störung, grundsätzlich aber läßt sie jedem innerhalb der als naturgegeben verstandenen Grenzen seines Standes und seines Geschlechtes das Seine zukommen.

Bei Simmel dagegen sind die Verhältnisse komplizierter, denn Simmel schreibt nicht für die Unterschicht, sondern, wenn schon nicht „für alle“, so doch zumindest für eine sehr breit gestreute Mittelschicht, die bereit ist, allerlei moralische und sonstige Komplikationen zu akzeptieren. Er kann es sich daher sogar leisten, konflikthaltigere Stoffe aufzunehmen, als es bei der Mehrzahl jener harmlosen Liebes-, Ehe- und Familienromane der Fall ist, die nicht zur Sub-Literatur gehören, sondern zur gehobenen, gutbürgerlichen Unterhaltungs- und Verschenkliteratur.

Simmels Romanwelt gibt sich ganz bewußt nicht heil und ihre Helden sind, im Vergleich zu den Offizieren, Ärzten und Landadeligen der älteren Trivialliteratur sogar ziemlich kaputt. Selbst die weiblichen Protagonistinnen erscheinen im Gegensatz zu den Normen der Groschenhefte nicht bieder-anständig, sondern eher mondän und in Einzelfällen sogar anrühlig. Ihre Moral ist auf den neuesten Stand gebracht und entspricht den Vorstellungen einer permissiven Mittelschicht, die von Gruppensex und Frauentausch zumindest schon etwas gehört hat (aber ganz soweit geht Simmel nicht). Rückblicke auf eine vorgeblich bessere historische Vergangenheit kommen nur selten vor. Simmel versucht vielmehr mit allen Mitteln Authentizität und Aktualität herzustellen, um sich so als demokratischer Gebrauchsschriftsteller zu legitimieren, der in der Tarnkappe des Entertainers eine mit Böll und Fallada vergleichbare politische, human-demokratische Botschaft vertritt. Tatsächlich kommt er, was die Themenwahl betrifft, seinen Vorbildern ziemlich nahe. Wie Fallada greift er das Thema des Alkoholismus auf, wie Böll wendet er sich gegen die Praktiken der Boulevard- und Skandalpresse, und in einem seiner neuesten Romane nimmt er sich sogar der wenig attraktiven und gern verdrängten Problematik behinderter Kinder an.

Aus all dem leitet Simmel die Legitimation ab, nicht zu den Erzählern harmonisierender Märchen zu gehören, sondern dem Zeitgeist auf der Spur zu sein und heiße Eisen anzufassen. Die Vorstellung, daß Simmel es anscheinend wagt, Unpopuläres zu sagen und daß er „Bescheid weiß“ legitimiert nicht nur ihn, sondern wohl auch seine Leser, bei denen der Eindruck erweckt wird, sie erhielten aufgrund genauer Recherchen authentische Informationen über das, was in der gesellschaftlichen Wirklichkeit unserer Zeit „los ist“.

Ist Simmel also tatsächlich ein demokratischer Gebrauchsschriftsteller, ein Böll, der mit anderen Mitteln arbeitet, um vergleichbare soziale Erfahrungen und Einsichten zu vermitteln? Mir scheint, daß dieser Selbsteinschätzung einiges entgegensteht, das einen derartigen Anspruch fragwürdig erscheinen läßt. Diese Fragwürdigkeit bezieht sich vor allem auf Simmels Verfahren, mit bestimmten stilistischen Tricks den Anschein realistischen Schreibens zu erwecken. Ohne hier auf die Realismusdebatte und auf die verschiedenen Varianten des realistischen Romans eingehen zu müssen, läßt sich nach Lektüre einiger Simmel-Romane zuerst einmal feststellen, daß Simmels Recherchen sich auf einige relativ unwichtige punktuelle Wirklichkeitsausschnitte beschränken, nämlich meist aufs Zitieren jener Konsumgüter für den gehobenen Bedarf, den Simmels Leser sich vermutlich nicht leisten können:

„Frankfurt. Kassel. Göttingen. Hannover. Bremen.
466 Kilometer auf der Autobahn.

Ein Katzensprung für einen Lamborghini 400 GT. Das war mein Wagen. Ein weißer Lamborghini 400 GT. Zwölf Zylinder in v-Bauweise. Hubraum: 3930 ccm. Verdichtung: 9:1. Leistung: 330 DIN-PS bei 6500 Motorumdrehungen pro Minute. Doppelvergaser. 80-Liter-Tank. Spitzengeschwindigkeit 250 km in der Stunde. Ein Zweisitzer. Das noch zum Thema Snob.

Wir waren am Morgen um sieben Uhr in Frankfurt gestartet, Bertie und ich. Er hatte einen Kleidersack mit wie immer, ich einen großen Koffer, und Anzüge hingen auf Bügeln an Griffen hinter dem Fondfenster des Wagens. Wir wußten nicht, wie lange

wir unterwegs sein und wo wir dabei hinkommen würden. Deshalb hatte ich auch drei große Flaschen ‚Chivas‘ eingepackt. Und meine Hüftflasche gefüllt.“ Diese Passage aus dem Roman „Der Stoff aus dem die Träume sind“ gibt vor, einen bestimmten Teil heutiger Wirklichkeit, nämlich die Lebenswelt des Helden, eines Starreporters, naturalistisch genau zu reproduzieren. Tatsächlich aber ist die vorgebliche Authentizität nichts anderes als eine zitierende Recherche aus zweiter Hand. In diesem Beispiel beschränkt sie sich aufs Zitieren entweder eines Lamborghini-Prospektes oder einer Auto-Illustrierten! Nicht anders verhält es sich mit der Whisky-Marke „Chivas“, die ebenfalls zu den Statussymbolen für den gehobenen Bedarf gehört, wie aus dem „Diners-Club“-Magazin oder ähnlichen Hochglanzbroschüren leicht zu erfahren ist. Durch das ständige Zitieren derartiger Artikel gibt sich Simmel das Flair des Bescheidwissenden, allerdings distanziert er sich, um sozialkritische Legitimation besorgt, durch die anscheinend beiläufig eingestreute Bemerkung „Das noch zum Thema Snob“ bereits wieder vorsorglich von der unwirklichen und bedenklichen Glamourwelt, die er für seinen Helden inszeniert. Erreicht wird mit diesem indirekt zitierenden, perspektivisch ambivalenten Verfahren nicht die Vermittlung außersprachlicher Realität, sondern die Teilhabe des Lesers an einem sorgfältig arrangierten, aus stilistischen Versatzstücken, Requisiten und Recherchen aus zweiter und dritter Hand zusammenorientierten Milieu. Nicht Aufklärung oder Information ist das Resultat, sondern die Degradierung des Lesers zum Voyeur. Er kann, diese Perspektive wird ihm vom Autor aufgezwungen, durch das Schlüsselloch etwas miterleben, das ihm in seiner eigenen Lebenswelt nicht direkt zugänglich ist. Appelliert wird von Simmel an eine Haltung, die Adorno in seiner „Theorie der Halbbildung“ als „trüben Hang, hinter die Kulissen zu sehen“ bezeichnete.

Allerdings ist Simmel geschickt genug, diese Perspektive nicht offenzulegen. Gelegentlich eingestreute sozialkritische Bemerkungen erlauben ihm, den Schein einer kritischen Erzählperspektive eben noch zu wahren. Dazu gehört z. B. eine durchgehende moralisierende Attitude, die dem Publikum zugleich Teilhabe am selbstinszenierten Reizmilieu und moralische Distanz ermöglicht. Am Ende führt dies zur moralischen Katharsis des Helden, der, als er die „Wahren Gefühle“, spricht die „Große Liebe“ erfährt, zugleich entdeckt, sein bisheriges Playboydasein sei echtem Glück abträglich. Konsequenz: Regression auf eine anscheinend unangefochtene Familienidylle.

Die Chivas- und Lamborghini-Symbolik hat für dieses Verfahren nicht nur periphere Funktion, sondern durchzieht leitmotivisch den ganzen Roman. Wenn Simmel in einem Essay über Kitsch vom „möblierten Menschen“ spricht, so ist Simmels Held vor seiner das Happy-End einleitenden Wandlung geradezu das Paradebeispiel für die totale Möblierung des Psychischen mit Sozialfetischen. Sie simulieren nämlich nicht nur Authentizität und Realitätsnähe, sondern dienen auch der quasi-symbolischen Beschreibung der Innerlichkeit. Daher ist es nur konsequent, daß der Held seine jähe Läuterung als Ersetzung von Chivas und Lamborghini durch billigere Marken erfährt – und dies beschreibt Simmel nicht etwa ironisch.

Worum geht es überhaupt in diesem Roman? Auf drei Sätze verkürzt, ist es eine Geschichte, die auch von Böll sein könnte: Ein Reporter – Angestellter bei einem mächtigen Zeitungskonzern – ist einem Polit-Skandal auf der Spur, der bis in die Zeit

des Dritten Reiches zurückreicht und einige der Reichen und Mächtigen der Bundesrepublik schwer belastet. Der Reporter kommt der Wahrheit ziemlich nahe, kann seine Geschichte aber nicht loswerden, da seine eigenen Auftraggeber – der Zeitungskonzern – die Enthüllung fürchten müssen. Ein Hauch von Watergate also – am Ende steht die Resignation des Reporters, den man mit Repression und Gewalt daran hindert, seine Geschichte publizieren zu können.

Nichts, was in dieser Story geschieht, ist für sich gesehen völlig unwahrscheinlich, nur bleibt trotz pausenloser geradezu atemloser „action“ der politisch-gesellschaftliche Hintergrund, auf den es Simmel seinem eigenen Anspruch nach ja ankommt, unerkennbar. Der Leser assoziiert allenfalls eine weltweite Verschwörung von Agenten und undurchsichtigen Drahtziehern; welches Spiel zwischen den „Reichen und Mächtigen“ im Hintergrund aber gespielt wird, ist nicht am Konkreten festzumachen. Die Politik nämlich schrumpft auf die Dimension eines Agententhrillers. Jeder Zimmerkellner oder Taxidriver entlarvt sich am Ende als Spion; die einzig völlig Unschuldige, eine schizophrene alte Fürsorgerin, hat sich psychisch aus der Realität zurückgezogen und lebt in ihren Erinnerungen aus der Vergangenheit des alten Österreich. Nebensächliches wird breit ausgeführt, die topographischen Angaben und die Beschreibung der Hotelausstattungen sind genau, das inhaltlich Wichtige aber ist nicht zu identifizieren. Der Zeitzensar z. B. wird so dargestellt, daß jeder Leser je nach der eigenen politischen Couleur Springer, Augstein oder nichts assoziiert. Vage Andeutungen in Richtung auf die belastete politische Vergangenheit einiger Mächtiger sind so formuliert, daß niemand sich getroffen fühlen kann. Wenn Heinrich Böll dagegen in seiner „Katharina Blum“ die Praktiken der Skandalpresse anprangert, dann kann kein Zweifel daran bestehen, wer gemeint ist. Ein anderes Beispiel: Auch Berndt Engelmanns „Großes Bundesverdienstkreuz“ kann als eine Art Polit-Krimi gelesen werden, de ähnliche Handlungselemente enthält wie Simmels Roman über den Reporter Roland und die Praktiken der Meinungsmacher. Wenn jedoch im „Großen Bundesverdienstkreuz“ ein alter Nazi oder ein Wirtschaftsboß erscheint, so nennt Engelmann Roß und Reiter, er benennt sie sogar so präzise, daß er mit juristischen Schritten und einstweiligen Verfügungen der Benannten rechnen muß. Bölls „Katharina Blum“ und Engelmanns „Großes Bundesverdienstkreuz“ sind hier nur Beispiele für eine ganze Anzahl dokumentarischer oder realistischer Romane aus den letzten Jahren, die sich auf die gegenwärtige Situation der Bundesrepublik, auf das „Hier und Heute“ beziehen.

Bei Simmel aber fehlt jede Identifikationsmöglichkeit zwischen Fiktion und Realität. Hinweise nach Art eines Schlüsselromans werden zwar gegeben, haben jedoch keine tatsächliche Hinweisfunktion, sondern dienen der Irreführung des Lesers, dem durch derartige ins Nichts führende Spuren suggeriert wird, die Aktionen und Sensationen der Konstruktion verwiesen auf Dokumentarisches und exakt Recherchiertes. Tatsächlich haben die topographischen Angaben, die zitierenden Bemerkungen und die Detailgenauigkeiten nur die eine Aufgabe, die fehlende Realitätsthematik zu verdecken.

Da Simmel darauf angewiesen ist, durch pausenlose action, durch überraschende Sprünge und retardierende Momente Spannung zu erzeugen und den Eindruck zu erwecken, als gehe es tatsächlich um eine naturalistisch-genaue Spiegelung unerhörter Polit- und Agentenmachenschaften, ist es für ihn nicht auch möglich, sich

wie Böll oder Fallada auf die Grauzonen und winzigen Katastrophen des Alltags einzulassen. Selbst Randfiguren müssen die chargenhaften Reize des Skurrilen oder Exotischen haben, das sogenannte Alltägliche aber ist ausgeklammert, Simmel kennt lediglich das „gesteigerte Leben“.

Alltäglichkeit vertrüge sich schlecht mit seinen Philosophemen, die immer dann sozusagen „beiseite gesprochen“ auftauchen, wenn er etwas Erklärendes-Kommen-tierendes sagen möchte, was er in der action-belasteten Handlung selbst nicht unterbringen kann:

„Ich habe bereits geschrieben, daß ich in jenen Stunden nicht daran dachte, wie alles und jedes im Leben, jede Handlung, jedes Ding, ja selbst jeder Kuß nur zur Hälfte Wahrheit ist und zur Hälfte Lüge. Wir leben allein auf dieser Welt, jeder von uns – mehr als dreieinhalb Milliarden Menschen, in der Nacht ihrer Existenz, im Dschungel des Daseins und nach dem Gesetz des Dschungels.“

Die Welt, verstanden als Dschungel, durch den der einzelne sich mit der Machete durchkämpfen muß, dies könnte natürlich auch eine Alltagserfahrung sein, an die Simmel hier anknüpft. Nur erweist der Kontext dieser Dschungelmetaphorik, daß es hier nicht um die Kritik an heutigen Lebensbedingungen geht, sondern um einen verschwommenen, ungeschichtlichen Sozialdarwinismus, irgendwo in der Mitte zwischen Stirner, verschiedenen Evolutionstheorien und dem, „was alle denken“. Da Simmel über kein rationales Erklärungsmodell verfügt, bleibt als erklärender Ersatz nur die Regression auf eine larmoyante nur scheinbar kritische Allerwelts-philosophie.

Das Erklärungsdefizit Simmels zeigt sich auch daran, daß an entscheidenden Stellen der Konstruktion das Schicksal oder die Vorsehung einspringen muß, um das, was im weiteren Verlauf passiert, zu begründen bzw. in Wahrheit nicht begründen zu müssen.

„Ich weiß nicht, ob Sie dieses Gefühl kennen: Sie sind überzeugt, etwas wird geschehen, muß geschehen, es ist unvermeidlich. Sie sagen sich, daß Sie keinen Einfluß darauf haben (was eine Lüge ist), daß das Leben selber alles regelt (was eine Dummheit ist), daß Sie noch Zeit haben, daß der rechte Moment noch nicht gekommen ist. Und so weiter. Und plötzlich, in einem geradezu lächerlich kurzen Moment, ohne Vorwarnung, ohne daß Sie gerade an diese Sache gedacht haben, schlägt Ihr Gewissen oder Ihr Verstand oder Ihr Herz (oder was das immer ist) Ihnen ein Schnippchen – und es geschieht! Ohne Ihr Zutun. Es geschieht einfach, was von Anfang an vorbestimmt gewesen ist.“

Übrigens entspricht diese Welterklärung im Spannungsfeld zwischen Dschungel und Schicksal aufs Genaueste der Weltsicht der älteren Kolportageliteratur, etwa in Sues „Geheimnissen von Paris“, und natürlich bei Karl May. Nur weicht Simmel im Gegensatz zu May nicht in exotische Gefilde aus, sondern verlegt das exotische Abenteuer zurück ins Nahe und Vertraute, d. h. in den „Agentendschungel“ der Bundesrepublik.

Die Kolportageelemente bei Simmel verweisen allerdings nicht, wie Ernst Bloch der älteren Kolportage zugesteht, auf eine „Literatur der Enterbten“, auf einen „Ret-tungsstil“ und eine Literatur, die zwar träumt, „aber letztthin Revolution, Glanz dahinter“ träumt. Simmels Romane sind keine „reißenden Märchen“, keine utopi-

schen Träume von einer künftigen besseren Welt, sondern, soweit es Politik und Öffentlichkeit betrifft, resignativ.

Ein ganz anderes Kapitel ist dagegen das sogenannte Private, die Sphäre der „Zweierbeziehungen“. Scheitert Simmels Reporter Roland politisch, so erreicht er doch das ganz große Glück im Privaten. Seine zynische Konsumentenhaltung gegenüber Frauen ändert sich schlagartig, als er das Flüchtlingsmädchen Irina kennenlernt:

„Heiß und jäh schoß mir das Blut in den Leib. Ich hatte noch nie ein so vollkommen gewachsenes Mädchen gesehen. Ich hatte auf einmal alles vergessen, was ich zu tun hatte, was geschehen war, was noch geschehen mußte. Ich wollte Irina, jetzt. Gleich. Sofort. Das war der einzige Gedanke, den ich fassen konnte. Ich ging auf sie zu. Sie starrte mir entgegen, unfähig, sich zu rühren, Panik in den Augen. Egal. Mir war das egal. Ich wollte dieses Mädchen haben. Ich mußte dieses Mädchen haben. Ihre Haut war ganz rein und weiß, die Warzen richteten sich auf. Ich fühlte das Blut wild und hart in meinem Geschlecht klopfen. Ich kam Schritt um Schritt näher. In Gedanken war ich schon auf ihr, in ihr. Mein Blut pochte.

Irina ließ das Zahnputzglas fallen. Es zersplitterte auf dem Fliesenboden. Die Zahnbürste fiel hinab. Sie stand da, ohne sich zu rühren, sie machte nicht einmal den Versuch, sich zu bedecken. Ich hatte sie erreicht. Ich berührte ihre Schultern. Meine Hände glitten tiefer. Sie sah mich an mit weit geöffneten schwarzen Augen. Um ihren Mund klebte noch Zahnpasta.

Die Augen waren schuld. Nur die Augen.

Ich konnte es nicht tun. Es wäre gewiß möglich gewesen. Aber es wäre auch eine zu große Gemeinheit gewesen. Diese dunklen, traurigen Augen sagten mir, was für ein Schwein ich war, wenn ich es tat.

Ich tat es nicht.“

Sexualität und Liebe gehen – entsprechend den alten Mustern der Trivialliteratur – sobald die wahre Liebe ins Spiel kommt, getrennte Wege. Erst nach einer Reihe von Prüfungen kommt das Paar zusammen; der Reporter macht Irina einen Heiratsantrag, und die bürgerliche Moral ist gerettet. Nachdem der Held im Bereich des Beruflichen und Öffentlichen nur Enttäuschungen erlebt hat, erfährt er zuletzt im privaten Bereich die Belohnung und die Aufhebung aller Entfremdung. In einer Art Katharsis wechselt er innerhalb von drei Tagen seine Identität, ändert seine Lebensgewohnheiten, hört auf zu trinken und ergreift einen neuen, „anständigen“ Beruf, der mit dem schmutzig-manipulativen Geschäft des Zeitungsmachens nichts zu tun hat:

„Ich zog sie wieder an mich und preßte meine Lippen auf die ihren. Zuerst leistete sie Widerstand, dann wurde ihr Körper weich, ihre Lippen öffneten sich, und sie schmiegte sich an mich und erwiderte den Kuß. Lange. Es war, als sollte dieser Kuß niemals enden. Und ich dachte plötzlich, daß es das vielleicht doch gab, worüber so viel in Romanen zu lesen stand, was ich selber so oft beschrieben und billig mißbraucht hatte, das, wonach sich alle Menschen auf dieser Welt sehnten, das, wovon alle Menschen auf dieser Welt träumten.

Die Liebe.“

Offener und direkter als in anderen Passagen appelliert Simmel in diesem Teil seiner Geschichte ans Kitschbedürfnis und an vorgeprägte Vorstellungen vom großen

Glück. In diesem Appell an die unterdrückten Emotionen, Wünsche und Hoffnungen seines Publikums liegt wohl eine weitere Komponente seines Erfolges. Simmel geht in seiner Liebesgeschichte auf Bedürfnisse und Tagträume ein, die von der seriösen gehobenen Literatur schon lange nicht mehr befriedigt werden können, da diese sich, soweit sie nicht Utopie ist, der bloßen Wunscherfüllung entzieht und konkrete, konflikthaltige Erfahrungen über den immer schwieriger werdenden Bereich des Privaten vermittelt.

Im Gegensatz zu allem anderen ist dieses Privatglück nicht käuflich, sondern man verdankt es dem Numinosen, nämlich der bereits zitierten Vorsehung, hinter der eine abgesunkene, beliebig verfügbare Theologie steht.

Dieses Rückgriffs auf quasi-metaphysische Erklärungen bedient Simmel sich auch dann, wenn er an entscheidenden Stellen seiner Konstruktion einen übergreifenden, interpretierenden Zusammenhang herstellen muß. Aus der Einführung des Schicksals, als dem allein zur Verfügung stehenden Erklärungsmodell aber ergibt sich zwangsläufig der heillose Widerspruch zwischen dem von Simmel so hartnäckig aufrechterhaltenen politisch-demokratischen Anspruch und der von irrationalen Erklärungen und Ableitungen bestimmten resignativen Botschaft seiner Romane. Die tiefere Kollision besteht allerdings darin (von Simmels Selbstmißverständnissen einmal abgesehen), daß er seinen Lesern diese resignative Botschaft von der Sinnlosigkeit allen politischen Handelns so nicht zumutet, sondern sein Publikum mit dem Versprechen auf eine schicksalhaft verfügte Flucht ins totale private Glück tröstet.

In der abgewandelten Form einer nicht apriori gerechten, sondern apriori ungerechten Gesellschaftsordnung entwirft Simmel damit eine ebenso schlichte Zweiweltheorie wie die zu Anfang erwähnte triviale Unterhaltungsliteratur. Der moralischen Finsternis des Öffentlichen und Gesellschaftlichen steht die Gegen- und Fluchtwelt des Privaten gegenüber; beide Welten sind ineinander entsprechender Art und Weise geschichtslos und der Veränderung nicht zugänglich.

Der aktuelle Konflikt, der sich in „Der Stoff aus dem die Träume sind“ als Konflikt zwischen dem einzelnen, der etwas Richtiges erkannt hat, und den Interessen eines Medienkonzerns, der die Verbreitung des Wahren verhindern will, darstellt, wird nicht bis zu seinem guten oder bösen oder differenzierten Ende durchgespielt, sondern durch Flucht in den Kitsch umgangen. Anstatt einer Lösung wird das Surrogat einer Lösung geboten, das den Leser zugleich im latenten Ressentiment gegen das „schmutzige“ Geschäft an der Politik bestätigt und ihm dazu noch die Befriedigung des alten Traums vom großen Glück gestattet.

Die direkte und indirekte Bestätigung vorhandener Meinungen, Überzeugungen, Annahmen, Ressentiments und Aversionen macht wohl einen großen Teil des Bestsellererfolgs von Johannes Mario Simmel aus. Während jene Autoren, auf die Simmel sich so gerne beruft, ihre Leser befremden, schockieren und verunsichern, stellen die Romane Simmels eine Art von Gemeinsamkeit zwischen Autor und Publikum her, die allen wohl- und keinem wehtut. Gerade die Ungenauigkeiten, die nebulöse Realitätsthematik und die vagen Gefühle, die Simmels Romane unter ästhetisch-kritischem Aspekt so fragwürdig werden lassen, sind offensichtlich die Bedingungen der Möglichkeit eines gemeinsamen emotionalen Konsensus zwischen Simmel und den Käufern seiner Romane.

Warum dieser Konsensus so ist, wie er ist, gehört ins weite Feld der soziologischen Rezipientenforschung und ins noch weitere Feld der ungeschriebenen Geschichte unserer kollektiven Träume. Diese Geschichte aber hat mit Simmels Stoff, aus dem seine Träume sind, nur noch sehr indirekt etwas zu tun.

Dieter Arendt Eulenspiegel Sprachwitz und Widerstand

Eulenspiegels Sprachwitz besteht im Wörtlichnehmen der Sprache – eine triviale Feststellung und insofern passend zur Volks- und Trivalliteratur.

Frage aber ist: Warum wird diese immer wiederholte Behauptung zur gängigen Deutung einer Figur, deren Sprach-Spiel-Schwänke doch kaum die Hälfte des Volksbuches ausmachen? Warum sind die zwar geläufigen und zahlreichen Erklärungen einer sich scheinbar von selbst verstehenden Sache ebenso betont apodiktisch wie auffallend divergent? Warum überhaupt wird die wildwuchernde Volksliteratur – wie immer verschämt – überraschenderweise doch ernster genommen als ihre geschniegelte Nachfolgerin: die domestizierte Trivalliteratur?¹

I.

Einige historische Beispiele für die Deutung des Sprachwitzes: Goethes klassische Bemerkung zu Eulenspiegels Sprache und zu seinem Wesen ist deshalb weise, weil so allgemein, daß sie in nuce jedmögliche Konkretion enthält: „Eulenspiegel: alle Hauptspäße des Buches beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt.“²

Die ästhetisch-rhetorisch orientierte Explikation ist so einfach und einsichtig, daß die Frage nach dem Grund des „eigentlichen“ Tuns überflüssig scheint; also vergißt man den historischen Ort Eulenspiegels, und in den weiteren scheinbar zeitlosen Erklärungen spiegelt sich hinfort immer deutlicher der Ort der eigenen Geschichte. Joseph Görres beispielsweise hat die romantisch-ästhetische und ahistorische Volks-Begeisterung zwar geteilt, hat aber nicht ihren politischen Ursprung verleugnen können; der ehemals jakobinische Sympathisant nämlich verrät sich bereits mit der Beschreibung Eulenspiegels als „plebejischen Tribun in der Schellenkappe“, der die von den Fürsten für überflüssig erachteten Hofnarren abgelöst habe und „daher der eigentliche Volksnarr“ geworden sei, der als solcher „den Ernst ironisch beim Worte nimmt“.³

Das romantisch-ästhetische und unverbindliche Spiel der Ironie verschärft sich mit dieser Bemerkung zur politischen Buffonerie, die gleichsam „figürlich“ in der Maske der Verspieltheit nur aus ist auf die Entdeckung einer sprachlichen Wahrheit, aber „eigentlich“ damit ausstehende Freiheitsrechte des Volkes einklagt.

Görres mag Eulenspiegels Sprache, die „eigentlich“ nimmt, was nur „figürlich“ gemeint ist, im historischen Rückblick adäquat verstanden haben oder nicht; transferiert aber in seine eigene geschichtliche Situation, hat er sie jedenfalls verständlich gemacht aufgrund der relativen Verwandtschaft der jakobinischen mit der ursprünglichen Intention des Volkes.

¹ Werner Hilsberg: Der Aufbau des Eulenspiegel-Volksbuches von 1515. Hgb. 1933. – Lutz Mackensen: Zur Entstehung des Volksbuches vom Eulenspiegel. In: GRM 24, 1936: M. hat auf den spezifischen Eulenspiegel-Wortwitz mit solcher Entscheidung hingewiesen, daß er ihn zur Keimzelle des Eulenspiegel-„Urbuchs“ machen zu sollen glaubte, das später von einem Bearbeiter angereichert wurde mit den Landfahrer-Streichen Eulenspiegels. Leander Petzoldt: Eulenspiegel, der paradoxe Held. In: Eulenspiegel-Jahrbuch 1973, 13. Jg., S. 3-13: P. konstatiert, daß das Wörtlichnehmen „im allgemeinen als das spezifische Charakteristikum der Eulenspiegelgestalt“ gilt, obwohl die Schwänke dieser Art „nur etwa 40 Prozent der Historien ausmachen“ und somit nicht allein für den Humor des Eulenspiegel-Volksbuches bestimmend sind.

² Hamburger Ausgabe Bd. XII, S. 502.

³ Joseph Görres: Die deutschen Volksbücher. Ges. Schriften; hrsg. v. W. Schellenberg. Köln 1926. III, S. 249-251.

Wenn aber Gervinus, der Schicksalsgenosse der *Göttinger Sieben* und Repräsentant des nationalliberalen Bürgertums fast ein halbes Jahrhundert später konstatiert, daß dieser „Nationalnarr“ Liebling des Volkes geworden sei und daß sein Grab in Mölln hoch gehalten werde wie das eines „Nationalhelden“, sagt er mit solcher Schilderhebung weniger etwas aus über den volkstümlichen Narren, als über die eigene völkisch-nationale Tendenz; und wenn er ihn zudem „gar ärmlich“ findet und als seinen Wortwitz nur herausstellt, daß er „Aufträge, besonders Sprichwörter beim Worte nimmt“, so verrät er damit die Enttäuschung seiner nationalliberalen Gesinnung, die mehr erwartete von ihrem „Nationalhelden“.⁴

Bei Wilhelm Scherer schließlich, dem ersten deutschen Professor für Literatur an der neuen Reichs-Universität Straßburg, wird vollends offenbar, in welchem Maße die späte nationalliberale und positivistische Forschung sich anleiten läßt von der siegreichen Bürger-Moral: Eulenspiegel ist zwar noch ein Kind des Volkes, aber ein weggelaufener Bauernsohn, der als „Vagabund“ herumstromert und auf eigene Faust Rache übt an den braven Städtern; seine Methode: er verdingt sich bei den städtischen Handwerkern und fügt ihnen Schaden zu „indem er ihre nach der Weise des Volkes bildlich ausgedrückten Befehle wörtlich vollführt“. Der bürgerliche Literat also beurteilt und bestimmt hinfort, was die „Weise des Volkes“ bei der Rache an den Städtern war oder zu sein hat, und zugleich damit denunziert er das wirkliche Volk als Störenfried. Zu dieser Erklärung des Wortwitzes als schlaue Bauern-Rache⁵ steht im bezeichnenden Widerspruch seine anthropologisierende Erklärung, genauer: die humanistische Entrüstung über den aggressiven Witz: Eulenspiegel ist zum „Sammelpunkt für alle Geschichten geworden, in denen ein Mensch seine Nebenmenschen ohne den mindesten Grund, nur aus Freude an der Bosheit ärgert.“⁶

Die „stehende Figur des Volkswitzes“⁷ aber ist seitdem nicht mehr zu ignorieren, wohl aber ist der Volkswitz zu neutralisieren, indem das „Volk mit dem Bewußtsein seines gesunden Menschenverstandes“⁸ veredelt und geblendet wird. Es ist nun sogar möglich, den Volks-Narren zum Frei-Geist zu verklären und ihm den Frei-Brief des reinen Geistes auszustellen. Heinrich Kurz beispielsweise erklärt in diesem Sinne, daß Eulenspiegels wörtlicher Gehorsam nicht etwa „Dummheit“ sei, sondern „schalkhafter Muthwille“ mit einer bestimmten Intention: „er will den Leuten recht begreiflich machen, daß der Buchstabe tötet und nur der Geist lebendig macht.“⁹ Es überrascht nicht, daß eine solch attraktive Erklärung des spezifischen Wortwitzes in der Folge des öfteren nahezu wörtlich wiederholt wird; sie findet sich nicht zufällig noch ein halbes Jahrhundert später bei einem national-epigonalen Literaten wie Adolf Bartels, der Eulenspiegel zunächst „entschiedenes Deutschum“ bescheinigt und zugleich die Formel unverändert wiederholt: „er ist wohl auch ein

⁴ G. Gervinus: Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. 5. Bd. 1835-1842. – 5. Aufl.: Geschichte der deutschen Dichtung. 1871, S. 526-531.

⁵ Zur Widerlegung der Bauernsohn-Hypothese s. Hans Wiswe: Sozialgeschichtliches um Till Eulenspiegel. In: Braunschweigisches Jahrbuch 52, 1974.

⁶ Wilhelm Scherer: Geschichte der deutschen Literatur. Bln. 1880-1883. 1887⁴. Zit. aus der 16. Auflage 1927, S. 266.

⁷ August Friedrich Christian Vilmar: Geschichte der deutschen Literatur. Mbg./Lpz. 1845. 1886²², 1905²⁶, 1936²⁷. Zit. aus der 22. Aufl. 1886, S. 272 f.

⁸ Heinrich Kurz: Geschichte der deutschen Literatur. 4 Bde. 1857.1872, 1. Band: Von den ältesten Zeiten bis zum ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Lpz. 1850. Zit. aus der 6. Aufl. 1873, S. 742 f.

⁹ Heinrich Kurz aaO. S. 753.

Vertreter des gesunden Menschenverstandes, der den Leuten begreiflich machen will, daß der Buchstabe tötet und der Geist lebendig macht, und somit auch eine Art Vorläufer der Reformation.“¹⁰

Die Berufung auf das Neue Testament bringt den Schelm gewiß in eine ehrwürdige Nachbarschaft; beim ersten Eindruck scheint die Nähe sogar gerechtfertigt: Die Buchstabentreue scheint als Demonstration der Unsinnigkeit von Gehorsam in der Tat die Gestik des freien Geistes zu sein. Aber die doppelte Frage läge nahe, ob und an welcher Stelle der Nazarener Jesus durch den symbolischen Akt buchstäblicher Befolgung des Gesetzes den pharisäischen Buchstaben-Gehorsam ad absurdum führt, um damit die geistige oder geistliche Freiheit ad oculos zu demonstrieren; ferner ob und an welcher Stelle Eulenspiegel eine solche symbolische Aktion imitiert, um damit einen rechthaberischen Verbalismus durch die Kraft des freien Geistes zu karikieren? Als Antwort darf zunächst die Feststellung genügen, daß der Ausspruch auf Paulus zurückzuführen ist (2. Kor. 3,6); in der Übersetzung Luthers lautet er: „Nicht daß wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken, als von uns selber; sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott, welcher aus uns tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des Neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.“ Paulus als ein der griechischen Sprache mächtiger und der hellenistischen Philosophie kundiger Theologe, überwindet mit seiner Berufung auf den Geist nicht nur die hebräische Buchstaben-Religion der Thora, sondern bekundet und rechtfertigt zugleich damit seine geistig-geistliche Verbundenheit mit dem auferstandenen Christus, dessen persönlicher Jünger er bekanntlich nicht war.

Eulenspiegels Wort-Spiel des Buchstaben-Gehorsams mit hohen religiösen Vorbildern in Vergleich zu bringen, stilisiert den Narren zu einem mit symbolischen Handlungen operierenden Wander-Prediger hinauf. Eine solche Deutung aber ist bereits im Ansatz verfehlt und somit unrichtig: Die übergehorsame Befolgung des Gebotenen symbolisiert oder demonstriert nicht durch ihre konkrete Absurdität eine abstrakte Freiheit des Geistes, sondern verschafft und erhält durch ein ärgerniserregendes Gebaren einem durchaus weltlichen Schelm seine reale Freiheit.

Ebensowenig paßt ihm der Mantel des Philosophen. Gewiß: der philosophisch-theologische Nominalismus mit seiner Kritik an der scholastischen Metaphysik, die Kritik an der naiven Identifizierung von Wort, Sache und Geist, hatte als neuer Realismus eine populäre Nachwirkung, die den Satz wohl zuläßt: „Was damals in kleinen, hochgebildeten Kreisen ausgekämpft worden ist, tritt in der 3. nachfolgenden Generation dann bei dem sogenannten einfachen Volk zutage.“¹¹ Der Schluß aber ist zu schnellfertig, wenn gefolgert wird: Eulenspiegel nimmt die „Worte wörtlich, d. h. realistisch“. ¹² Die pauschale Formel „realistisch“ erklärt – undifferenziert gebraucht – weder die philosophische Intention des Nominalismus, noch die schelmische Absicht Eulenspiegels, vielmehr verbirgt und spiegelt der mit den Federn alter Tradition aufgeputzte Begriff nur die Verlegenheit des modernen Erklärers.

¹⁰ Adolf Bartels: Geschichte der Deutschen Literatur. 1. Band: Die ältere Zeit. Lpz. 1924, S. 137.

¹¹ Gerhard Jacoby: Das Geheimnis in Till Eulenspiegels Leben. In: Till Eulenspiegel-Jahrbuch 1970. 10. Jg., S. 8.

¹² Gerhard Jacoby aaO. S. 8.

Hans Hagen Hildebrandts sozial-kritisches Interesse für die Sprach-Gestik zeugt von einem besseren Verständnis für die Schelmen-Sprache: „Das ‚ironische‘ Gehorchen zeigt dem befehlenden Herrn, daß seine Macht auch in der Sprache nur so weit reicht, wie Knecht Eulenspiegel ihm zugesteht.“¹³ Ein solcher Ansatz verspricht Aufklärung, aber mit seinem Anschluß an die Nominalismus-These spricht erneut die literar-historische Stimme des Interpreten vernehmlicher als Eulenspiegel selbst, dessen beredtes Handeln unnötigerweise mit der praktischen Vernunft einer aufklärerischen Philosophie motiviert wird: „Dem angesichts der Entwicklung naiv gewordenen Glauben, dem Begriff, der Sprache entspreche schon eine Realität, macht er den Garaus.“¹⁴

II.

Eulenspiegel spaltet die Sprache durch Reduktion ihrer metaphorisch-figürlichen auf die eigentliche Bedeutung in der Tat ab von der ihr selbstverständlich entsprechenden Realität; indem er sie dem gewohnten Gebrauch entfremdet, provoziert er die Frage nach einer in der Wirklichkeit selbst kontrastiv verborgenen Wahrheit. Die gewiß zu anspruchsvoll klingende Deutung läßt sich immerhin belegen mit seinen eigenen Worten. Beispielsweise antwortete er, als er nach seinem Handwerk gefragt wird: „Ich bin nicht ein Handtwercksgesell, sunder ich pfleg die Wahrheit zu sagen.“¹⁵ Aber da er keine andere Wahrheit weiß, als der fremden Frau ins Gesicht zu sagen, daß sie schiele, macht sein Wahrsagertum stutzig. Eine andere Geschichte aber zeigt, daß er doch wohl bekannt ist als einer, der die Wahrheit sagt: „Und mit vil Worten kamen sie, daz der Schmid zu ihm sagt, wann er ihm auch kund ein war Wort sagen, daz warhaftig wär, so wolt er seinem Pferd ein Hufeisen geben.“¹⁶ Aber die Geschichte lehrt abermals, welcher Art seine Wahrsagerei ist: Der Schelm sagt wahr, indem er dem Schmied, seiner Frau, seinem Knecht und seiner Magd Binsenwahrheiten als gereimte Ungereimtheiten offeriert, um sich von ihnen je ein Hufeisen zu ergaunern.¹⁷ Er sagt wahr, wie er wahr handelt: er sagt buchstäblich, was er sieht, und er tut buchstäblich, was man ihm sagt, und zu seiner tatsächlichen Sprache und seinem wortwörtlichen Tun paßt genau sein oft wiederholtes ironisches Wehklagen: „Lieber Hergot ist daz nit ein groß Wunder? Ich thu alles, daz man mich heißt, noch kann ich niergen Danck verdienen. Ich bin in einer unglückhaftigen Stund geboren.“¹⁸ Es paßt auch dazu, daß „die Nachbürin vor und nach lachten.“¹⁹ Es paßt nicht dazu, daß man interpretiert: „In diesem ‚wahr sagen‘ und ‚wahr tun‘ liegt Eulenspiegels Tragik beschlössen.“²⁰ Eher offenbart sich in solcher Wahrsagerei die Intention seiner satirischen Komik, die er selbst erklärt: „Welcher thut, das man ihn heißt, der würt nit geschlagen, waz anders möglich zu thun ist.“²¹ Die Frage aber

¹³ Hans Hagen Hildebrandt: Sozialkritik in der List Till Eulenspiegels. Sozialgeschichtliches zum Verständnis der Historien von Till Eulenspiegel. In: projekt deutschunterricht 1. Sttg. 1971, S. 110.

¹⁴ Hans Hagen Hildebrandt aaO. S. 112 f.

¹⁵ Ein kurzweilig Lesen von Dil Eulenspiegel. Nach dem Druck von 1515; hrsg. v. Wolfgang Lindow. Sttg. (Reclam jun.) 1966. 1968. Hist. 30, S. 89.

¹⁶ Hist. 41. Lindow aaO. S. 125.

¹⁷ Vgl. ferner hist. 14. 35. 50. 90. – Eulenspiegel ist auch als Narr bekannt, der die Wahrheit sagt in Kreisen des Hofes und des hohen Klerus; der reisende Bischof von Trier ermutigt ihn, frei seine Meinung zu sagen, denn: „mir seint daz wol gewont von dir und deinesgleichen“. Hist. 63. Lindow aaO. S. 179.

¹⁸ Hist. 64. Lindow aaO. S. 185 f. – Vgl. ferner: Hist. 47. 48. 51. 54. 62.

¹⁹ Hist. 64. Lindow aaO. S. 186. Ferner: Eulenspiegel „ließ daz Volk, eins Teils Fluchende, das andere Teil Lachende“. Hist. 14. Lindow aaO. S. 43.

²⁰ Lutz Mackensen aaO. S. 251.

²¹ Hist. 43. Lindow aaO. S. 128.

drängt sich immer aufs Neue auf: Warum versteckt Eulenspiegel sich in der Mimikry eines buchstäblichen Gehorsams? Die Antwort liegt nahe, er wolle mit seiner wahrheits- und buchstabengetreuen Haltung sich den Anschein einer kindlich-reinen Redlichkeit geben, die zugleich sein Alibi ist vor drohender Strafe; er wolle mit seinem Ärgernis erregenden Gehorsam sich über die ihm lästigen Verhältnisse hinwegspielen, nicht zuletzt über die Arbeits-Verhältnisse; er wolle den Arbeits-Verträgen, Dienst-Verpflichtungen und Gesinde-Ordnungen dadurch schadlos d. h. ohne die Auflage des Schadensersatzes entkommen, indem er seinen aufgebracht, aber ohnmächtigen Arbeit-Geber bzw. Dienst-Herrn zur Auflösung des Vertrages zwingt und sich davonjagen läßt. Eulenspiegel ist wenigstens in der Folge, ja auch in der Nachfolge so verstanden und sein Tun mit eben diesem Ziel und mit Erfolg nachgeahmt worden. Dazu ein Beispiel:

Am Anfang unseres Jahrhunderts erschien das autobiographische Buch von Franz Rehbein: *Das Leben eines Landarbeiters*. Der ehemalige Bauernknecht hatte bei einem Arbeitsunfall einen Arm verloren und war als Invalide Korrespondent einer sozialdemokratischen Zeitung geworden; in einem kurz vor seinem frühen Tode – er starb im Alter von vierzig Jahren – verfaßten Lebensbericht schildert er die trostlosen Arbeitsverhältnisse auf dem Lande, unter anderem die heftigen und mitunter handgreiflichen Streitereien der Arbeiter mit den sie brutal ausbeutenden Lohn-Herren. Das Lohn-Verhältnis nämlich war kompromißlos zugunsten des Bauern geregelt, dessen Anforderungen der Knecht gnadenlos ausgeliefert war; der Bauer legte es mitunter geradezu darauf an, seinen Knecht mit wohlberechneten Schikanen zum Weglaufen zu zwingen:

„Mir kam es schließlich ganz so vor, als wolle er besonders mich so weit schikanieren, daß ich aus dem Dienst laufen sollte. Lief ich nämlich davon, so hätte ich nicht nur meinen Lohn im Stich lassen müssen, sondern konnte mich auch darauf gefaßt machen, daß er mich – vielleicht erst nach Wochen – durch den Gendarm wieder zurückholen ließ, und mir wurden dann nicht nur die amtlichen Kosten, sondern auch der Schadensersatz vom Lohne abgezogen, so daß mir am Ablauf meiner Dienstzeit womöglich nicht ein Pfennig mehr übrig geblieben wäre.“²² Der Knecht wehrt sich in einer Weise, die höchst aufschlußreich sein könnte für das Handeln Eulenspiegels:

„Deshalb nahm ich mir vor, ihm so viel gesinderechtlich gestatteten Verdruß zu bereiten, daß er mir selbst den Vorschlag machen sollte, nur um Gotteswillen meiner Wege zu gehen. Und das gelang mir dadurch, daß ich mit meinem Bauern jetzt regelrecht Eulenspiegel spielte. Es gab nun die drolligsten Aufzüge zwischen uns beiden, und dabei tat ich weiter nichts, wie die Anordnungen des Bauern wortwörtlich zu befolgen. Einmal sollte ich seinen kleinen Federwagen waschen. Dies wurde für gewöhnlich an dem breiten, tiefen Graben – der ‚Graff‘ – besorgt, der nach Dithmarscher Art das Haus umgab, woselbst der Wagen an einer flachen Ausbuchtung bis an die Achsen hineingeschoben und dann abgewaschen wurde. Der Bauer sagte nun: ‚Du kannst den Wagen jo in de Graff schuwen.‘ Ich tat’s; schob ihn aber so weit hinein, daß nichts mehr von dem Vehikel zu sehen war. ‚Minsch, wat makst du!‘, rief der Bauer entsetzt, als er hinzukam. ‚Nix‘, erwiderte ich, ‚ich schull doch den Wagn in de Graff schuwen, un dat heww ik

²² Franz Rehbein: *Das Leben eines Landarbeiters*. 1910. Ausg. Slg. Luchterhand 1973, S. 228.

dahn.‘ Ich denke, ihn rührt der Schlag, so merkwürdig blickte er mich an. Was er dann sagte, will ich lieber verschweigen, mich rührte es nicht, gleichmütig pfiß ich vor mich hin, als ginge mich sein Schimpfen gar nichts an. Es kostete Mühe, den Wagen aus dem tiefen Modderloch wieder herauszubringen. Als wir ihn mit Hilfe eines Pferdes glücklich draußen hatten, da war das ganze schöne Plüschpolster verdorben, und riechen tat’s – na, nicht nach Eau de Cologne. An demselben Wagen sollte ich nach einigen Tagen das Vorderleder schmieren, ‚awerst gud‘. Ich balsamierte es dermaßen mit Tran ein, daß es vor lauter Fett gar nicht anzufassen war.

Kurz darauf bekamen wir künstlichen Dünger, Thomasschlacke und Chilesalpeter. Die Säcke sind ziemlich schwer, sollten aber nachgewogen werden, um zu prüfen, ob das Gewicht auch stimme. ‚Schmiet den Sack up de Wagschal!‘, rief mir der Bauer zu. Gewissenhaft befolgte ich die Anordnung und warf den Sack von 200 Pfund Gewicht mit aller Wucht auf die Dezimalwaage. Was konnte ich dafür, daß Sack und Waage aus dem Leim gingen? Ich sollte den Sack ja ‚schmieten‘.“²³

Die Eulenspiegel-Methode entwaffnet den Lohn-Herrn nicht nur, sondern steigert dessen ohnmächtige Wut in einem Maße, daß sie schließlich zu einem Erfolg führt, der sogar von weiterwirkender Kraft ist:

„Da platzte er mit einem Mal heraus: ‚Weeßt du wat? Ick heww mit de Saak öwerlegt; dat ward nix mehr mit uns. Um alles wat ik di bāden kann, Minsch – doh‘ mi den eenzigsten Gefallen, un mak dat du wegkummst! Du kannst jo ‘n Peerd dotargern!‘

Wer war froher wie ich. Mit Vergnügen willigte ich ein, doch – ‚wu steiht dat hiermit?‘, fragte ich, und machte eine unzweideutige Bewegung mit Daumen und Zeigefinger. ‚Ich gew di all wat dir hört,‘ sagte er darauf, ‚wenn ich di bloß irst glücklich los bün.‘

Es dauerte auch gar nicht lange, da waren wir uns einig über den Lohn . . .

Wohlgemut zog ich von dannen. Vierzehn Tage später folgte mir auch der zweite Knecht.“²⁴

Rehbeins Schilderung beschränkt sich sicherlich nicht nur auf seinen eigenen singulären Fall; seine Praxis, die sich ansatzweise und modifiziert in allen Abhängigkeits-Verhältnissen beobachten läßt, ähnelt der straffreien Form des Streiks als Dienst nach Vorschrift. Sein Beispiel aber als verlorenen Schlüssel zu gebrauchen für dieses Widerstands-Modell, wäre voreilig. Beispielsweise verdingt Eulenspiegel sich häufig nur, „wan der Hunger und des Winters Not“ ihn dazu zwingt, und wenn der solche Notzeit ausschaltende Schmied ihn nur versuchsweise für „8 Tag“ annimmt, entfiele der plausible Grund für eine provokative Auflösung des Arbeits-Verhältnisses; im übrigen nimmt diesmal der Schmied selbst den Knecht beim Wort, der versprochen hatte „er wolte thun, waz er wolt, und essen, waz er ihm geb“, indem er ihn zur Mittagszeit mit der Aufforderung zur Selbstbedienung zum Abort führt. In diesem Fall ist es schadenfrohe Rache, wenn der Knecht des Meisters Auftrag, „eins für das ander“ zu schmieden, wörtlich nimmt und ihm sein Werkzeug und Gerät zusammenschweiß; er ist auf und davon, ehe der Meister es bemerkt, der

²³ Franz Rehbein aaO. S. 228 f.

²⁴ Franz Rehbein aaO. S. 240.

nur noch an den Zeichen über seiner Tür erkennen kann, mit wem er es zu tun gehabt hat, an der Eule mit dem Spiegel und an der Inschrift: Hic fuit.²⁵

Eulenspiegel sprengt oder rächt mit seiner Sprach-Gestik der ironischen Wort-Treue nicht nur lästige oder unlautere Verträge, er sprengt die sprachliche Konvention überhaupt und vor allem dort, wo sie mit präntiösem Schein zum Widerspruch reizt: Wenn etwa eine gewöhnliche Badestube, eine mittelalterliche Sauna, hochtrabend als „Huß der Reinigkeit“ ausgeschrien wird, provoziert ihn solche Reklame zur Verwechslung, und er macht einen „grossen Huffen zu dem Wassertrog mitten in der Badstuben, daz es in der gantzen Stuben stanck.“²⁶

Eulenspiegels Sprach-Paralyse könnte unschwer mit seinem analerotischen Ritual in Zusammenhang gebracht werden; dazu berechtigt schon ein doppeldeutiger Name der bezeichnenderweise nichts anderes ist als die niederdeutsche Version der berühmten Aufforderung Götz von Berlichingens: Ul den Spegel!²⁷ Seine aus der wort-wörtlichen bzw. sach-sächlichen Semantik sich verstehenden fäkalischen Handlungen praktiziert er noch als Kranker und Sterbender: Daß er die durch den Apotheker bewirkte „Purgatz“ in dessen Büchse leert, begründet er mit seiner pflichttreuen Schuldigkeit: „Hie kam die Arznei uß, da muß sie wider ein, so verlornt der Apotheker nit, ich kan doch sunst kein Gelt geben.“²⁸ Seinem Beichtvater, der für Geld seiner gedenken will mit „Vigilien und Seelmessen“, bietet er einen Topf voll „Menschendreck“ hin, den er ein wenig mit Geld abgedeckt hat, und fordert ihn auf: „Ja, lieber Her, wan ihr nun züchtig wölten greiffen und nit geitig wolten sein, so wolt ich Euch lassen greiffen einen Griff uß diser Kasten, da sollen Ihr mein gedencken.“ Er meint es wörtlich – aber der „Pfaff“ greift zu tief und der Sterbende kann mit gutem Gewissen sagen: „Daz ist mein Schuldt nit.“²⁹ Und sogar nach seinem Tode ist seine sprachlich-fäkalische Gestik noch wahrnehmbar: Er liegt in einer bezeichnenden Haltung im Sarge, nämlich so, daß er „den Rücken uffwärts kert“³⁰ – wörtlich: damit die in seinem Namen beschlossene Aufforderung auch in der Lage des Toten noch ihre demonstrative Gültigkeit behält.

III.

Eulenspiegels sozial-geschichtlicher Ort ist schwer auszumachen: Geht man einmal davon aus, daß der literarische Schelm des Volksbuches vom Jahre 1510/11³¹ tatsächlich 1350 in Mölln gestorben ist und somit leibhaftig existiert hat, so zieht sich die Historizität seines schwankumwobenen Namens durch zwei Jahrhunderte. Das Volksbuch zöge gleichsam die literarische Summe einer langen Entwicklung, die nicht ohne Parallelen ist; zahlreiche Schelmen-, Narren- und Schwank-Bücher in der deutschen und europäischen Literatur spiegeln ein aufgestörtes Bewußtsein, das sich auf seine Weise artikuliert, ehe es – wie immer in der Geschichte – mit Hilfe der Sympathisanten aus den schriftkundigen Kreisen der Gebildeten zu Buche schlägt.

²⁵ Hist. 40. Lindow aaO. S. 120-123.

²⁶ Hist. 69. Lindow aaO. S. 200-202.

²⁷ Zur Parallelisierung des Namen-Postulats ul-en-spegel mit dem klassischen Götz-Ausspruch s. schon Lutz Mackensen aaO. S. 251 f. – S. ferner: J. Frenken: Till und Götz. In: Eulenspiegel-Jahrbuch 1968. 8. Jg., S. 12-16. – Peter Honegger: Eulenspiegel. Ein Beitrag zur Druckgeschichte und zur Verfasserfrage. Neumünster 1973, S. 130-132.

²⁸ Hist. 90. Lindow aaO. S. 256.

²⁹ Hist. 92. Lindow aaO. S. 260 f.

³⁰ Hist. 94. Lindow aaO. S. 265.

³¹ Honeggers Datierung der Straßburger Ausgabe dürfte unbestritten sein.

Die treibenden Kräfte werden produktiv nicht zuletzt kraft der jungen Kunst des Buchdrucks; das staunende Volk erkennt sich wieder und kommt zu sich selbst.³² Die Frage aber, ob Eulenspiegel wirklich gelebt hat, darf außer acht bleiben; sicher ist, daß sein Schelmen-Name mindestens hundert Jahre vor seiner Buchwerdung herumspukte im Volk.³³ Aber tritt er überhaupt auf als der Anwalt des Volkes? Richtig ist, daß er der personifizierte Widerspruch gegen jegliche Herrschaft ist, gegen Feudal-Herren, Pfarr-Herren, Lehr-Herren, Lohn-Herren, Brot-Herren usw.; aber er attackiert nicht nur die herrschenden oder zur Herrschaft strebenden Stände – Adel, Priestertum und Bürgertum – er verfährt so rücksichtslos, daß er daher nicht nur Mitläufer am Rande, sondern sogar Schwache und Unschuldige trifft: Er spielt wehrlosen Frauen übel auf,³⁴ er nasführt Blinde³⁵ und jagt Kranke aus dem Hospital.³⁶ Eulenspiegels schadenfröhliche Spottlust aber ist stets motiviert von seinem Wahrhaftigkeits-Eifer, der mitunter tief verborgen liegt unter der Hülle sprachschwankhafter Überlieferung.

Der radikale Sach-Bezug bis auf die nackte Sache, bzw. der radikale Sprach-Verschnitt bis auf den Buchstaben ist in der akademisch gepflegten Philosophie und Rhetorik ebenso selten wie er häufig ist in der kommunikativen Selbstkritik des vielschichtigen Volkes. Das Volk als verbal wenig geschulte Unterschicht neigt bekanntlich damals wie heute dazu, sich festzuhalten an stereotypen Formeln, wie etwa die invarianten Motive der sogenannten Volks-Sagen und Volks-Märchen bezeugen, die sich kaum ändern, wenn sie auf variante Figuren übertragen werden. Das Volk auf die eigenen Sprach- und Denk-Muster festzulegen und mit seinen „eigenen“ Sprich-Wörtern zu manipulieren, gehört bekanntlich zum politischen Repertoire der Herrschafts-Strategie.³⁷ Eulenspiegel handelt somit als Kind des Volkes im weitesten und wörtlichen Sinn: er gleicht dem im doppelten Sinn verschlagenen Kinde, das mit seiner überempfindlichen Ehrlichkeit und übergehorsamen Folgsamkeit straffrei bleibt für das, was es anrichtet; seine kindliche Tumbheit ist sein Schutz gegen die unlauteren Zumutungen und leistungsheischenden Nachstellungen der Erwachsenen. Sein törichter Gehorsam ist seine Mimikry und ersetzt das Gewand des Narren, in das er sich, wie die Holzschnitt-Bilder des Volksbuches zeigen, nicht zu kleiden braucht. Er spielt den biedereren Handwerker, aber das Spiel seiner Rollen enthebt ihn zugleich dem Ernst ihrer Verpflichtung; er spielt sich stets heraus in eine infantile Freiheit. Sein Sprach-Spiel als ironisches Mit-Spielen, das doch nur aus ist auf Spiel-Verderberei, reiht ihn unter die Schelme, die in allen Jahrhunderten ihren Auftritt hatten und bis in die jüngste Zeit hinein agieren; kein Zufall,

³² Als Beispiele deutscher Narren-Literatur dieser Zeit seien nur genannt: Sebastian Brant: Das Narrenschiff. 1494. – Erasmus von Rotterdam: Encomium moriae. 1511. – Erwähnenswert in diesem Zusammenhang der englische Schelmen-Roman: Thomas Nashe: The Unfortunate Traveller, or the Life of Jacke Wilton. 1594. – Als spanische Schelmen-Romane wären zu nennen: Lazarillo de Tormes. 1495. – Mato Alemán: Guzmán de Alfarache, 1599 ff. – Francisco de Quevedo y Villegas: Historia de la vida del Buscón. 1626.

³³ Eulenspiegels Historizität zu behaupten oder zu bestreiten, überschreitet die Kompetenz der Literaturwissenschaft; sie halte sich füglich an die literarischen Quellen: Die erste Erwähnung einer Eulenspiegel-Schrift stammt aus dem Jahre 1411; sie findet sich in einem warnenden Brief des Abbreviators Johannes Stalber an den befreundeten Kleriker Dietrich Niem: multis scripturis memoriam aggravatis, Ullenspeigel nec linquit. S. dazu: S. Sichtermann: Zwei wenig bekannte alte Eulenspiegel-Nachrichten. In: Eulenspiegel-Jahrbuch 1971. 11. Jg. S. 30-35. – Ferner: Honegger aaO. S. 116-119.

³⁴ Hist. 30, 70. 84.

³⁵ Hist. 71.

³⁶ Hist. 17.

³⁷ Vgl. ähnlich: Hans Hagen Hildebrandt aaO. S. 113. – Ferner: Leander Petzoldt: Eulenspiegel, der paradoxe Held. In: Eulenspiegel-Jahrbuch 1973. 13. Jg. S. 6 f.

daß der brave Soldat Schwejk gerade in den beiden Weltkriegen mit seinem redseligen Übereifer für die Sache sich an ihr geschickt vorbeimanövriert.³⁸

Eulenspiegel ist eine literarische Figur geworden. Das literarische Modell wird nicht selten auf zweierlei Weise mißverstanden: Wer die literarische Vorlage allzu wörtlich und realistisch nimmt und sich von einer historischen Person postulative Anweisungen verspricht für seine eigene revolutionäre Agitation, gleicht jenen tragischen Legasthenikern, die sich nach der Werther-Lektüre eine Kugel ins Herz schossen. Wer hingegen die wörtliche Vorlage allzu literarisch und philosophisch nimmt und in einer mythischen Tiefe das Gold der Wahrheit glaubt finden zu können, der greift zu tief – wie jener habgierige „Pfaff“ am Sterbelager des Schelms.

Eulenspiegel ist eine literarische Figur geworden: Sein sozial-typischer Widerspruch mag ebenso provokant wie ohnmächtig gewesen sein zu seiner Zeit; aufgehoben im literarischen Rahmen wird aus dem historisch-singulären Fall eine zeitlos-generelle Potenz des Bewußtseins. Er wird zur Identifikations-Figur für jeden Schwächeren, der sich zu wehren hat gegen einen Stärkeren. Er ist die Repräsentations-Figur des Protestes gegen die im partikularen Interesse erstarrten, aber als allgemein menschlich ausgegebenen Verkehrs-Formen. Er ist die Symbol-Figur der großen Verweigerung gegen die Leistungs-Normen profitierender Herren. Er ist als Personifikation des satirischen Widerspruchs die Rebellion des zu sich selbst kommenden Volkes, und er sprengt mit seinem Sprach-Witz die versteinerten Bewußtseins-Strukturen der Herrschaft. Die Sprengung gleicht möglicherweise einem anarchistischen Anschlag, der Unterschied indessen ist offenbar: Die satirische Dynamik ist nicht etwa gemäßigt als anarchistisches Dynamit, sie ist effektiver, nicht zuletzt durch ihre nicht im voraus zu berechnende Spätzündung.

Eulenspiegels trivialer Volks-Witz ist die unerschöpfliche Explosivkraft der ansonsten längst entschärften trivialen Welt-Literatur.

³⁸ Jaroslav Hašek: Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk. Prag 1921-1923. – Bert Brecht: Schwejk im Zweiten Weltkrieg. 1950.

An der *kürbiskern*-Runde nahmen teil: Franz Xaver Kroetz, E. A. Rauter, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann und Klaus Konjetzky.

Konjetzky: Wir wollen das Erscheinen des Kroetz-Lesebuchs „Weitere Aussichten“ (Kiepenheuer & Witsch, 1976) und Rauters Kritik „50 Jahre Kroetz sind genug“ in der Zeitschrift *das da* zum Anlaß nehmen, einige Fragen miteinander zu diskutieren. Fragen, die die Wirkung und Verwertbarkeit von Kritik und Literatur betreffen. Es kann uns nicht gleichgültig sein, wer wen kritisiert und in welchem Publikationsorgan wer wie kritisiert. Dies gilt angesichts der gegebenen beschränkten Publikationsmöglichkeiten vielleicht in einem besonderen Maße für Kritik unter Genossen. Vor dem Hintergrund der politisch-ideologischen Konfrontation in diesem Land, die u. a. gekennzeichnet ist vom Versuch der bürgerlichen Medien, die Linke zu spalten, zu trennen, gegeneinander auszuspielen, müssen wir mitbedenken, ob und wie eine Kritik politisch zu verwerten ist, ob und wie sie gegebenenfalls gegen die gemeinsame Arbeit der Linken verwendet werden kann.

Rauter: Ich kann doch eine bestimmte Auffassung haben in bezug auf das, was Kommunisten zum Beispiel mit dem Theater machen können. Es ist doch nicht so, daß man sagen kann, die Auffassung des *kürbiskern* ist die einzig mögliche. Es kann Meinungsverschiedenheiten geben, auch was die politische Auswirkung betrifft. Das kann ich doch erwarten.

Högemann: Wenn ich das richtig verstehe, dann ging es dir darum, über Formen des Theaters mit Kroetz zu diskutieren, bzw. überhaupt eine Diskussion anzufangen, weil du meinst, es sollte da sozusagen keine offizielle kommunistische Meinung geben. Wenn das so ist, wäre es dann nicht gerade sinnvoll gewesen, die Sache in einer Weise vorzubringen, die mindestens erkennen läßt, daß du an einer Diskussion interessiert bist? Als ich den Text in *das da* gelesen habe, war ich ziemlich erschrocken. Die Bereitschaft, wirklich in ein Gespräch einzutreten, habe ich nicht gefunden. Von dem Blatt, in dem der Text abgedruckt wurde, mal ganz abgesehen – dem das ja vielleicht auch ganz recht ist, daß nicht diskutiert, sondern so ein bißchen geprügelt und gerauft wird.

Rauter: Ich hätte es gern in *konkret* gemacht. Da konnte ich nicht, das ist eine Geschichte noch aus den alten *konkret*-Zeiten . . . Nun könnte man sagen: ich hätte erst einmal zum *kürbiskern* gehen sollen, wenn ich was auf dem Herzen habe. Da gibt es zwei Aspekte. Der eine betrifft den *kürbiskern* und der andere meine Art zu schreiben. Ich habe keinen Spaß an einer ausgesprochen akademistischen, wissenschaftlichen Untersuchung eines Phänomens wie Literatur. Bei Fröschen ist es etwas ganz anderes, oder bei Fliegen. Aber wenn es um literarische Produkte geht, kann ich mich nicht auf diese Weise dem Gegenstand nähern. Es macht mir persönlich mehr Spaß, es polemisch zu versuchen und darauf zu vertrauen, daß ich bei dieser Vorgehensweise einige Körner Wahrheit zutage fördere. Dazu kommt, daß das Thema selber sehr beweglich ist, da gibt es immer Spielraum – und dieser Spielraum ist der fruchtbare Grund der Polemik.

Zum anderen: Ich gehe davon aus, daß ihr im *kürbiskern* aus Solidarität, oder auch weil ihr sagt: das ist politisch nicht richtig, daß wir unsere Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit austragen, diese Polemik nicht gedruckt hättet. Das bedeutet nicht mangelnde Solidarität mir gegenüber, sondern ich glaube, ihr hättet einfach gesagt: wir dürfen uns der Öffentlichkeit gegenüber keine Blöße geben, wir müssen zusammenhalten.

Neumann: Schade, daß du es nicht wenigstens versucht hast. Aber ich würde gerne wissen, wer im *kürbiskern* behauptet, es sei im Interesse der sozialistischen Literatur unzuverlässig, einige Körner Wahrheit zutage zu fördern, die einem Genossen ja wohl nützlich sein können – falls Kritik überhaupt für nützlich gehalten wird. Ich persönlich (und ich hoffe auch der *kürbiskern*) halte sie für nützlich. Anders wäre das ein schlimmes Verfehlen in unserem Selbstverständnis.

Rauter: Ich habe als Genosse bestimmte Beobachtungen gemacht. Ich habe zum Beispiel bei uns oft den Eindruck einer dauernd vorhandenen Vorsicht gegenüber Diskussionen, die heikle Themen betreffen. Es ist richtig, daß es niemanden auf der Welt gibt, das weiß ich auch, der so gründlich und ausdauernd Dinge durchkaut wie die Kommunisten. Das ist auch unser Vorteil. Die wissenschaftliche Grundlage der Sicht auf die Gesellschaft bestimmt die Diskussion. Das ist unsere Stärke, gar keine Frage. Es gibt aber manchmal taktische Sachen, wo viele Genossen zunächst nicht wissen, wie sie dazu stehen sollen. Ich sehe dann oft die Tendenz, die Dinge erst einmal nicht zu entscheiden, nicht anzufassen, sondern abzuwarten, was eine Autorität dazu zu sagen hat.

Bei einer solchen Kritik, wie ich sie gemacht habe, habe ich mir gedacht, wenn ich jetzt zum *kürbiskern* gehe und frage, was haltet ihr davon, dann würde das ein ewig langes Ding werden und dann würde es so zerredet und dann hätte ich vielleicht gar keine Lust mehr, es zu machen. Ich habe mir gesagt, ich mache das jetzt einfach mal. Ich halte die Thesen, die ich da aufstelle, nicht nur für richtig, sondern auch für so wichtig, daß sie in einer größeren Öffentlichkeit diskutiert werden müßten. Das war für mich ein sehr wichtiger Aspekt. Ich meine, daß es die Attraktivität der Partei erhöht, wenn außen verfolgt wird: ach schau mal her, bei denen wird diskutiert, es ist nicht alles so ein Einheitsbrei, sondern da gibt es Leute mit verschiedenen Meinungen. So wie die Blutgefäße eben nur dadurch funktionieren, daß sie sich bewegen, so glaube ich, daß es für uns notwendig ist, die Außenwelt merken zu lassen, daß wir Gespräche, auch meinerwegen Provokationen haben. Also, ich halte mehr Bewegung durch solche Geschichten nicht für einen Nachteil für uns.

Högemann: Erklär doch bitte genauer, was du unter den Körnchen verstehst, die du zutage fördern wolltest. Was war das wirklich Fruchtbare, Notwendige? Mein Haupteindruck von dem *das da*-Artikel war, da rempelt einer einen an. Ich kann mir schon vorstellen, daß das nach außen hin zunächst attraktiver ist, und es entspricht ja auch den Gebräuchen der Branche: ein Markenartikel tritt gegen den anderen an. Nur, daraus kann keine Diskussion entstehen, daraus entsteht halt Schaukampf.

Rauter: Tatsache ist doch, daß es für die Partei nicht gleichgültig ist, wenn zu ihr ein Autor gehört, der sich im bürgerlichen Milieu einen Namen gemacht hat. Wenn nun ein anderer aus der Partei aufsteht und stellt in einem parteinahen Organ Thesen darüber auf, was die Stücke von Kroetz bedeuten, dann ist das natürlich auch ein Politikum . . .

Neumann: Na und? Erinnern wir uns mal an vergangene Zeiten: da ist die Kommunistische Partei Deutschlands weder dadurch zugrunde gegangen, daß Lukacs der Meinung war, Bredels erste Romantexte seien schlechte Literatur, noch – und das scheint mit der interessanteren Aspekt dabei – hat es die sowjetischen Genossen, die zum Teil aus anderen Gründen als Lukacs auch der Meinung gewesen sind, daß es in Bredels ersten Texten literarische Schwächen gebe, daran gehindert, die Erstauflage der „Maschinenfabrik N & K“ in 100 000 Exemplaren aufzulegen. Also, ich würde es für etwas sehr Normales halten, wenn sowohl im Zentralorgan der Partei als auch in anderen Presseorganen eine recht lebhaft Diskussions z. B. über das zu erwartende Drama von Rauter und über die schon vorliegenden Texte von Kroetz entstünde – möglichst auch mit der Perspektive, daß wir von dem einen wie von dem anderen bald 100 000er Auflagen kriegen.

Kroetz: Ich habe mir vorgestern meine eigenen Kritiken angeschaut, die ich in der letzten Zeit für die *UZ* gemacht habe, um mal zu sehen, ob mir auch so Bösartigkeiten, so absonderliche, passieren. Dabei sind mir vier Punkte deutlich geworden, in denen wir uns unbedingt von der bürgerlichen Kritik absetzen müssen. Der erste Punkt ist, daß wir nicht das bürgerliche Diktum übernehmen: gut gemeint – das Gegenteil von Kunst. Ein kommunistischer Kritiker muß zuerst fragen, was meint dieser Autor. Zweite Frage: Wem nützt das, was er schreibt? Dritte Frage: Von welcher Klassenposition aus kann der Mann schreiben? Ist der Vater vielleicht Chefarzt, ist der junge Schriftsteller vielleicht bisher bei den Antiautoritäten gewesen und macht er jetzt plötzlich ein paar Schritte zu uns? Deswegen der vierte Punkt: Die Entwicklung, wie Brecht schon sagt, die Betonung der Entwicklung. Das sind die Punkte, die innerhalb unserer kritischen Auseinandersetzung von Bedeutung sind. Ich bin jetzt 30 Jahre, 1968 begann ich zu schreiben. Die Sachen, aus denen du Stilblüten zitierst, sind von 1971 (das steht auch im Buch drin), zum großen Teil sind es Reden. Der Horváth-Artikel, den du kritisierst, ist auch eine Rede, ebenso wie der Text aus dem Wahlkampf. Das sind wichtige Faktoren. Wenn man sagt, der Kroetz kann nicht schreiben, gut, bitte, mein Gott, ja. Aber dann muß man doch wenigstens sagen: 1971 war das, der Mann hat sich weiterentwickelt.

Und noch was: Wenn ich in einer Zeitschrift, in der so ein Dreck wie der Artikel über Castros Cuba steht, so ein miserabler Dreck, den wahrscheinlich die *Welt* nicht abdrucken würde, weil er aus einer zu finsternen CIA-Quelle kommt, wenn ich da drin schreibe, Kroetz ist für die DKP eine Belastung, dann muß ich sagen, ist das ein so schwerer Vorwurf, daß ich es unverantwortlich finde, jetzt festzustellen: ich habe mit den Genossen nicht diskutiert, denn vielleicht hätten sie mir das ausgedrückt.

Rauter: Das ist nur ein sehr moralisches Engagement, damit ist aber die Sache eigentlich gar nicht berührt. Wenn du sagst, das sind alte Geschichten, und du stehst nicht mehr dahinter, dann brauchst du die doch nicht zu veröffentlichen.

Kroetz: Du argumentierst ja jetzt schon wieder unmarxistisch. Ich stehe in der Entwicklung dahinter. Realismus heißt: die Entwicklung betonen. Wie kommt dieser Wirrkopf, sagen wir mal „dieser 25jährige begabte Autor“, zu einer marxistischen Position? Alle diese Aufsätze sind doch Wege, sind doch Stufen. Das dokumentiert eine Entwicklung.

Rauter: Du kannst beim Leser nicht voraussetzen, daß der jetzt sagt: Aha, also Kroetz ist in der DKP, schreibt solche Reden, aber das ist eine alte Rede, heute würde

er sie vielleicht anders schreiben . . . Diese Geschichten werden jetzt veröffentlicht und werden jetzt von Leuten gelesen und die Leute sagen sich: das ist ein Mitglied der DKP und der hält solche Reden! Die fragen nicht danach, ist das 71 gedruckt oder wann? Das sind Fragen für Lektoren oder meinetwegen für Herausgeber.

Kroetz: Das ist doch unsinnig, das stellt ja die ganze Literatur auf den Kopf. Es ist doch hochinteressant, bei einem Goethe, bei einem Freiligrath, festzustellen, wie kamen die über Auseinandersetzungen, Widersprüche zu einer Position. Das alles sind doch Entwicklungsfragen.

Wie kann ein Kritiker, der nicht vollkommen bekloppt ist, Stücke wie „Stallerhof“, „Heimarbeit“, „Oberösterreich“, „Das Nest“ und „Agnes Bernauer“ zusammen tun mit dem letztlichen Ergebnis, der Kroetz würde nicht positiv sein. Spätestens seit 72 gibt es Stücke von mir, die anders sind. Der dümmste Kritiker der Welt hat inzwischen begriffen, daß es hier einen anderen Kroetz gibt, den sie darum auch nicht mögen, den Kroetz, der auch für seine Figuren Entwicklungsmöglichkeiten sieht. Wie kann man hergehen und die Sprachlosigkeit – ein Klischee, das mir aufgezwängt worden ist von der bürgerlichen Kritik, gegen das ich mich tausendmal gewehrt habe, wie kann man das hernehmen und so tun, als sei das von mir erfunden worden? Das Klischee der Sprachlosigkeit ist nicht mein Bier, das ist das Bier der bürgerlichen Kritiker. Nicht einmal diese Sachen kannst du unterscheiden, das ist jämmerlich.

Neumann: Vielleicht sollten wir doch einmal zu einer Sachfrage kommen, nämlich dem Verhältnis von Poesie und Theorie. Kroetz hat selbst unlängst in Augsburg in der Brechtrede darauf hingewiesen – und das unterscheidet ihn durchaus nicht von der Entwicklung anderer sozialistischer Autoren –, daß er geschrieben hat, bevor er in der Partei war. Er ist in die Partei gekommen, nicht weil er zu diesem Zeitpunkt ein fertiger marxistischer Theoretiker war, sondern u. a. in der Auffassung, daß man in und mit dieser Partei nach Wegen der politischen Veränderung suchen und dabei auch mehr an Theorie für sich entdecken muß. Also, einmal unterstellt, seine politische Theorie war, sagen wir zu Beginn der 70er Jahre mangelhaft, vielleicht sogar elend, muß das ganz elende Stücke des Stückeschreibers Kroetz zur Folge gehabt haben?

Rauter: Ich gehe natürlich einerseits davon aus, daß das Bewußtsein eines Autors sich auswirkt auf seine Arbeit. Aber eben nicht nur das Bewußtsein. Es wirken sich auch andere gespeicherte Erfahrungen auf seine Arbeit aus. Wenn das Produkt da ist, kann sich der Autor fragen: kann man das so stehenlassen, ist das in Ordnung? Natürlich kann man im nachhinein viel durch Kontrolle verändern, aber das Produkt entsteht erst einmal aus tausend Quellen.

Ich habe nur gesagt: Jemand der in dieser Haltung Reden und Aufsätze schreibt – wie ich empfinde mit dem Holzhammer – warum sollte der nun plötzlich eine ganz andere innere Haltung einnehmen, wenn er Stücke schreibt? Ich rede jetzt von dieser inneren Einstellung, dieser inneren Ungeduld, die bei mir eben den Eindruck vermittelt hat: Holzhammerstil.

Meine These ist, daß sich die Einstellung auch auf die Stücke auswirkt und zwar dahingehend, daß die Figuren alle dieselbe Sprache sprechen, ob es der reiche Rosenkranzflechter ist, oder ob es die anderen Figuren sind, es ist immer dieselbe eingengte Sprachlinse, die alles zusammenschrumpfen läßt auf einen relativ kleinen psychischen Apparat. Ich sage ja nicht, daß du schlechte Stücke machst, ich sage nur,

daß der Anspruch verkehrt ist, das seien klassenkämpferische Stücke, und wenn man sagt, es sind realistische Stücke. Ich behaupte, es sind formalistische Stücke.

Kennt ihr Generalić, den jugoslawischen naiven Maler? Das ist für mich der treffendste Vergleich. Was in der Malerei naive Malerei ist, das sind deine Stücke in der dramatischen Literatur. Und das ist auch absolut legitim, das ist gut und das ist sauber gearbeitet und da sind auch Überraschungen drin, die funktionieren – aber es sind nicht Stücke, aus denen die Zuschauer das lernen, was sie offensichtlich nach deiner Absicht lernen sollen.

Konjetzky: Natürlich hängt alles mit allem zusammen. Natürlich sind die Quellen, aus denen heraus du etwas machst, immer erkennbar, ob du ein Gedicht schreibst oder eine Bundestagsrede hältst. Aber wäre es so, daß ich als Schreiber ausschließlich an meinem artikulierten theoretischen Stand zu messen wäre, dann müßte ich aufhören zu schreiben. Das wäre niederschmetternd. Ich bin theoretisch noch so blöd und ich weiß auch nicht, wie lange es noch dauern wird, bis ich etwas gescheiter werde. Wenn nur damit mein dichterisches Niveau zu bestimmen wäre, müßte ich Gedichteschreiben denen überlassen, die ungleich viel mehr in der Theorie wissen als ich. Literatur hat aber doch noch eine ganz andere Möglichkeit des Erkennens, des Deutlichmachens als es die Wissenschaft hat. Ich kann als Autor zu einer sehr konkreten, plastischen, anschaulichen Darstellung der Wirklichkeit kommen, obwohl ich mich tothaspeln würde, wenn ich diese Wirklichkeit wissenschaftlich, marxistisch erklären müßte.

Rauter: Die Frage, die hinter meinen Überlegungen steht, heißt doch: Kann man überhaupt für Arbeiter Theater machen im bürgerlichen Milieu? Geht das überhaupt? Ich würde sagen, man kann es nicht. Da gibt es zumindest Einschränkungen.

Kroetz: Die fortschrittlichen Schriftsteller sind sich doch darüber einig, daß wir glücklicherweise nicht so sehr medien- als viel mehr zensurgebunden sind. Das Theater hat den größten Freiraum in der BRD, nach wie vor. Was im Theater – zwar oft nur im Studio – möglich ist, ist im Rundfunk nicht mehr ganz möglich, im Fernsehen kaum noch möglich. Aber aus sämtlichen unserer Texte kann man über Nacht ein Filmstück machen, ein Fernsehspiel. Meine Hörspiele sind Fernsehspiele geworden, ein Stück ein erfolgreicher Film, ein Film ein erfolgreiches Stück. Wir schreiben, wenn es uns die politische Situation der BRD erlaubt, für die Massenmedien – bloß läßt man uns manchmal nicht. Aber wir kämpfen um die Massenmedien mit jedem Stück.

Rauter: Wenn man Stücke macht für die Massen, also für Arbeiter und Angestellte, und sie sind realistisch, und sie sind in unserem Sinne aufklärerisch, dann müßten sie – jetzt extrapoliert – die Massen dazu bringen, ihr Bewußtsein zu verändern. Oder? Wenn das nicht geht, dann würde das heißen, daß der Adressat objektiv eben doch wieder die bürgerliche Schicht ist, die 3000 Mark aufwärts verdient.

Kroetz: In einem Münchner Kellertheater ist ein halbes Jahr lang „Das Nest“ gespielt worden. Wißt ihr, daß in 123 Aufführungen an die 50 Schulklassen waren? Nach deinen Argumenten müßte man doch sagen: Machen wir zu, da kommt ja doch bloß Schwabinger Schickeria hin, die nützen eh nichts! 50 Schulklassen waren da drunten. Was das bedeutet!

Neumann: Ich kenne eine Genossin, die war als Schauspielerin in einem Kroetzstück beschäftigt und hat mir gesagt: Der Regisseur ist ein solcher Reaktionär gewesen, wie er angefangen hat; und glaubst du mir, der hat sich bei der Arbeit an dem Stück geändert, auch im Umgang mit den Kollegen.

Rauter: Was ihr sagt, bestreite ich doch überhaupt nicht. Selbstverständlich ist es schon sehr viel, wenn ein Regisseur sich verändert in der Arbeit – allerdings arbeitet er ja auch viel intensiver mit der Materie als der Zuschauer. Ich bestreite doch gar nicht, daß der eine oder andere nachdenklich werden kann. Meine These ist nur, daß deine Stücke keine Arbeiter-Aufklärer-Stücke sind, sondern Theater, das Leuten mit bürgerlichem Bewußtsein, die in der bürgerlichen Gesellschaft profitieren, denen es da sehr gut geht, Vergnügen machen kann. Ich bestreite nur, daß die Stücke eine aufklärerische Wirkung haben. Das bestreite ich deshalb, weil die Wirklichkeit in diesen Stücken eine künstliche Wirklichkeit ist, weil es diese Wirklichkeit bei uns in der Gesellschaft überhaupt nicht gibt.

Högemann: Du bestreitest den aufklärerischen Wert. Aber was heißt denn überhaupt aufklärerisch? Du, Rauter, legst deine Arbeit von vornherein so an, daß beim Leser Denkprozesse, Erkenntnisprozesse, Selbstkritik in Gang gesetzt werden vom Denken, von der Sprache aus, die du verwendest. Wenn ich die ganze Tradition zurückverfolge bis zur bürgerlichen Aufklärung hin, taucht dieses Verfahren immer wieder auf. Und es ist völlig legitim. Aber du bist jetzt in Gefahr, das dann zu extrapolieren und diesen Anspruch auf etwas draufzukleben, was anders gearbeitet ist: von einer psychischen Realität her, von sinnlichen Eindrücken her, wo auch der Zugang ein anderer ist. Ich denke gerade an „Das Nest“, wo alles darauf zuläuft, daß jeder Zuschauer – auch der Ungeschulte – sich fragen kann: Ja, was hätte ich denn gemacht? Ich meine, durch diese Entscheidungssituation passiert schon auch etwas Aufklärerisches – aber völlig anders, als wenn man Leute bei ihrer sehr gering entwickelten, aber zu entwickelnden Fähigkeit zur intellektuellen Selbstkritik packt. Das sind doch verschiedene Methoden – und man kann zwischen ihnen keine Rangordnung herstellen.

Rauter: Aufklärerisch wären Stücke, die zeigen, wie es zu diesen Zuständen kommt, die existieren. Ich bestreite, daß Kroetz die Realität so darstellt, wie sie bei uns aussieht. Ich habe mir bei vielen Stellen in Kroetz-Stücken darübergeschrieben: Feudalismus. Nun kann man sagen, ich bin ein Idiot, das kann man selbstverständlich sagen, aber es muß Gründe geben, warum sich mir diese Assoziation aufgedrängt hat. Die Welt, die in diesen Stücken drin ist, stellt Situationen dar, hat eine Luft, eine Atmosphäre von Feudalismus. Die Menschen, die da auftreten, sind nicht die im Klassenkampf geprägten und Teilsiege erfochten habenden Proleten, die bestimmte Erfahrungen gemacht haben, sondern das sind hilflose Kreaturen, wie sie im Feudalismus existiert haben. Das ist für mich nicht aus der heutigen Welt entnommen. Das Bewußtsein der Menschen, die hier drin sind, ist das Bewußtsein solcher, die, meiner Ansicht nach, in der feudalen Epoche gelebt haben. Deshalb ist alles so malerisch – deshalb kann es nicht aufklärerisch wirken, weil es Situationen darstellt und eine Atmosphäre hat, die heute nicht existiert, die beim Theaterzuschauer nicht existiert.

Kroetz: Gerade in den letzten Monaten habe ich meine Texte an viel Wirklichkeit im Chiemgau überprüft: in Gesprächen mit Arbeitern und Bauern, Alten und Jungen.

Ich hab's am Tonband, zeig mir mal da den Bruch zwischen der Welt dieser Menschen und meiner „künstlichen Wirklichkeit“!

Was mich weiter interessiert ist, wie meine Stücke die Bewährungsprobe beim Publikum bestehen. Das ist für mich wichtig. Da sehe ich, daß die Leute sich auseinandersetzen, daß sie mir schreiben, daß die Leute mich anrufen, daß sie heute zu meinen Veranstaltungen kommen, daß sie sich mit mir als Autor in diesem Land auseinandersetzen, in der Gewerkschaft wie an Universitäten und Schulen. Und das ist gut, das ist wichtig, das laß ich mir nicht wegdividieren mit Nichtrealismus. Der Realismus langt mir.

Neumann: Ich war bei einer Reihe solcher Diskussionen dabei und da passierte immer etwas Merkwürdiges – oder eben gar nicht Merkwürdiges: die Leute haben sich nicht so sehr für die literarische Machart interessiert, sondern sind vom Stück, vom gehörten Text auf Fragen ihrer eigenen Lebenssituation, ihrer eigenen Klassenkämpfe gekommen. Und wenn das nicht der pure Zufall ist, dann-muß das mit dem Bezug von Literatur und Leben zu tun haben.

Was kann man eigentlich haben gegen sowas wie „Atmosphäre von Feudalismus“? Die hat Lenin beim deutschen Imperialismus immer gerochen. Woher auch kämen sonst solche Figuren rund um Strauß, wie Wittelsbacherprinzen und zu Gutenberg und Feury und Finck, allesamt zu bewundern im „Münchner Kindl“.

Rauter: Ich wiederhole. Realistisch, aufklärerisch wäre heutzutage ein Stück, wenn herauskäme, wie diese Abhängigkeiten von den Herrschenden, von den herrschenden Verhältnissen zustande kommen, wie es passiert, welche Natur diese Abhängigkeit hat.

Aber genau dafür haben deine Figuren keine Sprache. Und für mich ist die Sprache ein Beweis für den Manierismus deiner Stücke. Da wird der Akzent auf eine bestimmte Form gelegt. Ich gehe sogar so weit zu behaupten, daß man deine Stücke relativ leicht nachschreiben kann. Man braucht sich nur dieser Sprache zu bedienen. **Kroetz:** Nehmen wir ein Beispiel: In meinem Fleißer-Artikel, 1971, schrieb ich: „... jene äußere Form des Bildungskapitalismus, der nicht nur seine Opfer ausbeutet, sondern auch die ausgebeuteten Arbeitstieren zukommende Stille beinhaltet...“ Gut, für „Bildungskapitalismus“ ist mir damals kein besseres Wort eingefallen. Du sagst aber, ich würde von Arbeitern als Arbeitstieren sprechen. Tatsächlich habe ich diese Feststellung – „die Arbeitstieren zukommende Stille“ – aus meiner Jugend. Wir wollten immer auf dem Bauernhof meines Onkels auf den Pferden reiten und da hat der Tiroler Bauer gesagt – sonderbarerweise hochdeutsch: „Die Roß brauchen jetzt die Stille, die müssen nämlich morgen wieder arbeiten...“ Das waren eben Arbeitstiere, im Gegensatz zu Gazellen, die keine Arbeitstiere sind. Vielleicht ist da schon in der Sprache etwas, was du gar nicht verstehst.

Neumann: Was heißt das eigentlich, wenn behauptet wird, bei Kroetz haben die Menschen geradezu etwas Tierisches? Entscheidend scheint mir doch zu sein, ob ich dieses Tierische perpetuiere und sage: Da könnt ihr Gesellschaftsordnungen ändern wie ihr wollt, da könnt ihr statt Sklaverei Feudalismus machen, statt Feudalismus Kapitalismus, statt Kapitalismus Sozialismus, dieses Tierische ist mit uns geboren, und daran ändert sich nichts. Transportieren denn die Stücke von Kroetz, daß dieses Tierische unveränderbar ist?

Rauter: Ich habe gar nichts dagegen, daß man das Tierische zeigt. Und natürlich gestehe ich zu, daß man, indem man das Tierische zeigt, aufklärerisch sein kann, wenn man dem Zuschauer bewußt macht, wohin einen die Verhältnisse führen können. Aber man kann doch damit noch lange nicht sagen, das sei Realismus. Wenn du in so vielen Stücken das Tierische (ich sage das jetzt mal in Anführungsstrichen) so deutlich in den Vordergrund stellst, dann fehlt eben für mich die andere Seite des Menschen, die durch den Kampf der verschiedenen Gesellschaftsordnungen hindurch immer größere Bedeutung erlangt hat: nämlich das Nichttierische, das größere Bewußtsein.

Neumann: Auch das ist wieder eine Frage der Entwicklung. Lernt der Kroetz (vielleicht nicht von Stück zu Stück, aber zwischen den Abschnitten, in die sich seine Entwicklung inzwischen einteilen läßt), ohne dieses Tierische zu vergessen, die menschlichen Potenzen, ihr Wachsen deutlicher werden zu lassen bis zur Aktion? Der Mann im „Nest“ tut ja schon was, der geht immerhin in die Gewerkschaft. Die Bernauerin tut was, die reißt den Jungen immerhin aus dem Milieu, von dem sie überzeugt ist, daß man dort nur kaputtgehen kann, daß man dort nur zum Vieh werden kann.

Rauter: Ich nehme an, daß du, Kroetz, sicher schon seit einer Weile mit Problemen kämpfst, und daß du an einen bestimmten Punkt kommst, wo du feststellen mußt, so wie ich meine Theaterstücke bisher angelegt habe, geht es nicht weiter, so bekomme ich die Probleme nicht in den Griff. Du wirst da noch andere Formen finden müssen.

Kroetz: Gegen die Bewunderung des Tierischen war ich schon, als die Großkritik gerade darin das „Menschliche“ der Kroetz-Stücke entdeckte. Entwicklung heißt doch nicht, daß ich unter die entstandenen Werke einen Strich ziehen und jetzt alles anders machen muß.

Ich selber war doch der Dummkopf, der meinte, nach meinem Parteieintritt muß alles geändert werden. Davor hat mich die Partei von Anfang an gewarnt – was die bürgerliche Presse immer umgekehrt darstellt. Da gibt es keine Schwelle, wo ich sage, jetzt schreibe ich plötzlich das sozialistische Stück. Das ist ein Weg und auf dem Weg hat mir die Partei immer Behutsamkeit geraten, wenn ich gesagt habe: das geht mir zu langsam.

Man kann einen Menschen nicht von seiner Biographie trennen. Diese Einsicht fehlt eben in dem *da*-Artikel.

Rauter: Laßt mich zu dem Artikel noch mal was Grundsätzliches sagen, gerade nach dem jetzigen Gespräch, das für mich sehr wichtig und wohltuend war. Ich bin möglicherweise von Natur aus ein labiler Mensch und es ist für mich einfach eine schreckenerregende Vorstellung, ich müßte vor jedem Artikel mit den Genossen diskutieren. Die Kraft habe ich überhaupt nicht, versteht ihr. Ich sage mir: Ich produziere erst einmal, ich schlage erst einmal zu, wenn ich von meinen Argumenten überzeugt bin, anders könnte ich gar nicht polemisch formulieren. Meine Lebenserfahrung zeigt mir natürlich, daß ich dann auch immer wieder umlernen muß.

Konjetzky: Wir danken – auch für die Bereitschaft, auch kontroverse Meinungen miteinander zu erörtern – und hoffen auf eine recht bewegte Fortsetzung von *Literatur im Gespräch* der kürbiskern-Runde.

Joachim Kaiser, den Feinsinnigen, hat es nun doch noch gereizt, seine gepflegte Stimme im Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung“ zu erheben. Er fand es nämlich notwendig, seinen Kollegen niederen Ranges beizuspringen – und ihnen gleichzeitig sachte seine Überlegenheit zu beweisen –, die sich, mit so wenig Erfolg, mühen, Peter Hacks dafür zu verdammen, daß er im Falle der Ausbürgerung Wolf Biermanns nicht ihrer Meinung war. Da Hacks der schönen Diskussion über diesen Fall faktisch ein Ende bereitete, von dem man doch noch längere Zeit zu zehren hoffte, und da er auch noch, im Vorbeigehen, Heinrich Böll als das darstellte, was er inzwischen geworden ist – „der Herbergsvater für dissidierende Wandergesellen“ – zürnen ihm nun die bundesdeutschen Feuilletonrecken, und wie in den Turnieren des frühen Mittelalters, versucht jeder jede Woche einmal eine Lanze. Einige schlagen auch recht unritterlich mit dem Dreschflügel drein, andere holen sich einen Eimer voll aus der nächstgelegenen Latrine und was der bundesdeutschen Bräuche mehr sind, die hier für Beweisführungen gehalten werden. Also erschien Joachim Kaiser, der Feinsinnige, besah das Schlachtfeld, schüttelte den Kopf und warf sich dann selber in den Harnisch, ergriff auch eine Lanze, zeigte mit ein paar zierlichen Wendungen, wie kunstvoll er sie zu gebrauchen wisse, bekannte sich noch einmal zu den alten Rittertugenden, schüttelte noch einmal den Kopf über den Haufen gescheiterter Recken, ritt an und stieß mit dem großartigen Vergleich zu, was Hacks da getan habe, wäre dasselbe, was Knut Hamsun einst gegen Carl von Ossietzky getan habe, als dieser sich in einem faschistischen Konzentrationslager befand – kurz: er versuchte sein Glück mit der verschimmelten Behauptung, Kommunismus und Faschismus wären allemal das Gleiche, er, der doch sonst wenigstens Töne voneinander unterscheiden kann – und liegt nun zuoberst auf dem Haufen, aus dem die Jauche stinkt.

Angesichts einer solchen Menge gescheiterter Recken kann auch ich nicht anders: ich muß ein Wort für sie einlegen: sie stritten im Zorn, und wer im Zorn streitet, ist selten gut. Das einmal. Und um Joachim Kaiser, den Feinsinnigen, tut es mir ganz besonders leid: er ist besser als der Platz ausweist, auf dem er sich nun befindet: was zu beweisen ist.

Ursache ihres Scheiterns ist die eigentümliche Beschäftigung all dieser Helden mit der Literatur der DDR. Diese erfolgte seit vielen Jahren auf der Grundlage eines Zweilistensystems. Auf die Liste A werden dabei alle die DDR-Schriftsteller gesetzt, die als Kommunisten gelten, unter die Verfechter der gesellschaftlichen Ordnung der DDR gerechnet werden müssen oder sonstwie unzweideutig kund getan haben, daß mit ihnen nicht zu rechnen ist.

Auf der Liste B hingegen werden alle die DDR-Schriftsteller liebevoll aufgeführt, von denen verlautet, sie hätten Streit mit ihrer Regierung, wären mit der Politik der SED nicht mehr so recht einverstanden, wünschten eine Änderung der gesellschaftlichen Ordnung der DDR oder fühlten und dächten – zumindest in Kunstfragen – wie auch die Recken in den Feuilletons unserer angesehenen und unangesehenen Blätter fühlen und denken; mithin: es bestehe die Hoffnung, sie könnten noch einmal angesehene „System-Kritiker“ werden.

Dementsprechend wird auch – rein sachlich und unvoreingenommen, versteht sich – ästhetisch geurteilt: wer auf Liste A steht, gilt als unbedeutend, unwichtig, platt und für die Bundesrepublik nicht geeignet; wer hingegen auf Liste B steht, gilt als bedeutend, wichtig, förderungsbedürftig und wird für Veröffentlichungen in der Bundesrepublik empfohlen, auch mit Preisen reich bedacht, vielfach besprochen, in den III. Programmen der Fernsehanstalten umhergereicht und was der Weisen mehr sind, mit denen man, auch der Rückwirkung wegen, zünftige und künftige „Dissidenten“ zu fördern sucht.

Leider hat dieses ausgezeichnete Verfahren seine Tücken: Irrtümer kommen vor. Es ist eben nicht gänzlich auszuschließen, daß einer nicht der ist, für den man ihn hält, weshalb nur übrig bleibt, die Listen jährlich neu anzulegen, wobei die Kollegen von den verschiedenen Geheim- und sonstigen Diensten zu Rate gezogen werden, die Herren Wiesner, Loewe, Mettke – oder wer gerade in der Hauptstadt des Feindes unsere stolzen Medien vertritt – nicht zu vergessen.

Und um nun wieder auf Hacks zu kommen – ist das nicht ein Fall, der einem unserer Feuilleton-Recken die Galle überlaufen lassen kann! Sein Platz auf Liste B – und zwar in den oberen Rängen – schien doch für alle Zeiten sicher zu sein. Schrieb er nicht anders, als auf der Bitterfelder-Konferenz geraten wurde? Waren nicht heftigste Debatten um einzelne seiner Stücke geführt worden? Hatte nicht seiner sogar die Parteiführung der SED Erwähnung getan? Und sagte er nicht manches ironische Wort über das Land, in das er einst, wie doch auch Biermann, freiwillig zog? Nicht einmal Mitglied der SED war und ist er! Freilich, er äußerte des öfteren, er stehe fest zur gesellschaftlichen Ordnung der DDR, schrieb auch dergleichen in Aufsätzen und Abhandlungen. Aber das schätzte man ja gerade an ihm, wie an Biermann, über dessen doppelte Beteuerung, vor und nach jeder Mahlzeit, er sei überzeugter und unverbesserlicher Kommunist, man so überaus glücklich war. Und nun diese Pleite! Diese Blamage! Dieser haarsträubende Irrtum! Der Mann gehört auf Liste A, obenan! Auf der Stelle war man gezwungen ihn umzuschreiben! Biermann und Böll auf diese Weise zu zausen! Man hatte es schlechterdings nicht für möglich gehalten. Einigen freilich, und Joachim Kaiser, der Feinsinnige, gehört nun einmal dazu, schwante schon lange nichts Gutes. Er hat schon mehrfach die ganze klassische Richtung, die Hacks vertritt, wie jetzt wieder, unter Hinweis auf Beckett verworfen. Ja, er tat sein Äußerstes und kritisierte – auch das schon vor Jahren – zwei Verse aus der „Omphale“, aber die Herren Kollegen verstanden ihn wiederum einmal nicht. Und wenn Hans-Reinhard Müller – der einst ausgerechnet Hacks um einen Prolog zu seinem Amtsantritt in den Münchner Kammerspielen bat – ihn nun vom Spielplan absetzt, und sich, da er in dem nächsten Hacksstück sogar selber Regie führen wollte, dazu, kann Joachim Kaiser nur sagen: er hätte ihn erst gar nicht in den Spielplan aufgenommen, er hätte gleich eins der Stücke von Havemann gespielt.

Haben die anderen Recken Grund zu galligem Zorn, Joachim Kaiser, der Feinsinnige, hat doppelten Grund dazu. Verzeihen wir ihm also den platten Vergleich mit Hamsun – auch ein Mann wie er kann nicht nur gut sein. Immerhin führte er noch vor – bevor auch er fiel – wie man nun halbwegs vernünftig aus der Pleite kommt: indem man Hacks angreift, die Kammerspiele tadelt und die demokratischen Freiheiten für unantastbar erklärt. Und hat es etwas geholfen? Mitnichten. Eine Woche später bereits schreibt ein noch unbekannter Recke namens Wolfgang Werth

am selben Platz – nämlich im Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung“ – immer noch im alten Stil: „Unter fälschlicher Berufung auf Brecht bearbeitete er (Hacks) seitdem vorwiegend fremde Stücke und Stoffe, antike zumal, und huldigte einem ebenso eleganten wie unverbindlichen Neoklassizismus...“, obwohl Joachim Kaiser, der Feinsinnige, es ihm doch vorgemacht hatte, wie es zu drehen wäre: „Da handelt es sich zwar nur um ein Einpersonenstück, in dessen ungemein komplizierter Hauptrolle...“ (über das abgesetzte Hacksstück „Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe“). Aber wie sollte man auch auf Joachim Kaiser, den Feinsinnigen, hören, da er doch – mit seinem Hamsun-Vergleich – auf sich selber zu hören nicht bereit war! Also wird es weitergehen wie bisher, es gibt noch genug Recken, die zum Marstall oder zur Latrine eilen werden. Ich bleibe da schon lieber bei meiner Vorliebe für Joachim Kaiser, den Feinsinnigen. Aber ich hörte ihn auch schon vor Jahren sagen, Hacks fehle es an Engagement, und er meinte schon damals: an Engagement gegen die DDR.

„Dunkle Gedichte sind die Lust des Philologen. Je verschlüsselter, desto mehr reizen sie zum hermeneutischen Abenteuer.“¹ Gibt es einen Literaturwissenschaftler, der dieser in ihrer frappanten Offenheit singulären, der Aspekthaftigkeit des intentionalen Gegenstandes in einer polyphonen Harmonie Rechnung tragenden, primär solipsistisch strukturierten, aber nicht nur in der kognitiven Sphäre auf eine paradigmatische Intersubjektivität zielenden Feststellung von *Arthur Henkel* nicht freudig und vorbehaltlos zustimmen kann, dem sie nicht, in the long run, aus dem Herzen gesprochen ist? Ein so schwach sensibilisierter Wissenschaftler, dessen intuitive Gefühle verkümmert oder nur als monadologische Rudimente vorhanden sind, so daß eine adäquate, das literarische Produkt in seiner ontischen Struktur essentialistisch erfassende Deskription und Analyse ihm a priori unmöglich wäre, wird wohl kaum zu finden sein, denn jeder, der sich mit literarischen Kunstwerken professionell oder auch nur laikal auseinandersetzt, wird die Henkelschen Sätze als ein exemplarisches Bekenntnis der transzendental-hermeneutisch arbeitenden Germanisten empfinden, mit dem er dieses einfache, als Applikationsfolie aber schwer formulierbare Statement ohne falsche Scham und ohne Furcht vor unqualifizierten Angriffen von Seiten radikal-spontaner Systemkritiker (die mit keinem Bein auf der freiheitlich-demokratischen Grundordnung der BRD stehen) der interessierten Öffentlichkeit zu Gehör gebracht und zur Apperzeption freigegeben hat. Denn wer redet schon gerne öffentlich über seine Lust? Wenn überhaupt von Zeit zu Zeit ein solcher Versuch von geisteswissenschaftlicher Seite unternommen wird,² dann verwendet man doch zumeist einen restringierten Code. Sollte es aber doch Interpretieren geben, die mit dem eingangs angeführten Zitat nicht konform gehen (mit einer limitierten Pluralität relevanter Konkretisationen ist freilich zu rechnen), müssen wir diesen das Goethe-Wort entgegenhalten:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“³

Zum Gegenstand unserer Untersuchung haben wir ein sehr dunkles und verwaschenes Gedicht gewählt, mit dem wir unsere Abenteuersehnsucht stillen und unsere Lust bis zur Neige befriedigen wollen. Es beschäftigt mich lange schon, seit mich unser verehrter Jubilar, *Gernot Möller*, darauf aufmerksam gemacht hat. Erfreut und mit einer inneren Genugtuung habe ich feststellen können, daß es mir ähnlich gegangen ist wie vormals dem Philologen *H. E. Bezzenberger*, dem Editor von *Freidanks „Bescheidenheit“*, der zu dieser wissenschaftlichen Pionierarbeit durch seinen Freund, den Sanitätsrat Dr. *F. W. Weber* auf Schloß Thienhausen in Westfalen angeregt wurde und den Vorgang folgendermaßen schildert: „Manches Jahr ist verfloßen, seitdem wir zuerst, unter den Linden am Arminiusbrunnen zu Lippspringe wandelnd, von Walther und Freidank sprachen (...) damals und fortan verliefen meine tage in vielem persönlichem verkehr (!), in schulstuben und unter

¹ Arthur Henkel: *Wandrer's Sturmlied*, Frankfurt a. M. 1962, S. 11.

² Zuletzt von John K. Muffel: *Der Lustgewinn des Philologen. Eine Studie über abartige sexuelle Praktiken in Akademikerkreisen*, Köln-Graz-Wien 1975.

³ Johann Wolfgang von Goethe: *Faust. Der Tragödie Erster Teil*, hrsg. v. Lothar J. Scheithauer, Stuttgart 1971, S. 18, Z. 534.

akten, und nur wenn strenge winterkälte oder rauher ost mich in des zimmers engen raum feßelten, konnte ich wol an altdeutscher dichtung mich erquicken (...).“⁴ Schließlich glückte es ihm aber doch, sein Vorhaben zu realisieren und die *Freidank-Ausgabe* der staunenden wissenschaftlichen Welt vorzulegen, die sie dankbar vereinnahmte. So ist es auch mir trotz unsäglicher Mühen, trotz der Last des Alltags und der Tage unter Akten gelungen, die wissenschaftlichen Studien über das Gedicht, das mir *Gernot Möller* ans Herz gelegt hat, zu einem befriedigenden Ende zu führen und die Mediävistik um einen substantiellen Forschungsbeitrag zu bereichern.

Ich erinnere mich noch genau an den heißen Sommertag im August 1974, als der Jubilar und ich in der Nähe von Bozen (Bolzano, Südtirol) lustwandelten, in ein tiefschürfendes Gespräch vertieft über die Möglichkeiten der Realisierung der Synthesis der Apperzeption triadisch strukturierter Texte, als unser Weg just, wie vom Schicksal bestimmt, zur Burg Runkelstein⁵ führte. Dort angekommen zeigte mir dann *Gernot Möller* – nach einer erquickenden Jause, die wir zu uns genommen hatten – das rätselhafte Gedicht, das – wie in der Forschung bisher angenommen wurde – ein Anonymus mit Rötel an die Nordostwand des Burghofes oberhalb der Steintreppe zum ehemaligen Sommerhaus der Gebrüder *Vintler* mit gotischen Buchstaben geschrieben, mit einer Notenschrift und einer kunstvollen Skizze (ein männlicher Kopf, auf dem sich ein befiederter Spitzhut befindet) versehen hat.⁶ Mehrmals lasen wir die Verse, deren „geschliffene Dunkelheit“⁷ uns anrührte. Wer könnte sich dem poetischen Reiz dieses Gedichtes entziehen, das über die Jahrhunderte hinweg seine Ausstrahlungskraft bewahren konnte? Die kunstvollen Reime lauten:

„ich sach den may mit rosen umfan,
darzu viel maniger hande vogelin

— — — — —
— — solden stan,
sie sangen so schone, daz es erhall
in den bergen überall.“⁸

Leider besitzen wir das lyrische, zart-fragile Gedicht nur in der wiedergegebenen fragmentarischen Form; es fehlt die dritte Zeile des Gedichts völlig und von der vierten sind nur zwei Wort übrig geblieben: „solden stan“. Wir können daher nur sehr vage vermuten, was im Kern des Gedichts ausgedrückt werden sollte, aber die beiden Worte lassen immerhin ohne Zweifel auf eine erotische Metapher schließen. Sollte die dritte und weite Teile der vierten Verszeile etwa absichtlich ausgelöscht worden sein, vielleicht von einer moralischen Zensurbehörde wegen der sexuell-obszönen Brisanz der Aussage?

Dies wäre zwar theoretisch denkbar, wird aber durch den Bericht der wissenschaftlichen Untersuchungskommission, die die Wand intensiv unter Anwendung

⁴ *Freidanks Bescheidenheit*, von H. E. Bezzenberger, Halle 1872, Widmung, S. V.

⁵ An Literatur über die Burg Runkelstein vgl. vor allem: Nicolò Rasmo: *Runkelstein, Bozen* 1974 (Reihe „Kultur des Etschlandes“ VI); Otto Ritter von Lutterotti: *Schloß Runkelstein bei Bozen und seine Wandgemälde*, Innsbruck 1954; Karl Theodor Hoeniger: „Noch heute freut's mich o Runkelstein“, Bozen o. J. (1936) und David Schönherr: *Das Schloß Runkelstein von Bozen. Mit einem Inventar des Schlosses von 1949*, Innsbruck 1874.

⁶ Zur Skizze vgl. auch: Herbert Paul von der Heide: *Die Bedeutung des Spitzhutes im Mittelalter*, Stuttgart 1928, S. 92 ff.

⁷ A. Henkel: *Wandrer's Sturmlied*, S. 11.

⁸ Zum *Runkelsteiner Mailied* vgl.: Karl M. Mayr: *Das Runkelsteiner Mailied*, in: *Der Schlern*, Zs. des Vereines für Heimat-schutz, 5. Jg. (1924), 7. Heft, S. 197–203; Karl Staudacher: *Zum „Runkelsteiner Mailied“*, in: *Der Schlern*, 5. Jg. (1924), 9. Heft, S. 289–291.

modernster Methoden analysiert hat, falsifiziert. Das Forschungsteam unter der Leitung von *Guiseppa P. Schnüffler* fand heraus, das die Destruktion des lyrischen Kunstwerkes eindeutig von der Unbill der Witterung verursacht worden ist, der der Rötel nicht standhalten konnte.⁹

Im Fall des Runkelsteiner Mailiedes können wir allerdings auch dem Dichter einen Vorwurf nicht ersparen: Er hat es in sträflicher Weise versäumt, von dem Gedicht ein Duplikat auf Pergament herzustellen, weshalb wir uns heute mit dem Fragment an der Wand der Burg Runkelstein begnügen müssen, dem wir uns nun widmen wollen.

Eins müssen wir vorweg mit *Rainer Warning* in aller Deutlichkeit sagen: Ein Text im allgemeinen – und somit auch unser Mailied im besonderen – ist „in Schutz zu nehmen (...) vor Konkretisationen, die sich des Wertvollsten begeben: der Problematisierung ihrer Normen in der Auseinandersetzung mit der hermeneutischen Fremdheit des Werkes.“¹⁰

Von wem stammen die Runkelsteiner Verse? Für wen hat der Dichter diese Reime verfaßt und was bezweckte er mit dem Gedicht? Nebenbei dürfen wir uns der Frage nach der „Bestimmung der poetischen Funktion als einer Syntagierung paradigmatischer Äquivalenzen“ nicht verschließen, wobei nicht „die Bestimmung des stilistischen stimulus als eines inhaltsleeren Signals“ gemeint ist, sondern die Assimilierung „des behavioristischen Schemas von *stimulus* und *response*“¹¹ in einem vom Substantialismus abstrahierenden Prozeß.

Fest steht, daß das Lied in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden ist, also in der letzten Blütezeit des Minnesangs. Vergegenwärtigen wir uns neben der Entstehungszeit auch die Motive des Gedichts – Preis des Frühlings verbunden mit sexuellen Anspielungen – fällt unser Verdacht sofort auf einen Minnesänger, der diese virtuos beherrschte und in einer vor ihm nie gekannten, nach ihm nicht mehr erreichten Breite und Intensität pflegte: Neidhart.¹² Wir erinnern daran, daß alle seine Lieder mit einem Natureingang eingeleitet werden, der vom Inhalt und der Form her zu unserem Gedicht jeweils eine frappante Ähnlichkeit aufweist. Daß Neidhart außerdem ein Meister in der Beschreibung obszöner Szenen war, ist ja hinlänglich bekannt; es sei nur auf die beiden Lieder HW XLIV 1–24 und HW 62, 34–65, 36 (vgl. besonders die Stelle 65, 10–12) verwiesen. Einmal klagt Neidhart heftig über einen frechen Bauern, der der von ihm verehrten Dame vor seinen Augen „an den fudenol“ (HW 65, 12) greift (füdenol, stm, weibliche Scham)¹³, das andere Mal beschreibt er in drastischer Bildhaftigkeit einen Geschlechtsverkehr:¹⁴

„Ez verlôs ein ritter sîne scheide.
dar umb wart einer frouwen alsô leide:

⁹ Guiseppa P. Schnüffler: Rechenschaftsbericht der Untersuchungskommission, gebildet zur Analyse der Nordostwand der Burg Runkelstein, Sterzing (Vipiteno) 1969 (maschinenschriftliches Skript, zu beziehen über das Kunsthistorische Institut der Universität Innsbruck), S. 27.

¹⁰ R. Warning: Rezeptionsästhetik als literaturwissenschaftliche Pragmatik, in: R. W. (Hrsg.): Rezeptionsästhetik, Theorie und Praxis, München 1975, S. 9–41, Zitat S. 19.

¹¹ R. Warning: Rezeptionsästhetik, S. 26 u. 27.

¹² Als Textgrundlage verwenden wir die Edition von M. Haupt: Neidharts Lieder, hrsg. v. Moriz Haupt, 2. Aufl. neu bearb. v. Edmund Wießner, Leipzig 1923 (abgekürzt HW).

¹³ Siegfried Beyschlag: Die Lieder Neidharts. Der Textbestand der Pergament-Handschriften und die Melodien. Text und Übertragung, Einführung und Worterklärungen, Konkordanz, Edition der Melodien von Horst Brunner, Darmstadt 1975, S. 754.

¹⁴ Von Haupt/Wießner ist dieses Lied wohl aus diesem Grund als Pseudo-Neidhart eingestuft worden.

sî sprach 'herre, ich wil iu eine lîhen

(. . .)

Er wolt sîn mezzen in die scheide schieben;

dô begunde sich diu klinge biegen

her wider rehte gegen deme hefte:

doch brâht er sî drin mit sîner krefte.“ (HW XLV 1–3 und 17–20)

Es kann demnach kein Zweifel daran bestehen, daß Neidhart der Verfasser des Runkelsteiner Mailiedes ist. Vermutlich weilte er im Frühjahr 1231 für kurze Zeit auf Runkelstein, nachdem er von seinem Herrn, Herzog Ludwig I. von Bayern, verstoßen worden war und eine Zeitlang ruhelos umherirrte (im Stil, wie wir ihn später von der Wandergestalt bei Goethe kennen, die „immer unter offenem Himmel im numinosen Raum“¹⁵ auftrat), bis er schließlich in Österreich eine neue Heimat und in Herzog Friedrich II. (dem Streitbaren) einen neuen Gönner fand. Dort schöpfte er neuen Lebensmut, und mit dem Frühling erwachte in ihm wieder die Lust auf reizvolle Minne-*aventure*. Dieser Prozeß schlug sich in den wenigen Zeilen, die er an die Burgmauer schrieb, in vorbildlicher Weise nieder. Schließlich sei auch noch darauf verwiesen, daß der sangesfreudige Neidhart in der Regel die Noten zu seinen Liedern selbst schrieb, so daß er der Minnesänger ist, von dem uns die meisten Notenbeispiele aus dem Mittelalter überliefert sind. Deshalb sind auch die Noten beim Runkelsteiner Mailied ein recht eindeutiges Indiz dafür, daß Neidhart der Verfasser des Gedichtes gewesen ist. Mit der Skizze schließlich lieferte er uns gleichzeitig ein Selbstporträt, das einzige, das von einem Minnesänger überliefert ist. Wer sollte mit dem Gedicht angesprochen werden? Neidhart hatte zweifellos Angehörige der erst vor kurzem von *Gert Kaiser* in einem anderen Zusammenhang so treffend dargestellten „realen, anthropologisch und historisch-soziologisch faßbaren“ Kommunikationsgemeinschaft mit transzendentelem Status“¹⁶ als Zielpublikum im Auge, auf die das Gedicht hinsichtlich der Struktur, strategischen Konzipierung, der Konstitutions- und Distributionsbedingungen ausgerichtet gewesen ist.

Das einzelne autonome Subjekt im Mittelalter hatte für alle literarischen Äußerungen ein offenes Ohr, zumal es sich in ein christliches Weltbild eingebettet fühlte und auch der geringste, unbedeutendste Mensch von einer unerschütterlichen Gewißheit der „in Gott verankerte(n) Gültigkeit von Wertnormen und Geboten“ beseelt war. Auf dieses essentielle Phänomen hat *Roswitha Wisniewski* aufmerksam gemacht, die das transzendente Verständnis und den ausgeprägten Sinn für alles Christliche beim mittelalterlichen Menschen nachgewiesen hat: „Ewigkeit der Person und Unberührbarkeit des einzelnen trotz aller Ohnmacht gegenüber innerweltlichen Mächten, Sünde und gutes Werk als absolut wertende und nie auszulöschende Verhaltenswirkungen bestimmen das ewige Sein der Person.“¹⁷

Durch die sexuellen Anspielungen fällt das Runkelsteiner Mailied allerdings etwas aus diesem Rahmen, bestätigt aber auf der anderen Seite die bedenkenswerte *Wisniewski*-These, daß „sittliche Geformtheit oder Rohheit, zunehmende Kultivierung

¹⁵ A. Henkel: Wanders Sturmlied, S. 16.

¹⁶ Gert Kaiser: Textauslegung und gesellschaftliche Selbstdeutung. Aspekte einer sozialgeschichtlichen Interpretation von Hartmanns Artusepen, Frankfurt/M. 1973, S. 7.

¹⁷ R. Wisniewski: Über den Sinn der Beschäftigung mit der älteren deutschen Literatur, in: Jahrbuch für Internationale Germanistik, Jg. V, Heft 1 (1973), S. 128–139, S. 132.

oder Re-Barbarisierung eines Volkes ergeben sich nicht von ungefähr. In der Regel gehen lenkende Einflußnahme der verantwortlichen Politiker oder das Fehlen solchen Bemühens dem kulturellen Auf- oder Abstieg konform.“¹⁸ Zurecht verweist R. Wisniewski auf das Faktum, daß die „Bemühungen um Zivilisierung und Kultivierung, um *eruditio* des ihm anvertrauten Volkes“ zuerst von Karl dem Großen systematisch betrieben worden sind.¹⁹ Nach ihm haben aber unverantwortliche Herrscher die Zügel etwas schleifen lassen, und von der polit-kulturellen Szene der Gegenwart wollen wir gleich gar nicht reden!

Nun darf man aber auch nicht vergessen, daß – wie Peter Michelsen frei nach Immanuel Kant treffend formulierte – „das Gute der Vernunft gefällt, das Angenehme den Sinnen“, woraus folgt, „daß von vorne herein festgelegt ist, in welche Richtung der Wille wollen soll: Er soll wollen, was der Verstand will und nicht wollen, was die Sinnlichkeit will.“²⁰ Kehren wir ins Mittelalter zurück, so dürfen wir nicht übersehen, daß zu dieser Zeit die Einstellung der herrschenden Stände (Adel und Geistlichkeit) zur Sexualität doch recht zwanglos war, sehen wir von dem *ius primae noctis* ab, welches den Grundherren ab und zu eine kleine Freude in ihrem ansonsten tristen Alltag garantierte. Den Frauen aus dem Bauernstand, die heiratswillig waren und von ihrem Herrn zur Ausübung des Rechtes auf die erste Nacht bestellt wurden, blieb ja ein Trost, der nicht stark genug betont werden kann, nämlich der für alle Menschen verbindliche Grundsatz: „Ewigkeit der Person und Unberührbarkeit des einzelnen trotz aller Ohnmacht gegenüber innerweltlichen Mächten, Sünde und gutes Werk als absolut wertende und nie auszulöschende Verhaltenswirkungen bestimmen das ewige Sein der Person.“²¹ Dieses Prinzip hält R. Wisniewski den „vielen romantischen Revolutionshelden und Kriegskommunisten der Gegenwart“ nicht ohne Grund entgegen.²²

Von den derben Praktiken der Bauern männlichen und weiblichen Geschlechtes untereinander wenden wir uns entrüstet ab. Bekannt ist die Verpflichtung des Ehemanns, seiner Gattin einen anderen Mann anzubieten, wenn er ihr das „frauliche Recht“ nicht gewähren konnte; so heißt es z. B. im sogenannten Benker Heidenrecht: „Item so wise ick ock vor recht, so ein guit man seiner frau ir fraulick recht nicht doen können, dat sey dar over klagde, so sall er sey upnahmen und dragen sey over seven erffthuine (Zäune) und bitten siner frauen negsten nabern (Nachbarn), dat er siner frauen helfte“, und auch in der Landfeste von Hattnegge (Hattingen) wird der Ehemann verpflichtet, seine Frau zu seinem Nachbarn zu tragen und, falls auch der nicht helfen kann, solle er sie auf die nächste Kirmes schicken „und daß sie sich seuberlich zumache und verziehre und hange ihr einen beudel vol mit gelde bespickt auf die seide ... kompt sie dennoch wieder ungeholffen, so helfe ihr dan der teufel.“²³

Die sexuelle Metaphorik des Runkelsteiner Mailiedes vermindert jedoch keineswegs seine ästhetische Substanz, denn es ist ja hinlänglich bekannt, daß „namentlich die

¹⁸ R. Wisniewski: Über den Sinn, S. 128.

¹⁹ Ebd.

²⁰ P. Michelsen: Schillers klassische Dramen. Vorlesung, gehalten im Sommer-Semester 1969 an der Universität Heidelberg, Zitat aus dem handschriftlichen Protokoll eines studentischen Hörers der Vorlesung v. 10. 6. 1969.

²¹ R. Wisniewski: Über den Sinn, S. 132.

²² Ebd., S. 130.

²³ Vgl. Siegfried Epperlein: Der Bauer im Bild des Mittelalters, Leipzig-Jena-Berlin 1975, S. 93.

Psycholinguistik das Dogma der Äquivalenz von psychologischer und transformationeller Komplexität schon an so ‚klassischen‘ Beispielen der TG (= generative Transformationsgrammatik, d. Verf.) wie der Passivtransformation erschüttert hat. Transformationelle Beschreibungen von Satzkomplexionen ergeben nicht schon eine Hypothese über transformationelle Decodierungsprozesse. Es gibt ganz offensichtlich perzeptuelle Strategien nicht grammatischer Art, die an der Oberfläche selbst operieren, so daß man sich in der Psycholinguistik in zunehmendem Maße mit dem Gedanken vertraut macht, Verstehensprozesse mittels eines ganzen Komplexes von Strategien beschreiben zu müssen, aus dem gewiß die Funktionen von Tiefenstrukturen nicht ausgenommen werden können, der aber wahrscheinlich nicht als eine ‚unified theory‘ im Sinne des TG-Anspruchs dargestellt werden kann.“²⁴ Wir können das Mailied daher guten Gewissens zu den literarischen Zeugnissen aus dem Mittelalter rechnen, das auch seinen Platz in den Schulbüchern beanspruchen darf. Dieser Beitrag schließt daher mit einem leidenschaftlichen Plädoyer für die Behandlung mittelalterlicher Literatur (vornehmlich natürlich religiöser, aber auch profaner Texte, wenn sie von so hohem Wert wie das Runkelsteiner Mailied sind) in der Schule, denn „es ist in der Tat besorgniserregend, weil leichtfertig von ‚Heiligen Kühen‘ gesprochen wird, wenn Gegenstände wie Rittertum, klassische Dichtung, christliches Abendland zur Diskussion stehen.“ R. Wisniewskis Frage gibt uns allen zu denken: „Aber werden eigentlich dem jungen Menschen von heute auch die für sein späteres Leben gewiß nicht weniger wichtigen Grundkenntnisse über Sittengesetze, Verhaltensnormen, deren sozialpsychische und individualpsychische Bedeutung, die Fragen von Schuld, Verbrechen, Buße und Strafe, die Grundkenntnisse also über Moral, Ethik, Recht, in ebenso ausreichendem Maße und mit demselben wichtignehmenden Ernst tradiert?“²⁵ Eine profunde Antwort hat Frau Wisniewski „im Rahmen einer CDU-Veranstaltung“ im Frühjahr 1976 selbst gegeben, indem sie den hohen Wert der drei „K“ herausstrich: „Jedes der drei „K“, Küche, Kinder, Kirche, habe einen hohen sittlichen Stellenwert und man dürfe nicht die Gefahr verkennen, die von denjenigen ausgehe, die diese drei „K“ abschaffen wollen. Wer Kollektiven mehr vertraue als dem gesellschaftlichen Verantwortungsbewußtsein des Einzelnen, vernichte die Leistungsfähigkeit und freie Entfaltung des Menschen und mache aus ihnen sozialistische Untertanen.“²⁶ Zurecht wendet sie sich in heiligem Zorn gegen diejenigen zeitgenössischen „Kriegskommunisten“, die die Kinder, die Küche und sogar die Kirche einfach liquidieren wollen. Ihre mit großem Ernst vorgetragene Warnung vor dem „Kollektivismus“, d. h. der systematisch betriebenen „marxistische(n) Wiederbelebung kollektivistischer Ideale“²⁷ sei uns allen hinter die Ohren geschrieben. Mit ihr wollen wir daher unsere Studie auch beenden.

²⁴ R. Warning: Rezeptionsästhetik, S. 29 f.

²⁵ R. Wisniewski: Über den Sinn, S. 129.

²⁶ Artikel „Küche, Kinder, Kirche“, in: Heidelberger Tageblatt v. 1. 4. 1976.

²⁷ R. Wisniewski: Über den Sinn, S. 139.

Gerd Deumlich Eine falsche Dimension oder richtige Perspektiven

Falls es jemand noch nicht bemerkt haben sollte: In der Politik ist „eine neue Dimension in verschiedener Hinsicht freigeworden“. Dies verrät uns Rudi Dutschke im Januar-Heft von *das da*, wo er über eine „neue Linke für die Linke“ nachsinnt und feststellt, „eine sozialistische Linke ist dabei, sich zu formieren, in der BRD und der DDR ... außerhalb und innerhalb von SED und SPD.“

Das ist sie also, die neue Dimension: Man versteht und formiert sich „gesamt-deutsch“. Was als Fiktion von der ungebrochen fortbestehenden Einheit der deutschen Nation den revanchistischen Kern der offiziellen, von der Koalition und der CDU/CSU gemeinsam getragenen Deutschlandpolitik ausmacht und seine scheinlinke Entsprechung in der maoistischen Losung vom „Kampf für ein vereintes sozialistisches Deutschland“ gefunden hatte, oder gar in den behaupteten Fakt „KPD/ML in der DDR gegründet“, tritt nunmehr als Programm einer „neuen Linken“ auf. „Es geht in der Tat“, so versichert uns Rudi Dutschke, „um eine Neuorganisierung als Resultat konsequent durchgedachter Neuorientierung.“

Fragt sich nur, wer da alles durchgedacht hat und wohin das geht. Denn: Es ist sogar angesichts der Rechtsentwicklung in der Bundesrepublik – wie sie sich im Ergebnis der Bundestagswahlen, in den Vorgängen innerhalb der CDU/CSU, in Neuaufgaben von FDP/CDU-Koalitionen und auch in Tendenzen der Regierungspolitik abzeichnet – brennend aktuell, über den Stand der Zusammenarbeit unter den Linken, über Positionen einer linken Politik und die Formierung eines breiten und dauerhaften linken Bündnisses nachzudenken. Aber: ist eine tragfähige Orientierung etwa mit der Plattform jener Kampagne gefunden worden, die mit der Position antrat, die Verteidigung der demokratischen Rechte und Freiheiten sei eine Aufgabe, die „die arbeitende Bevölkerung und die Jugendlichen in ganz Deutschland erfassen“ müsse und „nicht vor der Teilung Deutschlands haltmachen dürfe“? (Aufruf der Initiative „Biermann nach Bochum“)

Kann es jemals die Grundlage einer linken Politik sein, das Problem der demokratischen Rechte und Freiheiten von der unterschiedlichen, ja gegensätzlichen gesellschaftlichen Wirklichkeit in beiden deutschen Staaten zu abstrahieren, also mit einem klassenneutralen Demokratie- und Freiheitsbegriff zu operieren und dabei auch die Tatsache des scharfen Klassenkampfes zwischen den beiden entgegengesetzten Gesellschaftssystemen zu ignorieren? Auf wessen Basis man sich da findet, auch darüber gibt der Bochumer Aufruf Aufschluß, der die Bedrohung demokratischer Rechte und Freiheiten in der Bundesrepublik verbal anführt, den Stoß aber in feiner Differenzierung gegen die CDU/CSU (die die Freiheit „verstümmelt“) und gegen das sozialistische Gesellschaftssystem der DDR (das die Freiheit „verbannt“) richtet. In tugendhafter Reinheit erstrahlt dabei die rechte Sozialdemokratie.

Folgerichtig gilt der Bochumer Initiative, in ihren Informationen Nr. 2, die SPD als „Träger“ und „entscheidende Kraft für die Verwirklichung der demokratischen Rechte und Freiheiten“. Vergessen ist – oder soll es sein? – die Verabschiedung der Notstandsgesetze durch die Große Koalition von CDU/CSU und SPD. Elegant umgangen wird die Wiederaufnahme der alten undemokratischen Praxis der Berufs-

Gerd Deumlich: Eine falsche Dimension oder richtige Perspektiven

verbote vor fünf Jahren durch den Hamburger SPD-Senat und die Übernahme als bundesweiten „Radikalerlaß“ durch den damaligen Bundeskanzler Brandt im Zusammenwirken auch mit CDU/CSU-Landesregierungen. Geschwiegen wird über die Serie von gravierenden Einschränkungen der demokratischen Rechte und Freiheiten: vom Freibrief zur Liquidierung der verfaßten Studentenschaften durch das Hochschulrahmengesetz bis zum Paragraphen 88 a, diesem Fallstrick für die Meinungsfreiheit und die Freiheit der Kunst. Kein Wort vom ganzen Ausmaß des Demokratieabbaus in der Bundesrepublik, seinem Ursprung in der Absicht, das großkapitalistische System zu stabilisieren, kein Wort von den Verantwortlichen und den Ausführenden.

Es hilft nichts: Auch wenn unter dem Bochumer Aufruf die Namen vieler stehen, die in ein linkes Bündnis gehören, – hier handelt es sich um einen neuen Anlauf im Kampf gegen den Sozialismus unter rechtssozialdemokratischen Vorzeichen.

Denn was soll es, wenn man einerseits über die „Vergewaltigung der nationalen Einheit des Selbstbestimmungsrechts des deutschen Volkes nach 1945“ wehklagt, andererseits sich für „die Verwirklichung der Einheit der Arbeiterbewegung in ihren Zielen von Freiheit und Sozialismus in Europa“ erwärmt, aber beides nicht etwa als Komponenten einer antiimperialistischen Politik versteht, was eine Logik ergäbe, sondern beides gegen die DDR und den realen Sozialismus kehrt. Darum brauchten solche SPD-Politiker wie der Westberliner Bürgermeister Klaus Schütz, Horst Ehmke, Egon Bahr, Peter von Oertzen, Karl Günter Kronawitter keinesfalls über ihren rechten Schatten zu springen, als sie in die Initiative „Biermann nach Bochum“ einstiegen.

Schon dieser Umstand sollte zu denken geben und kann nicht etwa mit der Ausflucht von den „falschen Freunden“ abgetan werden, die man sich nicht aussuchen könne; konsequenterweise kann man es da wohl nur mit Dieter Süverkrüp halten, der, im konkreten Falle zwar auf Biermann gemünzt, aber allgemein zutreffend die Selbstverantwortlichkeit für jede politische Stellungnahme unterstreicht: „Sie muß unmißbrauchbar sein, das ist das mindeste.“

Mehr noch muß aber die Verdeutlichung aufhören lassen, die das vorgebliche Eintreten für die demokratischen Rechte und Freiheiten „in ganz Deutschland“ erfahren hat. Heinz Brand formuliert, was im Zusammenhang mit dem Fall Biermann jetzt öfter zu hören ist: „Wir radikalen Demokraten, freiheitlichen Sozialisten in der Bundesrepublik, haben denen da drüben in der DDR einen entscheidenden Vorteil voraus: die demokratischen Freiheiten. Bei uns sind sie abzuschirmen, drüben überhaupt erst herzustellen.“ (*das da*, 1/77) Allerdings irrt Heinz Brand, wenn er in diesem Zusammenhang sagt:

„Wolf Biermann irrt, wenn er in der DDR den ‚besseren Staat‘ sieht.“ Denn auch Biermann wußte, anspielend auf das Sozialismus-Bild der Bundesbürgerschaft, welches diese schöpft „aus der Beobachtung der Wirklichkeit, wie sie sich ihr darstellt und in den Massenmedien dargestellt wird“ inzwischen mitzuteilen: „Sie sehen, daß dort die Menschen weniger Freiheit haben, sich zu äußern, als in der bürgerlichen Gesellschaft.“ (*Spiegel* Nr. 48/22. 1. 77).

Das sagt schon einiges aus über den im gleichen Spiegel-Interview von Biermann erhobenen Anspruch, „die Verhältnisse in der DDR von einem linken Standpunkt aus“ zu kritisieren. Für uns jedoch bleibt zunächst zu fragen, was eigentlich von

einem linken Standpunkt in bezug auf die Verhältnisse in der Bundesrepublik übrigbleibt, wenn man nicht über einen bürgerlichen Freiheitsbegriff hinauskommt und sich einem die Dinge auf den Kopf stellen. Da kommt unversehens Willy Brandt mit der These zu seinem Recht, daß nach geschichtlicher Erfahrung Gesellschaften mit Privateigentum an Produktionsmitteln mehr Freiheit hervorgebracht haben als alle anderen Gesellschaftsordnungen; das ist wenigstens ein sauberer kapitalistischer Klassenstandpunkt, der den Zusammenhang von Eigentumsverhältnissen und Freiheit bürgerlich interpretiert.

Diese Logik aus der Betrachtungsweise des „demokratischen Sozialismus“ stellt vor jeden Linken unausweichlich die Frage, ob man sich aufgrund eigener Erfahrung mit den politischen Herrschaftsmechanismen des staatsmonopolistischen Kapitalismus in diese Richtung bewegen will angesichts der Tatsache, daß wir es mit dem Klassenkampf zwischen Gesellschaftsordnungen in beiden deutschen Staaten zu tun haben, in denen die Eigentums- und Machtfrage auf grundlegend entgegengesetzte Weise gelöst ist. Ist von daher der Freiheitsproblematik auf den Grund zu kommen, wenn man den Sozialismus daran mißt, ob er Freiheit gemäß abstrakten Freiheitsauffassungen verwirklicht? Steht die Frage nicht mehr: Freiheit für wen? Wird sie beim Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft in der Bundesrepublik nicht mehr so stehen? Hat der Kampf um den Sozialismus aufgehört, Klassenkampf um die Lösung der Machtfrage zugunsten der Arbeiterklasse zu sein? Man sollte doch wenigstens den Großkapitalisten noch zugestehen, die Vergesellschaftung der entscheidenden Produktionsmittel als eine arge Beschneidung ihrer Freiheit zu empfinden, wenn man ihnen auch nicht darin folgt, daß das Ende der Kapitalfreiheit das Ende jeglicher Freiheit sei.

Es wirkt schon einigermaßen komisch, in einem Land, dessen Entwicklung geradezu einen Intensivkurs über die klassenbedingte Beschränktheit bürgerlicher Demokratie ermöglicht, jetzt von allen Seiten Rosa Luxemburg zitiert zu hören, daß „Freiheit immer die Freiheit des Andersdenkenden“ sei. Müßte dies dann nicht wenigstens hier gelten, wo die bürgerlichen Freiheiten zu Hause sind? Natürlich ist von der Reaktion diesbezüglich nichts zu erwarten – wie steht es mit den Verfechtern des demokratischen Sozialismus? Wie viele von ihnen sind politisch verantwortlich oder administrativ an der Berufsverbotepraxis beteiligt? Und wie verhält es sich mit dem dieser Praxis vollauf entsprechenden Satz: „Wir Sozialdemokraten haben der DKP keine Entfaltungschancen gegeben; wir werden auch in Zukunft alles tun, um sie so klein zu halten wie bisher“. Er stammt von Horst Ehmke, bezeichnenderweise aus einem Vortrag „Der Demokratische Sozialismus als geistige und politische Kraft“ vor dem Gesprächskreis Wissenschaft und Politik der Friedrich-Ebert-Stiftung (Seite 23). Von dem Manne also, der mit anderen die offizielle Sozialdemokratie in der Kampagne für „Freiheit in Ost und West“ repräsentiert. Wobei diese inquisitorisch-antikommunistische Haltung ja nicht nur im verbalen Gegensatz zur beschworenen „Freiheit für Andersdenkende“ steht; „keine Entfaltungschancen“, „klein halten“, das meint nicht etwa geistige Auseinandersetzung mit den Kommunisten, sondern die handfesten undemokratischen Maßnahmen wie die Berufsverbote, die Fünfprozentklausel und andere Wahlbehinderungen der DKP, z. B. durch die Monopolisierung selbst der öffentlich-rechtlichen Medien für die Bundestagsparteien.

Sollte die Aufregung um Biermann den Blick für diese Fragwürdigkeiten der Losung für „Freiheit in Ost und West“ auf Dauer verstellen können?

Doch immerhin, man kann sich ja auf Rosa Luxemburg berufen. Dabei gehört es zu den Merkwürdigkeiten dieser Auseinandersetzung, wie dabei mit Rosa Luxemburg verfahren wird. Auch durch Leute, die sich u. a. über unkorrekten Umgang mit Biermann-Texten erregen (dabei ist ihnen insoweit zuzustimmen: Wer den Biermann genau bei seinem politischen Wort nimmt, für den schmilzt der Anschein des ehrlichen Sozialisten und solidarischen Kritikers dahin).

Mit Rosa Luxemburg wurde und wird Schindluder getrieben, um sie gegen den Sozialismus benutzbar zu machen. Rosa Luxemburg, die in der Oktoberrevolution „eine weltgeschichtliche Tat, deren Spur in Äonen nicht untergehen wird“, sah hat im Gefängnis von Breslau Aufzeichnungen über die russische Revolution gemacht, aus denen das zitierte Wort stammt. Wem ist es anzulasten, wenn nicht alles dem Kriterium der Praxis standhielt, was sie, abgeschnitten von Informationen und vom revolutionären Kampf, kritisch über die notwendigen Maßnahmen zur Sicherung der Revolution in Rußland schrieb?

Rosa Luxemburg jedenfalls hat diese Aufzeichnungen nie veröffentlicht. Das tat 1921 Paul Levi, um seinen Abfall von der kommunistischen Bewegung mit dem Namen Rosa Luxemburgs zu decken, die sich, 1919 ermordet, ja nicht mehr dagegen wehren konnte. Heute muß sie offenbar gegen den Versuch verteidigt werden, ihr politisches Leben auf die Aufzeichnungen von 1918 zu verkürzen, indem unterschlagen wird, wie sich Rosa Luxemburg theoretisch und praktisch entschied, als sie durch den Gang der Geschichte vor ähnliche Aufgaben gestellt war, wie Lenin und die russischen Kommunisten in der Oktoberrevolution. Das erklärt allerdings, weshalb gewisse Luxemburg-Liebhaber geflissentlich verschweigen, zu welchen Schlüssen sie durch die Erfahrungen der deutschen Novemberrevolution gelangte. Am 20. November 1918 nannte sie das „Feldgeschrei: Demokratie oder Diktatur“ eine „Parole der gegenrevolutionären Demagogie“. Auch sie „übernehmen gehorsam sozialistische Führer, ohne zu merken, daß die Alternative eine demagogische Fälschung ist. Nicht darum handelt es sich heute, ob Demokratie oder Diktatur. Die von der Geschichte auf die Tagesordnung gestellte Frage lautet: bürgerliche Demokratie oder sozialistische Demokratie? Denn Diktatur des Proletariats, das ist Demokratie im sozialistischen Sinne ... das ist der Gebrauch aller politischen Machtmittel zur Verwirklichung des Sozialismus, zur Expropriation der Kapitalistenklasse – im Sinne und durch den Willen der revolutionären Mehrheit des Proletariats, also im Geiste sozialistischer Demokratie.“ (Rosa Luxemburg, Ges. Werke, Bd. 4, Berlin, 1974, S. 362)

Was hält heute dem Kriterium der Praxis stand? Der Satz von der Freiheit, die immer Freiheit der Andersdenkenden sei – der nun auch noch so eingebracht wird, daß die gesellschaftliche Realität aus dem Bewußtsein verdrängt werden soll, um eine liberale Illusion hereinzulassen? Er geht nirgendwo in der Praxis auf. Es wäre nahezu unerfindlich, wie hier ein Gedanke einer sozialistischen Autorin dazu verwandt wird, einen abstrakten Freiheitsbegriff als sozialistische Maxime zu begründen, wenn nicht bestimmte Kräfte schlicht daran interessiert wären, klassenmäßigem Denken entgegenzuwirken. Demgegenüber trifft Rosa Luxemburgs aus der Erfahrung des Kampfes geborene Haltung zum Freiheitsproblem die Problematik unserer Tage.

Wer uns einreden möchte, in der DDR müßten demokratische Rechte und Freiheiten erst noch geschaffen werden, kann sich nicht auf Rosa Luxemburg berufen. Hier will man uns doch mit einem auf die Errungenschaften der bürgerlichen Demokratie reduzierten Freiheitsbegriff kommen, der, antikommunistisch gewendet, die soziale Wirklichkeit der Bundesrepublik verklärt und obendrein ignoriert, daß erst der Sozialismus solche für das arbeitende Volk entscheidenden Freiheiten garantiert und verwirklicht wie Freiheit von Völkerhaß, Rassismus und Kriegshetze, das Recht auf Arbeit, auf Bildung, die Gleichberechtigung der Frau, und auch die reale, sich ständig ausweitende Teilnahme der Werktätigen an den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen, also die Ausübung von Macht.

Erst in diesem Zusammenhang einer sozialistischen Demokratie erfahren die politischen Freiheiten wie Presse- und Meinungsfreiheit eine reale Fundierung und enorme Ausweitung, vor allem eine neue Qualität durch die endgültige Entscheidung der Machtfrage zugunsten der Arbeiterklasse, mit ihren friedlichen, solidarischen, menschlichen Interessen.

Offenbar können manche, die jetzt nur wie liberale Schöngeister mit der Frage der demokratischen Rechte und Freiheiten zurechtkommen, sogar noch von der Großbourgeoisie lernen: daß es dabei letztlich auf den sozialen Gehalt von Freiheit ankommt. Der Bundesverband der Deutschen Industrie jedenfalls beantwortete den Gedanken eines verfassungsmäßig verankerten Rechts auf Arbeit ohne Umschweife mit der Feststellung, das wäre das Ende der freiheitlich-demokratischen Grundordnung.

Nicht jeden Tag trifft man auf eine derart gewagte Identifikation der Klasseninteressen des Großkapitals mit der Freiheit schlechthin, in Frontstellung gegen ein so lebensnotwendiges und populäres Recht wie das auf Arbeit. Und das war kein falscher Zungenschlag. In einer ausführlichen Studie entwickelt das Institut der deutschen Wirtschaft diese Position in extremer Deutlichkeit. Ein grundgesetzliches Recht auf Arbeit widerspreche den von den Unternehmern vertretenen „Grundwerten“, schränke die „unternehmerische Betätigungsmöglichkeit“, ja die „Persönlichkeitsentfaltung“ des Unternehmers ein. Durch die Realisierung eines Rechts auf Arbeit werde „der strukturelle Selbstreinigungsprozeß der Wirtschaft unterbunden“ und „eine unter dem Diktat der absoluten Vollbeschäftigung (!) stehende Wirtschaftspolitik“ bringe nur Unstabilität hervor. Also dürfte auch die im Artikel 12, Absatz 1 des Grundgesetzes „garantierte freie Berufswahl“ sowie die „ungehinderte Ausübung des gewählten Berufes“ nicht für die Forderung nach einem Recht auf Arbeit in Anspruch genommen werden. Und auch die Menschenrechtserklärung der UNO von 1948, worin „Schutz gegen Arbeitslosigkeit“ als Recht eines jeden proklamiert wird, habe „nicht die rechtliche Qualität eines völkerrechtlichen Vertrages“, sondern stehe nur „im Range einer unverbindlichen Erklärung.“ (D. Barth, Recht auf Arbeit, Beiträge zur Gesellschafts- und Bildungspolitik, Köln, 8/1976)

Kann man eigentlich noch deutlicher darauf gestoßen werden, wie es, bei einer Million Arbeitslosen, um die Verwirklichung der Menschenrechte hierzulande steht, wo sogar manche Linke meinen, ihre Glaubwürdigkeit durch einen Kampf für die Sicherung der Menschenrechte im Sozialismus beweisen zu müssen. Wogegen will man denn die klare und glaubwürdige sozialistische Auffassung eintauschen, daß

Freiheit materiell garantiert sein muß und das Recht auf Arbeit hierbei ein zentrales Kriterium dafür ist, welche Gesellschaft die Grundrechte für die Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit verwirklicht. Das ist eindeutig der Sozialismus, der reale Grundrechte, wie das auf Arbeit, auf Bildung, auf soziale Sicherheit und gesellschaftliche Mitwirkung und Mitbestimmung für den Einzelnen schafft, die haushoch der hochtrabenden Phraseologie über Grundwerte überlegen sind, worin inzwischen SPD und CDU/CSU sogar zur Wortgleichheit in den immer wieder strapazierten Begriffen gelangt sind! Gibt man nicht einen entscheidenden Vorteil im Kampf für die sozialen Rechte der Werktätigen und schließlich für den Sozialismus in der Bundesrepublik preis, wenn man blind ist für die realen Freiheiten und Menschenrechte im Sozialismus?

Soll stattdessen das Vorhandensein oder das Ausmaß von Freiheit im Sozialismus daran gemessen werden, ob sich die Arbeitermacht immer wieder in Frage stellen läßt? Oder müssen nicht, um mit Rosa Luxemburg zu sprechen, alle „politischen Machtmittel zur Verwirklichung des Sozialismus“ gebraucht werden? Jeder Sozialist in der Bundesrepublik müßte eigentlich beurteilen können, welch ein kompliziertes Unterfangen, darum auch welch eine revolutionäre Leistung es war, die Arbeiterklasse und die anderen werktätigen Schichten in der DDR von den konkreten ideologischen, politischen und ökonomischen Bedingungen aus, welche die Kommunisten dort vorfanden, zur bewußten Entscheidung für die Überwindung des Kapitalismus, für den Aufbau des Sozialismus zu führen. Ich halte es für produktiver, die interessanten Erfahrungen dieser sozialistischen Revolution in der DDR zu studieren, als von unserer Warte aus darüber zu befinden, daß – von wegen der Demokratie – eigentlich die Arbeiterklasse in der DDR immer wieder „im freien Spiel der Kräfte“ vor die Entscheidung Kapitalismus oder Sozialismus gestellt werden sollte. Für Sozialisten kann wohl nur eines akzeptabel sein: Die Mobilisierung der Werktätigen zur entschiedenen Verteidigung des Sozialismus und zu seiner Vervollkommenung gemäß dem mit dem 8. und 9. Parteitag der SED eingeschlagenen Weg. Keine Frage, auch die herrschende Klasse im Kapitalismus kann gar kein anderes Demokratieverständnis haben als das von ihren Klassen-, d. h. Machtinteressen bestimmte, und die rechte Sozialdemokratie unterstützt sie dabei, denn nirgendwo stellt sie weder theoretisch noch praktisch die Macht des Großkapitals ernsthaft in Frage.

Können die Sozialisten mit ihrem Anspruch, demgegenüber den demokratischen Fortschritt zu verkörpern, etwa dadurch bestehen, daß sie die Losung nach uneingeschränkter Freiheit für alle aufstellen? Die Logik wäre, auf den Kampf für die Klasseninteressen der Arbeitenden zu verzichten, denn, ganz abgesehen von einer gesellschaftlichen Umwälzung, schon die Forderungen nach Mitbestimmung in der Wirtschaft, in den Medien, im Erziehungs- und Bildungswesen laufen so oder so auf die Einschränkung des gesellschaftlichen Einflusses, d. h. der Freiheit des Großkapitals hinaus. Schleyer und Springer verstehen das so, sie können gar nicht anders. Das hindert uns jedoch nicht, für unsere Forderungen zu kämpfen. Es geht immer um Freiheit für wen!

Wer für Sozialismus eintritt, kann die Errungenschaften der bürgerlichen Demokratie, die allgemeinen politischen Freiheiten nicht als die höchsten Werte der Freiheit an sich ansehen. Ausmaß und Richtung ihrer Verwirklichung sind klassen-

bedingt; unter bürgerlichen Verhältnissen bleiben Wahlrecht, Pressefreiheit usw. vorwiegend Instrumente der bürgerlichen Herrschaft, und für die Werktätigen geschieht die Einschränkung ihrer Freiheit nicht nur durch die politische Macht des Kapitals, sondern durch ihren gesellschaftlichen Status als Ausgebeutete, von materiellen und geistigen Fesseln Niedergehaltene, durch das Fehlen der sozialen Befreiung. Im Kampf für den Sozialismus und in der sozialistischen Gesellschaft sind die politischen Freiheiten, wie sie zum ersten Male die bürgerliche Demokratie proklamierte, nur ein Teil des Freiheitsproblems. Das macht die Kommunisten weder gleichgültig gegenüber noch unglaublich in der Verteidigung der demokratischen Rechte und Freiheiten, wie sie die Verfassung als Grundrechte vorsieht. Wo der Großbourgeoisie das Grundgesetz zu eng wird, so daß sie in ihrem Klasseninteresse einen fortschreitenden Demokratieabbau, verbunden mit der Aushöhlung und direkten Verschlechterung des Grundgesetzes betreibt, müssen die konkreten Grundrechte dieser Verfassung als demokratische Voraussetzung und Spielraum für den Kampf der Arbeiterbewegung verteidigt werden. Das macht entscheidend die konkrete historische und nationale Spezifik des Klassenkampfes in der Bundesrepublik aus.

Wer trägt dem nun Rechnung, d. h. wer orientiert sich an den nationalen Gegebenheiten: die DKP mit ihrem Eintreten für die politischen und sozialen Interessen, wie sie sich konkret in dieser kapitalistischen Realität im Geltungsbereich des Grundgesetzes stellen, – oder die Kampagne für „Freiheit in ganz Deutschland“, die das Problem der demokratischen Rechte und Freiheiten zunächst gesamtdeutsch vernebelt, um bei einer offensichtlichen Stoßrichtung gegen die sozialistische Gesellschaft in der DDR anzulangen. Man kann das natürlich auch als nationale Politik verstehen – allerdings nur im Sinne der offiziellen Bonner Deutschlandpolitik, die noch immer den Anspruch kultiviert, für die Freiheit der Brüder und Schwestern in der DDR einzustehen.

Bleibt also festzuhalten, daß sich eine Kampagne wie die Bochumer Initiative, völlig unabhängig von subjektiv lauter Motiven vieler Anhänger, als ideale Ergänzung rechtssozialdemokratischer Regierungspolitik herausstellt, als eine Plattform, auf der sich ehrliche Linke im Bündnis mit rechten SPD-Politikern wiederfinden, für die das Verbot jeder Aktionseinheit von Sozialdemokraten und Kommunisten Parteidogma ist, gegen das man nicht ungestraft verstößt, und auch in der Gesellschaft von Revolutionsstrategen wie Rudi Dutschke, der schon einmal mithalf, eine linke Bewegung, die Studentenbewegung der 60er Jahre, in die Sackgasse zu führen, und der jetzt die Entdeckung macht, der DKP sei es nur darum gegangen, „die SDS-Kontinuität politisch-organisatorisch und ideologisch zu brechen, die Niederlage zu vervollständigen.“ „Auf der ideologischen Ebene“ sei das „niemals vollständig gelungen, wenn auch jahrelang auf der politisch-organisatorischen Ebene“. (das da, Jan. '77). Doch gerade hierin würde sich nun eine „Wendung anbahnen“. Da darf man gespannt sein!

Bei alledem sind bestimmte Zusammenhänge kaum noch zu übersehen. Zum einen: Es ist erklärte Position der SPD-Führung, daß es links von der SPD keine Kraft geben dürfe. Doch mit bloßem Vorgehen gegen Linke ist es da nicht getan. Da muß man schon Plattformen zulassen, die geeignet sind, Sperren gegen das Zusammengehen mit der DKP zu errichten und linkes Potential punktuell in die Gesamtstrategie des

demokratischen Sozialismus zu integrieren. Das Interesse der SPD-Führung für die Bochumer Initiative ist unverkennbar. Hier ist das Konzept zugegebenermaßen gegenüber früheren Ansatzpunkten wirksamer aufgegangen. Fragt sich nur, wie lange diese „Neuorientierung“ den tatsächlichen Erfordernissen des Kampfes zur Verteidigung der demokratischen Rechte und Freiheiten in der Bundesrepublik standhalten kann.

Zum zweiten: Die SPD-Führung ist immer mehr in Verlegenheit geraten, wie sie mit dem Widerstand gegen die Berufsverbote im In- und Ausland fertig werden soll. Auch Verharmlosungsmanöver fruchteten nicht. Kann da etwas gelegener kommen als eine Kampagne wie die für Biermann, die den Stein des Anstoßes nach draußen, sogar in ein sozialistisches Land verlagert und die Bewegung gegen Berufsverbote im eigenen Land irritieren und spalten kann?

Ist schon eine Duldung der Berufsverbote nicht zu erreichen, so kann es hilfreich sein, wenn fortan jeder der Bedingung unterworfen wird: „Niemand kann glaubwürdig gegen die Praxis der Berufsverbote, wie gegen die Beschneidung der Meinungsfreiheit und der politischen und gewerkschaftlichen Tätigkeit in der BRD auftreten, ohne die Verhältnisse in der DDR zu verurteilen.“ Was schert einen da die Schande, daß man unter einer SPD-Führung überhaupt gegen antidemokratische Praktiken auftreten muß, auf den antikommunistischen Drall kommt es an. Da könnte sich vielleicht die Wachsamkeit und die Empörung gegen die verschärft fortgesetzten Berufsverbote abstumpfen, und es könnte übersehen werden, daß in den Berufsverbotsverfahren oft genug sozialdemokratische Regierungsfunktionäre von den Betroffenen dieselbe „Verurteilung der Verhältnisse in der DDR“ verlangen, wie sie der Bochumer Aufruf zum Kriterium der Glaubwürdigkeit im Eintreten gegen Berufsverbote macht. Wenn manchmal eingewandt wird, erst die Ausbürgerung Biermanns aus der DDR habe zu seinem „Fall“ geführt, so ist das eine durchsichtige Zeit- und Problemverschiebung. Am Anfang stand das Hochspielen der gegen die DDR gerichteten Kampagne, von Biermann mit aus der Taufe gehoben, um die „gesamtdeutsche Dimension“ zu personalisieren – und das zu dem rechten Zeitpunkt, kurz vor dem fünften Jahrestag des „Radikalenerlasses“, angesichts eines anwachsenden Protestes dagegen.

Zum dritten: Der „demokratische Sozialismus“, der in mancher Hinsicht den Erwartungen der Großbourgeoisie gerecht geworden ist, und darum noch immer einen beträchtlichen Vertrauensvorschuß genießt, (er stellt ein für die Kapitalistenherrschaft einigermaßen funktionierendes Krisenmanagement; er ist unbedingt zuverlässig in Sachen Hochrüstung und Neokolonialismus, er hat seine Erfahrungen und seinen Einfluß gegen den revolutionär-demokratischen Prozeß in Portugal eingebracht; er nimmt für sich in Anspruch, Aktien am sogenannten Eurokommunismus zu haben) ist natürlich auch daran interessiert, seinen Anspruch, die Alternative zum Kommunismus zu sein, durch aktives Einwirken auf die Entwicklung in den sozialistischen Ländern effektiv zu machen.

Hier treffen sich antikommunistische Intentionen der rechten Sozialdemokratie und Herrschaftsinteressen der Großbourgeoisie auf das Innigste in dem Versuch, den Zwang zur Anpassung an das internationale Kräfteverhältnis zu kompensieren und die Verträge von Helsinki unter Perversion der Entspannungsidee für eine verstärkte antisozialistische Strategie zu nutzen. Die allgemeine Krise des Kapitalismus

stimuliert dieses Bemühen, und die führenden Kreise der Bourgeoisie haben sich längst taktisch darauf eingestellt, daß da mit einem waschechten kapitalistischen Modell nichts mehr zu gewinnen ist. Man akzeptiert und fördert die Variante „Sozialdemokratisierung“. Der „demokratische Sozialismus“ hat den Kapitalismus abgelöst, aber nicht etwa als neue Gesellschaftsordnung in den kapitalistischen Ländern, — dort ist vielmehr seine systemstabilisierende Funktion zu studieren — sondern als letzte Hoffnung des Kapitalismus im Kampf gegen den Sozialismus.

Darauf setzte man 1968 in der CSSR und richtet nun seine Hoffnungen auf die DDR, weil dort „Kritiker des Sozialismus“ wie Biermann ansprechbar geworden sind für eine Kampagne „Freiheit in ganz Deutschland“. In der rechten SPD-Führung und selbst in bürgerlichen Medien stört es kaum, daß sich Biermann als kleinbürgerlich anarchistischer Revolutionär aufspielt; man ist vielmehr erbaut darüber, wie er die Arbeiter- und Bauernmacht als „monopolbürokratisches Herrschaftssystem“ angreift, das zu einer „festen gesellschaftlichen Macht, Form und Lebensweise . . . geronnen ist“, also „sich nicht mehr nur in fließenden Übergängen überwinden“ läßt, weshalb „schon so etwas wie eine zweite Revolution nötig“ ist. (Biermann in *konkret* 1/77.) Es ist ihnen nur recht, daß so einer sich mit seinem „ganzen Gefühls- und Denkapparat extrem spezialisiert auf diese Phase nach dem ersten Schritt der Revolution“ (Biermann im *Spiegel* Nr. 43/22. 10. 73), wenn ihm nichts weiter vorschwebt als der „demokratische Sozialismus“. Inhaltlich ist da nichts neu. Neu ist nur der Anlauf, eine solche antisozialistische Richtung gesamtdeutsch zu organisieren und die DDR solange unter „linken Druck“ zu setzen, bis sie akzeptiert, daß eine vom Boden der Bundesrepublik gesteuerte, mit allen Weihen des nationalistischen Anspruchs, für „ganz Deutschland“ zu handeln, versehene Kampagne in ihre inneren Verhältnisse eingebaut wird. Darum wollte man sich Biermann in der DDR erhalten; man sieht ihn aber auch gerne hier und teilt seine Freude, wie integrierend er auf die Linke wirkt. Wen wundert es da, daß Biermann in unseren Medien eine „Chance der Selbstdarstellung“ geboten wurde, „wie sie hierzulande noch keinem politischen Schriftsteller widerfahren ist“. (*Die Zeit*, 26. 11. 76.)

Seit die DDR mit der Ausbürgerung Biermanns dieser Neuauflage einer gesamtdeutschen Vereinnahmung der DDR und der Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten einen Riegel vorschob, hat sich gegenüber der ersten Aufregung wieder einiges gesetzt. Die anfängliche einhellige Parteinahme für den „kritischen Kommunisten“, bis hin zur CDU und der großbürgerlichen Presse, differenzierte sich. Man weiß dort natürlich, daß es nicht das unmittelbare Geschäft von ausgesprochen rechten Kräften sein kann, die Kampagne am Laufen zu halten.

Geblichen jedoch ist die wohlwollende Hoffnung der Bourgeoisie, daß es mit der Kampagne für „Freiheit in ganz Deutschland“ gelingen möge, gegenüber dem Sozialismus in die Offensive zu kommen. So erbaut sich die FAZ über ein „Zusammenspiel der Sozialisten Westdeutschlands und der Eurokommunisten Westeuropas mit den unsicheren Kantonisten in der DDR“ und darüber, daß in „Deutschlands getrennten Teilen“ eine „Moskau abgewandte sozialistische Linke unvermittelt gemeinsam in Erscheinung tritt und sogar von ‚Einheit‘ spricht.“ Und man plaudert sogar ein bißchen viel aus der Schule: „Es könnte sich zeigen, daß die Beseitigung der — bisherigen — sozialistischen Gesellschaft in der DDR ‚eine aufgeschobene, aber

nicht aufgehobene Sache ist‘ . . . es geht um die Frage der Macht.“ (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24. 11. 76.)

Geblichen ist jedoch auch die Notwendigkeit in der Bundesrepublik, das Bündnis der Linken für die Interessen des Volkes in diesem Land voranzubringen. Wenn aber, wie sich jüngstens zeigte, Hoffnungen der Großbourgeoisie auf Irritierung und Spaltung unter den Linken nicht nur bloß ein frommer Wunsch sind, dann müssen offenbar die Grundlagen und Perspektiven eines linken Bündnisses weiterhin in offener Diskussion genauer bestimmt werden. Der gemeinsame Kampf gegen die Berufsverbote, für die allseitige Verteidigung der demokratischen Rechte und Freiheiten, für die sozialen Interessen der Werktätigen, gegen das Großkapital und seine politischen Sachwalter duldet da keinen Aufschub.

James Aldridge In Isolierung arbeiten

Das Gespräch führte Friedrich Hitzer.

Als ein Münchner Schriftsteller hörte, der kurbiskern wolle Erfahrungen über die Situation von Autoren in verschiedenen europäischen Ländern darstellen, meinte er, das sei doch überall dasselbe, schon des öfteren geschrieben und daher für den Leser uninteressant. Ich bin mir da nicht so sicher.

Wie Du weißt, besteht das Hauptproblem eines jeden Schriftstellers im Westen darin, daß wir alle im Grunde genommen in Isolierung arbeiten. Und das ist eine Schwäche. Es ist schon immer die Schwäche der Schriftsteller im Westen gewesen und ist vermutlich besonders ausgeprägt in England. Denn Autoren sind hier mehr als in irgendeinem anderen Land zwar nicht gerade unorganisiert, aber doch beinahe sich selbst überlassen. In der Bundesrepublik habt Ihr allerlei Organisationen, die auf vielen, jedenfalls auf einigen Ebenen für die Berufsgruppe Schriftsteller funktionieren. Und dann habt Ihr auch in Westdeutschland Einrichtungen, die sehr stark und international ausgerichtet sind, wie etwa den P.E.N.-Club. Sie alle haben unter Intellektuellen eine Bedeutung, eine berufsmäßige Bedeutung. Der Fluch eines Schriftstellers in England heißt – ich spreche hier nicht in politischer oder sozialer, sondern einfach in traditioneller Hinsicht –: Du hast nahezu Amateur zu sein. Schriftsteller wurden immer als Amateure angesehen. Und das erzeugt Widerstand gegen Schriftsteller, die ernsthafte Berufsgruppen bilden.

Von welcher Seite kommt dieser Widerstand?

Nun – von allen Seiten. Es gibt alte, etablierte Berufsgruppen wie etwa die *Author Society*. Aber, sieh mal, sie hat keine andere gesellschaftliche Basis als die einer Sammlung von Schriftstellern, die einfach Mitglieder dieser Society sind. Aber es ist wirklich keine Berufsgruppe, wie sie das etwa in der Bundesrepublik Deutschland wäre, auch in den Vereinigten Staaten oder in Frankreich, wo Schriftsteller als Schriftsteller gelten und eine ernsthafte Rolle spielen, als Teil der gesellschaftlichen Gruppe der Intelligenz, was sehr wichtig ist. Aber Schriftsteller in England hatten niemals jenen Status. Den erlangten sie etwa in Amerika, in Frankreich, in Deutschland. Doch hier haben sie ihn nicht. Sie mögen diesen Status individuell erreichen, doch keinesfalls in kollektiver oder sozialer Hinsicht.

Aber da gibt es doch jetzt auch eine aktivere Gruppe als die Author Society?

Ja, es gibt eine Gruppe, die sich davon abgespalten hat und unter dem Namen *Writer's Guild* bekannt wurde. In der letzten Zeit war die *Writer's Guild* vorrangig damit befaßt, Vergütungen auf Buchausleihungen in öffentlichen Bibliotheken durchzusetzen. Das erforderte eine große und komplexe Organisation von Leuten, von Parlamentariern usw. Das Gesetz kam nicht durch das Parlament. Aber jedenfalls handelt es sich um eine Gruppe von Leuten, die kämpferischer sind als die *Author Society*.

Ist die Society konservativer eingestellt als die Guild?

Ich habe immer den Eindruck, daß die *Author Society* mehr Club als Organisation ist. Und nebenbei bemerkt: Bernard Shaw hat alle Rechte seiner Dramen der *Author Society* vermacht, so daß diese sehr sehr reich geworden ist, aber ich weiß darüber wirklich zu wenig Bescheid. Die „angesehensten“ Schriftsteller sind Mitglieder der *Author Society*. Sie sind eben dabei! Fast so, als gäbe es nichts anderes und konkreteres zu tun als dazuzugehören. Vermutlich versuchen sie das Parlament zu beein-

James Aldridge: In Isolierung arbeiten

flussen, in Sachen wie Steuerprobleme der Autoren und so weiter. Als eine Gruppe von Intellektuellen, die am Beruf des Schreibens interessiert sind, mögen sie eine Bedeutung haben, doch sie haben auf die Schriftsteller keinen gesellschaftlichen oder politischen Einfluß. Als Autor empfindest du nicht, daß die Society wichtig ist oder existiert.

Gibt es Kontakte zwischen Schriftstellern und der Arbeiterbewegung?

Die *Writer's Guild* ist dem TUC (Trade Union Congress, die Dachorganisation der Gewerkschaften. F. H.) angeschlossen. Sie versucht, mehr oder weniger, wie eine Gewerkschaft aufzutreten, ist also dieser Richtung mehr zugeneigt. Sie versucht auch, wie eine Gewerkschaft, eine verhältnismäßig einfache Grundlage von Mindesthonoraren auszuhandeln – für Dramatiker, Fernsehautoren, Freischaffende, Übersetzer und dergleichen. Sie übernehmen auch die Rolle von Agenten im Interesse der Autoren, die keine Literaturagenten haben. Sie haben auch andere gute Arbeitsansätze. In dieser Hinsicht widerspiegeln sie einen Aspekt der Arbeiterbewegung. *Was ist die Haupteinnahmequelle für Schriftsteller? Können Autoren von Honoraren leben, die ihnen Bücher einbringen? Brauchen sie Einkünfte aus Beiträgen für Rundfunk, Fernsehen oder aus Nebenrechten wie Übersetzungen?*

Es ist schwer, wenn nicht gar unmöglich, daß ein Schriftsteller, jedenfalls ein Romanautor, von dem leben kann, was er in England verdient. Das wäre ungewöhnlich. Ein erfolgreicher Autor lebt primär von Übersetzungsrechten oder von Veröffentlichungen in Nordamerika, von Filmrechten oder anderen Nebenrechten. Die meisten Schriftsteller dürften es nicht als ihre Haupteinnahmequelle ansehen, was sie mit ihren Veröffentlichungen in England verdienen.

Kann man also sagen, daß die Haupteinnahme eines Buchautors aus den Einkünften des riesigen anglo-amerikanischen Marktes besteht, also England, Canada, die USA, Australien, New Zealand?

In erster Linie. Das heißt – alles zusammengekommen, und man kann davon leben. *Du sprichst davon, daß der Schriftsteller in Isolierung arbeitet, vor allem in England. Gibt es keine Begegnungen mit dem Publikum, mit Lesern? Wirst Du oder werden andere Kollegen nicht zu Lesungen und Diskussionen eingeladen, von Universitäten und Colleges, Buchklubs, Klubs, Buchhandlungen oder anderen Gruppen, die sich für Literatur interessieren? Nehmen wir an, Du hast ein neues Buch veröffentlicht, wirst Du zu einer Lesung eingeladen?*

Selten. Das mag hie und da vorkommen. Die *Book League* praktiziert es. Aber ich meine nicht, daß dies in England eine besonders verbreitete Tendenz ist.

Wo kommt es dann zu Kontakten zwischen einem Autor und seinen Lesern? Selbst wenn es sich nur um eine kleine Gruppe handelt. Ist das alles privat?

Das ist meist so privat, daß es unsichtbar bleibt. Ein Schriftsteller erhält vielleicht Einladungen von einer Universität, um über Probleme des Schreibens zu sprechen. Aber das wäre dann wiederum fast nur ein akademisches Problem. Nicht in dem Sinn, daß der Autor in einer akademischen Manier referieren müßte, sondern dergestalt, daß man eher an Problemen der Universität interessiert ist als an Fragen der Literatur.

Ergibt sich dies aus den Traditionen der Stellung von Schriftstellern in der englischen Gesellschaft, oder hängt das damit zusammen, daß Literatur und die vorherrschenden literarischen Formen eine größere Leserschaft mit Verständnisschwierigkeiten

belasten? Gibt es hier eine Diskussion über Probleme des Realismus, über Formen und Strukturen der Erzählweise?

Vermutlich hat das mit unseren Traditionen zu tun. Schriftsteller in England gingen häufig auch anderen Tätigkeiten nach – waren Rechtsanwälte, Richter, Ärzte, sogar Geschäftsleute. Das ist ein Stück Tradition, die Autoren in eine „halbberufliche“ Stellung versetzt: Sie sind „halb“ dies, „halb“ das – Halb-Schriftsteller, Halb-Intellektuelle, Halb-Akademiker usw. Vor etwa 60 Jahren hatte es beispielsweise eine unmittelbare Verbindung zwischen einigen Aspekten unserer Literatur und den arbeitenden Klassen gegeben, als das etwa heute der Fall ist. In der Zeit, in der sich die Labour Party herausbildete, spielte die Literatur eine wichtige Rolle, und es hatte seinerzeit unmittelbare Verbindungen zwischen dem Autor und seinem Publikum gegeben. Und was die Diskussionen über Probleme des Realismus betrifft – nun, die englische Tradition ist schon immer im Realismus verankert gewesen. In gewisser Hinsicht ist das so tief in uns verwurzelt, daß wir darüber nicht viel diskutieren. Es mag hier und da Diskussionen über diese Probleme geben, fast privat oder akademisch, in manchen Kreisen sogar literarisch professionell, aber nicht in einem breiten Sinn. Es ist nicht üblich, daß diese Diskussionen einen Schriftsteller als Problem beschäftigen.

Wenn Du die Tatsache beurteilst, die in der englischen Literatur, wie ich meine, stark auffällt, daß Helden in Romanen und Dramen, auch die Situationen, unter denen literarische Figuren existieren, sehr häufig in konfliktreiche gesellschaftliche Zusammenhänge gestellt sind, daß Menschen der arbeitenden Klassen differenziert gezeigt werden, findest Du das auch in der Literatur der Gegenwart? Woher beziehen Schriftsteller ihre Ideen, wenn sie so sehr in Isolierung arbeiten? Was sind ihre Quellen und Bezugspunkte?

Ich meine, Arbeiterliteratur oder Literatur über die Arbeiterklasse spielt sich in engen Grenzen ab. Es ist aber aufschlußreich, daß das Beste, was über die Arbeiterklasse geschrieben wird, in Literatur und Dramatik, übers Fernsehen vermittelt werden kann. Nicht alles davon ist gut, doch die besten Fernsehspiele über Themen der Arbeiterklasse enthalten kritisches und soziales Gedankengut. Sie sind hervorragend gemacht, ehrlich und realistisch, sowohl Fernsehspiele als auch halbdokumentarische Sendungen. Unsere besten, für die Arbeiterklasse engagierten Schriftsteller schreiben fürs Fernsehen. Sie können davon wohl leben, sie dürfen dafür bestimmt mehr Honorar erhalten als für ein Buch. Jedenfalls kann man übers Fernsehen einiges von den realen Problemen kennenlernen – wirkliche Arbeiterfamilien und ihre Lebensbedingungen, was für das einfache Volk viel bedeutet. Die Zahl der Bücher, die mit denselben Problemen zu schaffen haben, ist verhältnismäßig klein. Dagegen stellen sie in unseren Fernsehprogrammen einen festen Bestandteil dar. Das ist einer der besten Aspekte unseres Fernsehens. Interessanterweise wurde vor Jahren das Leben der Arbeiterklasse immer aus Positionen der Mittelklasse interpretiert. Sogar die Stücke und Sendungen, die Sympathien für das Leben der arbeitenden Klassen empfanden, waren von einer Mittelklassen-Position aus dargestellt. Als aber das Fernsehen in die Häuser von Millionen arbeitender Menschen ausstrahlte, konnte das nicht mehr so weitergehen, denn das arbeitende Volk sah Dinge, die unecht waren. Mehr als irgendeine andere Sache war es das Fernsehen in den Häusern der Arbeiterklasse, das unsere hervorragenden Fernsehspiele über das Leben dieser

Menschen anregte: Sie mußten der Wirklichkeit entsprechen. Man konnte nicht mehr von Mittelklassen-Positionen aus schreiben. Die Zuschauer aus der Arbeiterklasse machten sich darüber ganz einfach lustig. Man hat hier also eine sehr gute Verbindung zwischen Publikum und Autor erreicht – auf einem merkwürdigen Weg mußte der persönliche Kontakt zustandekommen, übers Fernsehen. Übrigens gibt es regelmäßig Programme, in denen Autoren beisammensitzen und mit einem Diskussionsleiter über ihre jüngsten Arbeiten reden. Manchmal werden daraus auch Textstücke vorgelesen. In kritischen und recht interessanten Programmen über drei oder vier Bücher.

Du bist vor dem Krieg aus Australien nach England gekommen. Hast Du in England oder in Australien mit dem Schreiben begonnen?

In Australien. Ich habe immer schon geschrieben, soweit ich mich zurückerinnere. Und ich habe wohl alles probiert. Weißt Du, mein Vater war Herausgeber einer Zeitung. Schreiben hat mich von meinen ersten Schritten an umgeben. Als ich nach England kam, arbeitete ich bei einer Zeitung. Ich war hierhergekommen, um eine Ausbildung zu erhalten. Statt dessen ging ich zu einer Zeitung. Dann brach der Krieg aus. Und ich wurde Kriegskorrespondent. Vom ersten Tag an. Ich war damals 21. Wo hast Du als Kriegskorrespondent gearbeitet?

Erst im russisch-finnischen Krieg. 1939. Ich wurde aus Finnland ausgewiesen. Dann war ich in Norwegen, und ich schrieb und arbeitete den ganzen Krieg hindurch, bis zum Ende. Ich war also die ganzen Jahre Kriegsberichterstatte, aber in einer besonderen Weise. Ich war kein Nachrichtenreporter. Zu meinem großen Glück konnte ich für eine Organisation arbeiten, die keine Nachrichten haben wollte. Es war die North American Newspaper Alliance. Die wollten Stories haben, wollten, daß du beschreibst, wie der Krieg ist. Ihre besten Autoren waren allesamt Romanciers, auch Hemingway. Schriftsteller sollten es sein, die für die North American Newspaper Alliance arbeiteten. Ich war also nie ein einfacher Tatsachenreporter. Ich versuchte, Krieg darzustellen. Und das war nützlich und wichtig für mich.

Deine Bücher sind eng mit der Erfahrung im Krieg verbunden?

O ja! Ich habe während des Krieges angefangen, Romane zu schreiben. 1945 gab ich den Journalismus als Hauptberuf auf und machte als Romancier weiter, bis heute. Ich habe jedoch niemals aufgehört, ein Mann der Zeitung zu sein. Und ich brauche das auch häufig, wie das andere vor mir brauchten – Dreiser, Hemingway u. a. Jedenfalls ist für mich der Roman eine Erweiterung dessen, was du im Leben tust, und das ist die Art, wie ich zu leben versuchte, nicht nur schreibend, sondern auch politisch. Freilich nicht immer mit Erfolg. Da hat es immer Schwierigkeiten gegeben, von der Sorte, die einer in England hat, wo du als Schriftsteller einfach nicht existierst, wenn es mit deiner Politik nicht stimmt... das war der normale Teil meines Lebens, für eine so lange Zeit, daß ich kaum mehr Notiz davon nehme.

Warst Du schon vorher politisch interessiert, oder war dies ein Resultat Deiner Erfahrung als Kriegskorrespondent?

Politisch interessiert war ich schon vorher. Ich war schon immer gegen Nazismus und Faschismus eingestellt. Bereits im Alter von 16.

Hat das mit Deinem Vater oder Deiner Familie zu tun?

Nein! Meine Familie war konservativ eingestellt, besonders mein Vater. Nach und

nach kamen wir zwar miteinander aus, aber er war auf der einen Seite und ich auf der anderen. Einer meiner engsten Freunde war der Sohn eines Eisenbahners. Und dieser Eisenbahner war es, ein alter Marxist, in Australien, der mich beeinflusst hat. Er war Engländer. Auch meine Familie war englisch. Ich war der einzige, der in Australien geboren wurde. Alle anderen waren Engländer. Meine Erziehung war angelegt, mich als Engländer zu betrachten. Der Vater meines Freundes war Mitglied der alten britischen Labour Party, ein alter Sozialist. Wir stritten miteinander. Als Freund seines Sohnes besuchte ich die Familie zu Hause – und wir stritten und stritten über alles in der Welt. Die ganze Zeit. Aber er war sehr, sehr geduldig, und er änderte meine Ansichten, als ich 16 oder 17 Jahre alt war.

Wenn Du zurückblickst und Deine Erfahrungen in den 30er Jahren, während der Jahre des Krieges und der Nachkriegszeit beurteilst, was würdest Du für uns heute als bedeutsam ansehen? Probleme der Kultur und des Bewußtseins für die jüngere Generation, die den Krieg nicht kennt? Siehst Du Verbindungslinien zwischen jener Zeit und der unseren? Ist das eine Sache der Vergangenheit oder gibt es hier etwas, was uns bis heute herausfordert?

Jene Periode darf man niemals vergessen. Es wäre ein Fehler, sie zu vergessen. Ich meine, man blickt offensichtlich mit einer anderen Perspektive zurück. Wir wissen jetzt, was geschah. Aber als wir es erlebten, ahnten wir nicht, was sein würde. Im Rückblick können wir das objektiver und nutzbringender betrachten als damals. In dieser Hinsicht sollte man sich in bestimmter Weise jener Periode erinnern – ich versuche das jedenfalls in meinen Büchern –, was das Gedächtnis der Menschen für die Bedeutung der Periode schärft. Was den nationalen Kampf betrifft, also für mich als Engländer, oder auch einfach als Person, die in Europa lebt, oder von einem welt-politischen Standpunkt aus. Man kann das, wie ich meine, nie ganz vergessen. Doch, offen gesagt, finde ich, aus anglo-amerikanischer Sicht und als Schriftsteller, die näherliegende Periode interessanter, die in den USA mit MacCarthy beginnt und bis zum Vietnam-Krieg führt. Mit anderen Worten: Den Kalten Krieg. Diese Periode erfordert viele Analysen und muß heute begriffen werden. Denn das lauert immer hinter der Ecke. Versuche, den Kalten Krieg zu restaurieren, sind allgegenwärtig. Damit will ich nicht sagen, daß diese Restauration sehr tief gehen kann und die alte Art der Reaktion wiederherstellt, es sei denn, sie würden uns in sehr ähnliche Situationen zurückführen, die es im Kalten Krieg gegeben hat. Das heißt: Feindschaft gegenüber der sozialistischen Welt, das Gefühl der Bedrohung – der sogenannten Gefahr aus dem Osten – und der angeblichen Notwendigkeit, sich in demokratische Prozesse anderer Länder in selbstgerechter Weise einzumischen. Alle diese Dinge hängen wie ein Damoklesschwert über unserem Leben, als Teil des Kalten Krieges. Alle nationalen und internationalen Ereignisse sind sehr eng miteinander verflochten. Als Schriftsteller finde ich, daß diese Periode wichtiger ist als die Vorkriegsperiode, als wir sehr leidenschaftliche Nazigegner waren. Jene Periode ist abgeschlossen. Wir müssen die gegenwärtige Situation meistern.

Siehst Du heute solche Entwicklungen in England und im kapitalistischen Teil Europas und worin erkennst Du den Kern des Problems, wenn Du Analysen der Periode des Kalten Krieges für notwendig hältst?

Solche Entwicklungen sind offenkundig. Wir brauchen nicht nur Analysen der Bedingungen des Kalten Krieges, sondern auch der Umstände dessen, was in Parallel-

situationen in jedem Land geschieht. Also Warnsignale, die wir permanent vor uns haben sollten. Was gegenwärtig vor sich geht, ist die Fortsetzung dieser Geschichte: Es gibt Befürworter und Gegner des Kalten Krieges. Dies zu beachten ist aufschlußreicher, als das Problem zu ignorieren.

In der Bundesrepublik gibt es ein Gesetz, das Berufsverbote legitimieren soll. Sehr häufig werden diese Vorgänge als eine neue Periode des MacCarthyismus beschrieben, der nicht nur die Demokratie in Westdeutschland bedroht, sondern auch in anderen Ländern Europas. Das erinnert mich an Deinen Satz von der Gefahr, die hinter der Ecke lauert. Du hast wahrscheinlich von diesem Gesetz gehört. Wie reagieren darauf die Engländer, insbesondere englische Intellektuelle? Betrachten sie das als eine ausschließlich westdeutsche Affäre, oder auch als einen internationalen Vorgang?

Nach meiner Auffassung gibt es nur zwei Möglichkeiten der Betrachtung: Was weiß unser Volk über dieses Gesetz, und wer ist es, der darüber Bescheid weiß? Die meisten Intellektuellen wissen wohl gar nichts darüber. Und die meisten von ihnen wissen das wohl aus dem Grund nicht, weil gegenwärtig englische Haltungen provinzieller geworden sind, als sie jemals zuvor waren. Deshalb sind wir daran auch nicht besonders interessiert, als Volk, unsere Intellektuellen eingeschlossen, was sich in anderen westeuropäischen Ländern abspielt. Wer jedoch über dieses Gesetz in der Bundesrepublik Bescheid weiß – das dürfte jeder sein, der einen scharfen politischen Verstand hat –, ist sich bewußt, daß damit in Europa eine Situation entstanden ist, auf die man achten muß. Diese Leute dürften das in zweierlei Hinsicht beurteilen: Einerseits finden sie es außergewöhnlich, daß so etwas gerade in einem deutschen Staat vorkommt, weil man immer von dem Gefühl ausgeht, hat einer schon einmal eine Lektion für eine Sache erteilt bekommen, müßte es doch genug Widerstand geben, daß das nicht nochmals geschieht. Andererseits hat es in Westdeutschland sehr viel bewundernswerte Kämpfe gegeben: viele Menschen sind sehr fest und heftig gegen dieses Gesetz aufgetreten. Vielleicht ist es das, was wir in politischen Kreisen darüber hören. Dieser Widerstand ist sehr, sehr wichtig. Das Moment, das es möglich macht, einen Menschen zu brandmarken und ihn dann zu vernichten oder seine Lebensmöglichkeiten in jeder Hinsicht zerstören zu können, verweist ganz offensichtlich auf einen gesellschaftlichen Konflikt, der diesen Vorgängen innewohnt. Jede Gesellschaft hat ihre Instrumente parat, die man gegen Menschen richten kann. Die wirkliche Frage lautet jedoch: Warum wird das getan? Auf welcher Seite? Sind die Angegriffenen Faschisten oder Sozialisten? Und wir wissen sehr wohl, warum das in Westdeutschland getan wird. Man unternimmt damit den Versuch, das gesamte Gebiet immer wieder einzugrenzen – vor allem das der Bildung und Ausbildung –, auf dem eine breitere Interpretation von Ereignissen und die gesellschaftliche Grundlage des Denkens vorangeführt oder unterdrückt werden kann. Ich meine, das ist sehr gefährlich.

Wenn ich die Szene Englands betrachte – und ich verfolge die Entwicklung nicht systematisch, sondern gehe von Eindrücken, Beobachtungen und Gesprächen aus – so finde ich, daß die britischen Massenmedien unsere Probleme kaum berühren. Natürlich sind die Probleme der Bundesrepublik nicht ihre Hauptaufgabe. Aber wenn davon die Rede ist, so stelle ich in den Reaktionen einen Zwiespalt fest. Einerseits herrscht hier die traditionelle antiteutonische Einstellung vor, die Kriegs-

erinnerungen zusammenfaßt und sich auf die alten Beziehungen zwischen Deutschland und England stützt. Ich habe dabei den Eindruck, daß dies getan wird, um das englische Publikum von den realen Konflikten und Problemen des eigenen Landes wie des unseren abzulenken. Die andere Haltung ist eine Art naive Bewunderung für ein deutsches Wirtschaftswunder, das es längst nicht mehr gibt. Wie erklärst Du Dir den Zwiespalt? Hat das mit dem Einfluß der Massenmedien zu tun? Ist das Ausfluß des provinziellen Denkens, worüber Du gesprochen hast? Wie begründest Du eine derartige provinzielle Reaktion eines ehemals weltoffenen Landes?

Sprechen wir erst vom Provinzialismus. Wir sind heute so provinziell eingestellt, weil jener historisch-imperialistische Aspekt unseres Lebens, dessen wir so lange sicher waren – über 200 Jahre lang – allmählich im Verschwinden begriffen ist. Wir sind überhaupt keiner Sache mehr sicher. Und das erzeugt eine Haltung, als würde man fast nur noch den eigenen Hinterhof betrachten. Wonach unsere Intellektuellen suchen und was sie in ihrem eigenen Hinterhof finden, beschränkt ihr Denken auf den Hinterhof. Wenn es zu Problemen wie der Haltung gegenüber den Deutschen kommt, dann meine ich, daß Du das richtig charakterisierst. Es ist eine merkwürdige Balance der beiden von Dir erwähnten Aspekte. Es gibt aber meines Erachtens noch einen dritten. Gewiß ist das eine ihr antiteutonisches bzw. antideutsches Gefühl, das von zwei Weltkriegen herrührt. Das andere ist ein eigentümlicher Gedanke, daß das „deutsche Wunder“ wirklich der Preis sei, den wir für den Sieg im Krieg bezahlt haben. Das paßt auch auf das „japanische Wunder“. Es ist das Gefühl, daß wir uns im Krieg beim Siegen erschöpft haben, daß Deutschland und Japan ihren Kopf behalten haben, wir haben sie dann nach dem Krieg gepöppelt und gepflegt und ihnen alles gegeben, was sie nötig hatten. Und nun, schaut sie mal an! Usw. usw. Der dritte Faktor ist eine Art fortgesetzter Vergleich zwischen dem überlegenen Briten und dem dummen, unterlegenen Deutschen. Merkwürdig ist nur, daß einige der Leute in England, die Hitlers Verhalten insgeheim bewundern, dieselben Personen sind, die Deutschland lächerlich machen als das „Land der Hunnen“. Das ist kompliziert. Unsere Filme und Fernsehserien leisten dazu ihren Beitrag. Wir hatten einmal ausgezeichnete Antinazifilme, und die sind wichtig. Doch manchmal herrscht die Tendenz vor – insbesondere in Comics für Kinder, wo gezeigt wird, was für Dummköpfe die Nazis und was für lustige, schlaue Burschen unsere Jungs waren. In erster Linie – unsere Mittelklassen-Offiziers-Jungs. In manchen „seriöseren“ Filmen wird die alte deutsche Offizierskaste – der wahre „Deutsche Aristokrat“ – ständig von den vulgären Nazis abgehoben, so, als wären diese Offiziere die wahren Deutschen, während die Nazis lediglich vulgäre Emporkömmlinge gewesen sein sollen. Vielleicht stimmt das zum Teil – aber keineswegs so, wie es hier, in England, dargestellt wird. Was dagegen fehlt, beinahe vollständig fehlt, sind Engagement und Verständnis in unseren Medien, in Filmen und Literatur, für den langanhaltenden mutigen Widerstand in Deutschland selbst. Vor dem Krieg, während des Krieges und nach dem Krieg war es doch der wahre deutsche Widerstand gegen den Nazismus, der zu den mutigsten in Europa gehörte – und dies sollte auch nicht vergessen werden. Manchmal will man uns den Eindruck vermitteln, als sei der Nazismus nur in Deutschland möglich. Nichts wäre so falsch und gefährlich wie das. Es kann überall geschehen. Und es schlummert in jeder westlichen Gesellschaft. Was wir mit dem Volk und der Situation in der Bundesrepublik gemeinsam haben, ist, daß wir alle mit

derselben Krise in der westlichen Welt konfrontiert sind. Diese Krise wird über uns alle kommen, früher oder später. Eines können wir von Eurem Beispiel lernen: Wie Intellektuelle zu organisieren sind, insbesondere Schriftsteller, um dem reaktionären Angriff auf die Kultur zu widerstehen, dem Angriff auf die humanen Werte, die wir gemeinsam – als Intellektuelle – verteidigt haben, über eine sehr lange Zeit.

Im Oktober/November 1976 besuchte eine Delegation schwedischer Schriftsteller die Bundesrepublik Deutschland. Ihr Besuch war von der Lübecker „Deutschen Auslandsgesellschaft“ organisiert. Die Verdienste um den Kulturaustausch zwischen unserem Land und den skandinavischen Ländern gehen vor allem auf die persönliche Initiative und den Einsatz von *Heinrich* und *Karsten Jessen* zurück. Ihnen ist es zu verdanken, daß es im Verlauf der letzten Jahre zu Begegnungen zwischen Schriftstellern aus Dänemark, Finnland, Norwegen und Autoren der Bundesrepublik gekommen ist. Als Gastgeber trat dabei zumeist der VS auf, dessen Sprecher wiederholt feststellen mußten, welche Anstrengungen von bundesdeutscher Seite noch zu machen sind, um dem lebhaften Interesse und der Aufmerksamkeit gerecht zu werden, das die Autoren aus den skandinavischen Ländern den Problemen und der Entwicklung der Literatur unseres Landes entgegenbringen.

Bei solchen Begegnungen bestätigte sich auch immer wieder, in welch hohem Maß skandinavische Autoren und ihre Verbände Positionen erkämpft haben, die hierzulande lediglich als Forderungen auf dem Papier bekannt sind.

Bei einem Treffen in München mit der schwedischen Delegation hatte ich Gelegenheit zu einem Gespräch mit *Clas Engström*; er ist einer der Gründer des schwedischen Verlags der Autoren (*Författarförlaget*) und dessen erster Leiter, außerdem derzeit Vorsitzender der Sektion für Belletristik beim Schwedischen Autorenverband.

Bei einer Aussprache mit VS-Mitgliedern des Landesverbandes Bayern faßte *Benkt-Erik Hedin*, Vorstandsmitglied des Schwedischen Autorenverbandes, Erfahrungen schwedischer Schriftsteller zusammen. Aus dieser Rede entnehme ich einige Angaben. Das Selbstbewußtsein und die Zielstrebigkeit, mit der die Mitglieder des Schwedischen Autorenverbandes ihr Interesse wahrnehmen und ihre gesellschaftliche Rolle einschätzen, benannte *Benkt-Erik Hedin*:

„Als freiberuflich Tätige haben wir eine schwache soziale Stellung. Wir streben jetzt an, eine Art Angestelltenstatus zu bekommen. Bis jetzt ist es nicht gelungen, die Romanautoren oder die Lyriker und die Jugendbuchautoren dahin zu bringen. Für die Übersetzer haben wir diese Vorstellung durchgesetzt: Übersetzer sind jetzt – bei Verlagen, Funk oder Fernsehen – Angestellte. Im Bibliotheksgroschen sehen wir nicht ein Geschenk des Staates, sondern Lohn für Arbeit. Stiftungen und Stipendien als Geschenke lehnen wir ab. Das ist bisher noch notwendig zu akzeptieren. Aber künftig wollen wir, daß alle Honorierungen eines Autors als Lohn betrachtet werden.“

Das Schriftstellerzentrum, das von einigen Autoren initiiert worden ist, wird jetzt vom Schwedischen Autorenverband mitgeleitet. Eine solche Einrichtung ist sehr wichtig: Schriftsteller dürfen nicht im Elfenbeinturm sitzen, sondern sollen unter ihre Leser kommen, mit ihnen arbeiten, unter Arbeitern, Angestellten, in Betrieben, Schulen, Heimen – neue Wege finden, um das literarische Wort deutlich zu machen.“

Friedrich Hitzer

Clas Engström, Sie sind einer der Initiatoren des Schwedischen Autorenverbandes und anderer Einrichtungen, die Schriftstellerinteressen wahrnehmen?

Ich war im ersten Vorstand des Gesamtverbands schwedischer Schriftsteller, der 1970 gegründet wurde. Davor gab es eine Menge verschiedener Verbände: Einen Verband für belletristische Literatur, einen für Fachliteratur, einen für Jugendliteratur, einen für Dramatik und einen Verband für Übersetzer. Die Zusammenfassung in einem Gesamtverband war die Folge der Situation am Ende der 60er Jahre. Wir gaben uns mit dem Bibliotheksgroschen nicht mehr zufrieden. Eine ganze Reihe von linken Schriftstellern hatte sich 1968 politisch engagiert und für einen sozialdemokratischen Wahlsieg gearbeitet, der dann auch eintrat. Und wir hatten angenommen, nun werde der Bibliotheksgroschen erhöht – aber es ist nicht soweit gekommen. Daraufhin veranstalteten wir eine Bibliotheksaktion. Ich gehörte zu den Organisatoren dieser Aktion: Wir begaben uns in die Hauptbibliotheken in Stockholm, Malmö, Göteborg, Vesteras usw. und liehen als Bibliotheksbenutzer sämtliche Bücher aus. Zu diesem Zweck waren wir mit großen Möbelwagen angefahren. Alles wurde leergeräumt. Das war für Presse und Fernsehen ein großes Ereignis. Überall haben wir damit Aufmerksamkeit erregt und Erfolg gehabt. Den meisten Leuten wurde klar, daß unsere Aktion notwendig war. Daraufhin wurde der Bibliotheksgroschen erhöht, finanziert vom Staat für die Ausleihe pro Buch.

Benkt Hedin sagte uns dazu:

„Auch beim Bibliotheksgroschen haben wir uns voll durchgesetzt. In der BRD erhalten die Verleger einen Anteil davon. In Schweden sagen wir: Nein, darauf habt Ihr kein Anrecht. Der erste Vorschlag für einen solchen Bibliotheksgroschen wurde schon 1932 gemacht. Er wurde aber erst 1950 eingeführt. Zunächst betrug dies 1 Öre pro Ausleihe. Nach unserer Bibliotheksaktion, Ende der 60er Jahre, stieg der Anteil von 5 Öre auf 27 Öre pro Ausleihe. Das erbringt pro Jahr 24 Millionen Kronen, was etwa 16 bis 17 Millionen DM ausmacht. Mit diesen Geldern können wir 120 Autoren eine Summe von je 30 000 Kronen (ca. 17 000 DM) gewährleihen. Für jüngere Autoren haben wir 5jährige Stipendien, die sich auf etwa 10 000 DM belaufen. Wir stellen Reisestipendien, Filmstipendien und die Altersversorgung von Autoren zur Verfügung. Wir haben auch Geld für unsere Organisationen. Ein Zehntel dieser 24 Millionen Kronen geht zu diesen Organisationen.“

Clas Engström, in welche Kasse kommt dieses Geld? Wer verwaltet es?

Das Geld erhält der Schriftstellerfonds. Seine Verwaltung wird mehrheitlich von gewählten Vertretern des Autorenverbandes wahrgenommen. Das Geld wird teils unmittelbar an Schriftsteller ausbezahlt, auf der Grundlage einer Statistik der entliehenen Bücher. Das macht etwa ein Drittel des Fonds aus. Zwei Drittel verbleiben im Autorenfond. Dieses Geld dient für die Altersversorgung der Autoren, für Reisestipendien und zur Aufrechterhaltung des Büros unseres Verbands. Unsere Aktion hatte also einen nachhaltigen Erfolg und führte auch zu einem starken Zusammenhalt der Mitglieder unseres Verbands.

Wie viele Schriftsteller gibt es in Schweden und wie viele davon sind Mitglieder im Autorenverband?

In unserem Land gibt es etwa 1800 Autoren. Die meisten sind Mitglieder des Autorenverbandes. Es gibt keinen anderen Verband.

Wir versuchen im übrigen, die Zusammenarbeit mit allen Kulturschaffenden anzustreben, in einem noch größeren Verband, der die Interessen der bildenden Künstler, der Theaterleute, der Fotografen, der Grafikdesigner usw. vertritt. Wir praktizieren bereits eine Zusammenarbeit, die in einem bestimmten Sinn eine Dachorganisation darstellt . . .

... eine künstlerische und literarische Vereinigung, die sich aus etwa 20 Organisationen zusammensetzt – Maler, Musiker, Tänzer, Theaterleute, Bildhauer, Grafiker usw. Sie haben, wie uns Benkt Hedin erzählte, bei der Festlegung des staatlichen Kulturetats eine jährliche Beratung mit dieser Vereinigung.

Etwa mit dem Kulturministerium. Bei diesen Gesprächen geht es um die Verteilung der Mittel für die Kulturarbeit im ganzen Land. Wir nehmen dabei Einfluß auf die Kulturpolitik des Staates.

Werden Sie – als Autorenverband – von den Verlegern als Tarifpartner anerkannt?
Ja. Wir haben jetzt einen Mustervertrag, d. h. für jedes belletristische Buch muß der Verlag 16 2/3 Prozent vom Ladenverkaufspreis bezahlen. Wir verhandeln jetzt darüber, daß dieser Vertrag ausgedehnt wird auf Autoren von Kinderbüchern, Jugendbüchern, Stücken und Übersetzungen.

„Alle Verleger sind an den Mustervertrag gebunden, der auch für junge und noch unbekannte Autoren Gültigkeit hat, selbst wenn sie nicht Mitglieder des Autorenverbands sind“, informierte uns Kollege Hedin. Erstaunt waren viele von uns, als wir hörten, daß der Mustervertrag lediglich für den Abschluß des betreffenden Buches gilt. Bei einer Neuauflage, etwa als Taschenbuch, müsse das neu geregelt werden. Der Verleger könne die Rechte auch nicht ins Ausland verkaufen, auch andere Nebenrechte, wie die für Funk und Fernsehen, Zeitungen und Zeitschriften, bleiben, nach den Bestimmungen dieses Mustervertrages, beim Verfasser. Ist dieser Vertrag, den Sie mit den Verlegern abgeschlossen haben, zeitlich begrenzt?

Darüber verhandeln wir, wie lange dieser Vertrag laufen soll. Wir haben mit der Sache vor zehn Jahren begonnen. Doch seither sind Veränderungen in der Preispolitik eingetreten. Früher gab es einen Festpreis für Bücher, den die Verleger unter sich festlegten. Das ist jetzt nicht mehr der Fall. Die Bücherpreise differieren sehr stark voneinander. Die Honorierung der Autoren kann also nicht mehr vom Verkaufspreis berechnet werden sondern vom Herstellungspreis. Seit langem stehen wir über diese neue Situation in Verhandlungen mit den Verlegern. Da wir über diese Lage nicht genau Bescheid wußten und die weitere Entwicklung auf dem schwedischen Markt nicht zu übersehen ist, sind die Verhandlungen sehr schwierig.

Buchpreise in Schweden liegen sehr hoch. Engt das nicht den Kreis der Käufer sehr ein?

Als wir den Verlag der Autoren gründeten, dachten wir, nun haben wir es geschafft: Beim Verlag der Autoren liegen die Preise niedriger als bei anderen Verlagen. Wenn bei uns ein Roman etwa 35 Kronen kostet, so kostet er in einem anderen Verlag etwa 65 Kronen.

Wie hoch ist die Auflage von einem Roman? Bei einem Anfänger und bei einem bekannten Schriftsteller?

Ein begabter Anfänger hat vielleicht eine Auflage von 1500 bis 2000 Exemplaren. Bei mir liegt die geringste Auflage bei 3000, die höchste bei 25 000 Exemplaren.

Bibliotheken in Schweden gelten, verglichen mit denen der Bundesrepublik, als großzügig ausgestattet und für breite Schichten der Bevölkerung zugänglich. Welche Möglichkeiten bieten diese Volksbibliotheken für Schriftsteller?

Wir wissen, daß die Volksbibliotheken sehr entwickelt sind, und als Schriftsteller sehen wir darin die beste Möglichkeit, mit dem Leser zu kommunizieren. Zunächst ist es von großem Vorteil, daß ein Buch überall frei zur Verfügung steht. Andererseits sehen wir auch das Problem, daß es uns ökonomisch einschränkt, wenn mehrere Menschen ein- und dasselbe Buchexemplar lesen. Deshalb arbeiten wir eng mit den Bibliothekaren zusammen und überlegen uns gemeinsam, wie wir eine breite Kulturpolitik weiterentwickeln. Wir müssen Wege finden, daß in Schweden immer wieder neue Bücher hergestellt und auch verbreitet werden können. Schwedisch ist auf einen kleinen Sprachraum begrenzt. Wir müssen uns für den Schutz unserer Kultur aktiv einsetzen. Das bedeutet zweierlei: Sowohl die Weiterentwicklung der Volksbibliotheken als auch Maßnahmen, die die Produktion von Büchern abstützen. Die Streuung der Volksbibliotheken ist schon jetzt bedeutsam: Wenn etwa die Auflage eines Buches 4000 Exemplare beträgt, so beläuft sich die Ausleihziffer auf etwa 40 000 pro Jahr.

Sind alle Bibliotheken verpflichtet, jede Neuerscheinung zu kaufen?

Das wollen wir durchsetzen. Bislang liegt das an der Entscheidung, die von den Kommunalbehörden getroffen wird, die für die jeweilige Bibliothek zuständig sind. Das bedeutet, daß manche Kommunen bestimmte Titel gar nicht aufkaufen.

Gibt es besondere Einrichtungen, neben den Volksbibliotheken, die dazu dienen, den Kontakt zwischen Autoren und Lesern aufrecht zu erhalten?

In den Jahren, in denen wir den Autorenverband aufgebaut haben, gründeten wir auch ein Schriftstellerzentrum. Diese Einrichtung ist dafür geschaffen worden, den direkten Kontakt mit dem Leser zu ermöglichen. Durch sie ist es einfacher geworden und auch sehr viel häufiger als früher der Fall, daß wir Lesungen in Schulen, Bibliotheken, Altersheimen, Krankenhäusern und Gefängnissen durchführen. Das Schriftstellerzentrum hat ein eigenes Haus und Büro, das man anschreiben, Autoren zu Lesungen oder Diskussionen einladen kann. In jedem Frühjahr veranstalten wir im Alten Reichstagsgebäude in Stockholm eine mehrtägige Lesung und Diskussionen mit Dichtern. Viele Menschen kommen dorthin und hören zu. Das wird zum Teil mit Mitteln des Kulturministeriums finanziert, zum Teil aus Geldern, die uns von den Organisationen für Arbeitsbeschaffung zur Verfügung gestellt werden. Das Schriftstellerzentrum hat für unser politisches und kulturelles Bewußtsein eine wichtige Bedeutung.

Wie würden Sie, Clas Engström, das geistige Klima in Ihrem Land bezeichnen, wenn ich als Maßstab des Vergleichs die Bundesrepublik Deutschland heranziehe, die ja von manchen unserer führenden Politiker als „Modell für Europa“ angepriesen wird, was wir gar nicht so gerne hören. Sie haben ja selbst schon über Berufsverbote geschrieben, vielleicht von der damit verbundenen Angst, den heftigen Auseinandersetzungen gehört. Das Wort Gesinnungsschnüffelei ist für einen deutschsprechenden Schweden wie Sie sicher nicht unbekannt. Gibt es solche Erscheinungen in Schweden? Ich denke in diesem Zusammenhang an das letzte Buch von Peter Weiss, an „Ästhetik des Widerstands“. Die großen bürgerlichen Zeitungen der BRD haben dieses Buch eher abschätzig abgehandelt.

Ich muß betonen, daß es uns sehr interessiert, was mit den Berufsverboten geschehen ist. Wir haben Angst, daß diese Sache nach Schweden exportiert werden könnte – und das wollen wir gar nicht. Die Integrität der Literaturkritiker an den großen Zeitungen ist beachtlich. In den kleinen Zeitungen kann das anders sein. Ich selbst bin zum Beispiel Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. In vielen Bereichen bin ich politisch tätig und ich stelle fest, daß die Kritik an meinen Büchern, die sich sehr kritisch mit den Verhältnissen in Schweden auseinandersetzen, in kleinen bürgerlichen Zeitungen sehr polemisch ausfällt. Da schreibt man dann etwa, das sei aber ein sehr schlechtes Buch usw. Peter Weiss gilt in Schweden als ein bedeutender Schriftsteller. Seine Bücher werden in den schwedischen Zeitungen immer mit großer Aufmerksamkeit bedacht und rezensiert. Nehmen wir ein Beispiel: Das Buch von Bommi Baumann ist, unbehindert von schwedischen Gesetzen, im Verlag der Autoren herausgekommen, wurde von vielen gelesen und diskutiert. Auch die bürgerlichen, kleinen Zeitungen waren sehr erstaunt darüber, daß man das Buch in der Bundesrepublik verboten hat. Das kann bei uns niemand verstehen.

Günter Görlich 15 % Produktionssteigerung, und immer noch zu wenig Bücher

Mit dem Vorsitzenden der Berliner Bezirksorganisation im Schriftstellerverband der DDR, Günter Görlich, sprach im Dezember 1976 Oskar Neumann.

Den Schriftsteller haben wir unseren Lesern mit dem Roman „Heimkehr in ein fremdes Land“ bereits vorgestellt; diesmal gelten unsere Fragen vor allem dem Berliner Verbandsvorsitzenden. Kollege Görlich, der Schriftstellerverband der DDR hat in letzter Zeit zunehmendes – wenn auch nicht immer freundliches – Interesse in der BRD auf sich gezogen; so widmet ihm die Süddeutsche Zeitung vom 8. 11. 1976 ihre Spalte „Aktuelles Lexikon“.

Mit recht unterschiedlichem Informationswert. Die Gründungsdaten stimmen: wir sind aus dem Kulturbund hervorgegangen und bestehen als selbständige gesellschaftliche Organisation seit 1952. Unser Verband hat die Funktion einer gesellschaftspolitischen Vereinigung, mit einer den Gewerkschaften entsprechenden, ihnen gleichberechtigten Stellung, darin selbstverständlich eingeschlossen die Interessenvertretung unserer Mitglieder in allen beruflichen Belangen, von der Nachwuchsförderung bis zur Altersversorgung.

Und mit „Berufspatent“, dessen Entzug laut SZ „gleichbedeutend mit der Verhängung eines Berufsverbotes“ wäre...

Das stimmt nun nicht. Man schreibt ein Buch, geht damit zu einem Verlag, und das Buch erscheint unter den gleichen Bedingungen, ob der Autor Verbandsmitglied ist oder nicht. Die übliche Entwicklung ist sogar die, daß ein Autor zunächst ein Buch oder mehrere macht, ehe er in den Verband aufgenommen wird. Der Aufnahme in den Verband geht jetzt eine Kandidatenzeit voraus, in der Regel fünf Jahre, bei besonderem literarischen Leistungsnachweis auch kürzer. Von uns, die in den 50er Jahren zu schreiben anfangen, kamen viele Kollegen aus den Arbeitsgemeinschaften junger Autoren; ich war dort auch Mitglied, Kollege Erwin Strittmatter hat unseren Zirkel geleitet; da war viel zu tun, um selbst einfachste Kenntnisse nachzuholen. Wenn man dann nach einiger Zeit eigene literarische Leistungen vorzuweisen hatte, wurde man Verbandsmitglied.

Mitglied unseres Verbandes können Verfasser schöpferischer Literatur aller Genres sein, dann auch Übersetzer und Herausgeber solcher Werke mit entsprechendem kulturellem und ästhetischem Niveau, schließlich Literaturkritiker, Literaturwissenschaftler und Lektoren, deren Arbeit besonders eng mit Entwicklung und Förderung von schöpferischer Literatur verbunden ist. Wir erwarten von unseren Mitgliedern den Nachweis eines kontinuierlichen Schaffens in angemessener Qualität, die Anerkennung des Statuts unseres Verbandes und die Bereitschaft, in Einklang mit unseren Zielen das Verbandsleben aktiv mitzugestalten.

Wer beurteilt das und wo liegt – von der Aufnahme bis zum Ausschluß – die Entscheidungskompetenz? Macht das ein Kollektiv oder der 1. Sekretär, Gerhard Henniger, der, nochmals laut SZ, als „mächtigster Mann“ im Schriftstellerverband „dessen Aktivitäten koordiniert und kontrolliert“?

Der Schriftstellerverband der DDR hat an die 700 Mitglieder. Er ist in Bezirksorganisationen gegliedert, die weitaus größte ist unser Berliner Verband. Das

Präsidium des Gesamtverbandes und die Vorstände der Bezirksorganisationen werden gewählt und arbeiten ehrenamtlich. Sie bestellen durch Wahl für die Durchführung der laufenden praktischen Arbeit auch hauptamtliche Mitarbeiter – gegenüber den ehrenamtlichen Kräften in verhältnismäßig geringer Zahl. Wir haben das normale Verhältnis zwischen gewählter Leitung und Sekretariat, die Sekretäre sind den jeweiligen Führungsgremien, also dem Präsidium bzw. den Bezirksvorständen rechenschaftspflichtig. Und das gilt für den 1. Sekretär ebenso wie für die Sekretäre mit spezieller Zuständigkeit, etwa Nachwuchsförderung oder Auslandskontakte.

Die Kompetenz für Aufnahme oder Ablehnung eines Mitglieds liegt nicht bei den Sekretariaten, sondern unmittelbar bei den Bezirksorganisationen. Sie legen ihren Entscheid dem Präsidium zur Bestätigung vor, bei Meinungsverschiedenheiten gibt ihnen das Statut die Möglichkeit, ihren Standpunkt dort zu erläutern.

Mit Ausschlüssen haben wir uns im Verband sehr selten zu befassen, der erste seit vielen Jahren war Reiner Kunze. Er war Mitglied des Bezirksverbandes in Thüringen, allerdings ohne sich am Verbandsleben zu beteiligen (was nicht heißt: bei jeder Versammlung da zu sein). Nach langen Bemühungen um einen Autor, der so ziemlich in allen Punkten dem Statut des Verbands nicht mehr entsprach, und der die Kollegen auch wissen ließ, er lege darauf keinen Wert, hat der Bezirksverband auf Ausschluß entschieden. Die Kollegen kamen zu der Auffassung, Reiner Kunze zeige in seinen Veröffentlichungen eine gegen die DDR gerichtete, inzwischen offen antisozialistische Tendenz. Das Verfahren verlief entsprechend dem Statut: Reiner Kunze war mehrfach eingeladen worden, aber nicht zur Versammlung erschienen; nach Debatte beschloß diese einstimmig, ihn auszuschließen; dieser Entscheid wurde dem Präsidium vorgelegt; dabei hatte der Bezirksvorsitzende, Kollege Harry Thürk, Gelegenheit, die Präsidiumsmitglieder zu informieren, die dann den Ausschluß bestätigten. Das ist der statuarische Weg, dessen demokratischer Charakter meines Wissens vorher nie bezweifelt worden ist.

Nun plötzlich finden ein paar Leute, ansonsten – wie sie sagen – sehr für Demokratie, ein Haar in der Suppe, weil die praktizierte Demokratie nicht nach ihrem Kopf gegangen ist. Es hat wohl kaum etwas mit sozialistischer Demokratie zu tun, wenn Kollegen unseres Verbandes, darunter gewählte Vorstandsmitglieder, in einer entscheidenden politischen Frage diese Gemeinschaft ignorieren und damit schädigen. Wer kann schon darüber erstaunt sein, daß sich die überwiegende Mehrheit der Verbandsmitglieder gegen diese politische Schädigung zur Wehr setzt. Kollege Hermann Kant hat den entscheidenden Punkt benannt: „Wer oder was gewinnt, und wer oder was verliert etwas, wenn sozialistische Künstler, die ihrer sozialistischen Regierung eine Mitteilung zu machen wünschen, sich kapitalistischer Übermittlungs- und Verstärkeranlagen bedienen?“ Wenn man wirklich für die Weiterentwicklung unserer sozialistischen Demokratie ist – läßt sich die etwa im Zusammenspiel mit AFP und Reuter, folglich auch mit dpa und ARD, also mit den herrschenden Medien des Westens voranbringen? – Die Erfahrungen der Kollegen in der Bundesrepublik und in anderen kapitalistischen Ländern lassen doch keinen Zweifel – auch der *kürbiskern* hat oft genug davon berichtet –, daß schon jeder demokratische, erst recht jeder sozialistische Freiheitsanspruch nur in der Ausein-

andersetzung mit den imperialistischen Meinungsmachern und gegen ihre Machtinstrumente zu behaupten ist.

Meine Generation weiß aus eigenem Erleben, was es bedeutet, daß in unserem Land die politische, ökonomische, ideologische Herrschaft des Imperialismus überwunden wurde. Das ist die Grundlage aller unserer Erfolge.

Darum anerkennen die Mitglieder des Schriftstellerverbandes die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei in der Kulturpolitik, darum verpflichten sie sich, dem Eindringen reaktionärer und revisionistischer Auffassungen im Bereich der Literatur entgegenzutreten und alle humanistischen Traditionen, besonders die der proletarisch-revolutionären Literatur, zu pflegen und weiterzuführen.

Was wir dabei in kultureller wie in sozialer Hinsicht erreicht haben, damit können wir uns, so denken wir, sehen lassen, auch als Verband. Bei sämtlichen Verträgen z. B., und zwar mit Verlagen oder anderen Medien, ist der Verband als juristische Einrichtung Partner mit weitgehendem Mitspracherecht im Interesse der Autoren; bei Streitigkeiten greift unsere Rechtskommission ein, die Rechtsabteilung des Verbandes vertritt den Autor, wenn die Differenzen nicht vorher aus der Welt zu schaffen sind, bis zum Schiedskommissionsurteil.

Oder: Der für Verlage zuständige Minister, Genosse Höpcke, nimmt bei uns an den Vorstandssitzungen teil, er legt dem Präsidium des Verbandes auch solche materiellen Fragen zur Beratung vor, wie die Planziffern für die Papierbereitstellung und die damit möglichen Auflageerhöhungen. Die im 5-Jahrplan vorgesehene Steigerung der Buchproduktion von 135 Millionen im Jahr 1976 auf 154 Millionen 1980 ist eine große Sache. Trotzdem müssen wir uns damit auseinandersetzen, daß trotz dauernder Zunahme der Produktion die Buchhandlungen zu wenig Bücher haben. Dabei sehen wir natürlich die Probleme: der Weltmarktpreis für Papier ist enorm gestiegen, wir halten die billigen Preise für Bücher, die dafür nötigen Subventionen sind gewaltig. Und das alles vollzieht sich vor dem Hintergrund unserer Erfahrung, daß bei uns jedenfalls die Formel „mehr Fernseher, weniger Buchleser“ nicht stimmt; im Gegenteil, durch unsere sehr gezielte literaturpropagandistische Zusammenarbeit mit Funk und Fernsehen bleiben wir auch bei steigenden Auflagen dennoch hinter dem wachsenden Lesebedürfnis zurück.

Daß Christa Wolfs neuer Roman „Kindheitsmuster“ nun schon wieder vergriffen ist, läßt also nicht auf eine reduzierte Auflage schließen?

Keine Spur. Bei uns sind Auflagen von einigen Zehntausend so normal, wie ihr Verschwinden aus den Buchhandlungen innerhalb kürzester Zeit. Mein letztes Buch, „Der blaue Helm“, ist eben mit immerhin 30 000 Exemplaren erschienen, und auch da war die ganze Auflage in wenigen Tagen weg.

Ein Jugendbuch also. Gibt es spezielle Untersuchungen darüber, wie sich die Entwicklung der Kulturbedürfnisse bei der jungen Generation vollzieht? Und welche Einflußmöglichkeiten darauf hat der Verband?

Nach den Statistiken, die wir haben, liegt der Anteil jugendlicher Bibliotheksbenutzer sehr deutlich höher als bei den Erwachsenen. Nach diesen und vielen anderen Daten erwarten wir mit Sicherheit künftig mehr Leser und anspruchsvollere dazu. Und auch das überlassen wir nicht dem Selbstlauf. Seit drei Jahren haben wir die „Kommission mit dem langen Namen“: *Zur kulturellen und ästhetischen Erziehung und Bildung der Schuljugend*. Mit einer Reihe von Schrift-

stellern bin auch ich dort Mitglied, und zwar als Verbandsvertreter. Im Frühjahr 1976 hatten wir in Cottbus eine Beratung über Literaturfragen für Kinder und Jugendliche. Der stellvertretende Erziehungsminister referierte, es ging um die Lehrpläne und vor allem, ohne dadurch das humanistische Erbe zu kurz kommen zu lassen, um mehr Gegenwartsliteratur im Unterricht.

Was wir in der Zusammenarbeit mit der Schule beginnen, setzen wir – in anderer Weise – durch intensive Beziehungen zu den Gewerkschaften fort. Hier in Berlin haben wir zwischen unserem Verband und der Bezirksorganisation des FDGB ein umfangreiches Vertragswerk, das wegen der Finanzkraft der Gewerkschaften und ihrer Kulturfonds auch von erheblichem materiellem Interesse für unsere Kollegen ist. Ein wichtiger Punkt in diesem Vertrag ist die Teilnahme einer Autorengruppe am Aufbau des 9. Stadtbezirks, nicht damit sie dort alle Baugruben inspizieren, sondern wegen der Einbeziehung in die gesamte Planung von Anfang an, mit soziologischen und sozio-kulturellen Studien in diesem künftigen Wohn- und Lebensbereich für 100 000 Menschen. Ob hier oder bei anderen Betriebskontakten, ob bei der Unterstützung von Zirkeln schreibender Arbeiter im Tiefbau oder in der Chemie, ob in der Zusammenarbeit mit den Gewerkschaftsbibliotheken, bei Gesprächen und Lesungen und in den Diskussionen um den Literaturpreis der Gewerkschaften – überall zeigt sich die wachsende Rolle, die die Literatur im Leben der arbeitenden Menschen spielt, in der Entwicklung ihrer ästhetischen Standpunkte und, vielleicht noch mehr, in der Überprüfung ihrer Lebensproblematik, im Fragen und Suchen nach Sinn und Glück in ihrem, in unserem Leben.

Und wir können sagen: was wir für die Gesellschaft leisten, dankt sie uns nicht zuletzt auch mit den sozialen Errungenschaften, die wir auf dem letzten Kongreß im Jahr 1973 vorlegen und inzwischen in die Praxis umsetzen konnten:

Zum ersten sind unsere Verbandsmitglieder der gewerkschaftlichen Sozialversicherung angeschlossen. Sie haben damit denselben Anspruch wie die Kollegen in der Produktion auf kostenlose medizinische Versorgung, freie Medikamente, Krankenhausbehandlung usw. Sie zahlen vierteljährlich ihren Sozialversicherungsbeitrag, dabei kann bei niederen Einkünften der Beitrag teilweise durch staatliche Zuschüsse gedeckt werden. Zum zweiten ist unsere Altersversorgung gesichert, wobei wegen der Besonderheiten der künstlerischen Arbeit die Möglichkeit gegeben ist, die Renten durch Mittel aus den Kulturfonds zu verbessern. So kann das Rentenalter vorverlegt werden. Außerdem ist für alle Kollegen eine Mindestrente garantiert, die bei 700 bis 800 Mark im Monat liegt.

Ich danke Ihnen, Kollege Görlich, für diese Informationen. Sie werden in der Bundesrepublik und wohl auch anderwärts im Ausland gebraucht, gegen die Flut der Desinformation und als Anregung zum Überdenken eigener Initiativen. Ebenso stelle ich mir vor, daß auch Sie am Erfahrungsaustausch mit Kollegen, an internationalen Kontakten mit Verbänden in Ost und West interessiert sind. Wie steht es damit im allgemeinen, und wie werden sich die Beziehungen zum VS entwickeln?

Wir bekennen uns im Statut, und so praktizieren wir das auch, zur Zusammenarbeit mit den Schriftstellern der sozialistischen Länder im Geist der Freundschaft und des Internationalismus und zur Verbundenheit mit den Kollegen in der ganzen Welt, deren Werk dem Frieden, dem gesellschaftlichen Fortschritt, der Befreiung der Ausgebeuteten und Unterdrückten dient. Auf dieser Grundlage haben sich seit

Jahren unsere herzlichen Beziehungen zum Schriftstellerverband in der Sowjetunion und in den anderen sozialistischen Ländern entwickelt. So veranstalten wir mit den sowjetischen Kollegen jährliche Kolloquien, einmal in ihrem Land, dann wieder bei uns. 1976 waren wir in Litauen zusammen, unser Thema war der Internationalismus in der Literatur. Unser Berliner Verband plant zusammen mit den Moskauer Kollegen eine Anthologie. Die Moskauer Autoren werden über Erfahrungen in Berlin schreiben und umgekehrt – in den nächsten zwei bis drei Jahren wollen wir diese Absicht realisieren, und das Interessante sind für uns dabei neben dem literarischen Resultat auch die menschlichen Kontakte zwischen denen, die schreiben, und denen, über die geschrieben wird. In ähnlicher Weise arbeitet unser Verbandspräsidium mit den Kollegen in Polen zusammen, ganz unkonventionell und dadurch mit viel Anregungen und Erfahrungen, aus denen beide Seiten lernen. Sehr gut entwickeln sich auch unsere Kontakte mit Verbänden in kapitalistischen Ländern, etwa nach Frankreich und Italien, zu den Kollegen in Österreich und Finnland. Diese Verbindungen beruhen jeweils auf normalen Abmachungen zwischen den Organisationen.

Wir sind selbstverständlich auch für entsprechende Kontakte zum Schriftstellerverband in der BRD. Daß sie noch nicht bestehen, hat – jedenfalls was unsere Seite angeht – einen einzigen Grund: es gibt kein staatliches Abkommen zur Regelung der kulturellen Beziehungen. Offizielle Kontakte aber wären nur auf dieser Grundlage möglich, weil allein damit auch unsere Beziehungen auf der Basis der gesellschaftlichen Wirklichkeit gegründet und gegen Mißbrauch in Richtung „gesamt-deutscher“ Vorstellungen und gegen sonstige vom Alleinvertretungsanspruch geprägte Umdeutungen abgegrenzt sein würden. Diese Abgrenzung, denken wir, liegt durchaus auch im Interesse der Kollegen im VS. Daß sie nichts zu tun hat mit „Berührungsangst“ gegenüber Autoren und Werken, wie uns einige Leute gerne nachsagen, beweisen Produktion und Planung unserer Verlage, die den Leser in der DDR in immer größerer Breite mit Neuerscheinungen auch aus der Bundesrepublik bekannt machen: mit Auswahlbänden der „Werkkreis“-Literatur und der jungen engagierten Lyrik, mit Gabriele Wohmann und Franz Xaver Kroetz, mit Peter Härtling und Martin Walser und Uwe Timm, und oft in Auflagen, die weit über denen in der BRD liegen. Wir verfolgen mit großem Interesse die weitere Entwicklung der demokratischen und sozialistischen Literaturströmung, und wir freuen uns über die Festigung der – gerade auch in der Autorengruppe um den *kürbiskern* vertretenen – realistischen Positionen.

Ernesto de Melo e Castro Wer bist du, portugiesischer Schriftsteller?

In einer alten Anekdote heißt es, daß der Dichter Bocage¹ eines Nachts auf dunkler Straße von verummten Gestalten (waren es Verbrecher oder Polizisten?) angepöbelte, die ihn mit vorgehaltener Pistole fragten:
„Wer bist du? Woher kommst du? Wohin gehst du?“
Worauf er antwortete, schlagfertig wie er war:

„Ich bin der Dichter Bocage
und komme aus dem ‚Nicola‘
und drückst du die Pistole ab
geh' ich in eine andere Welt.“

Wie es weiter ging, wird nicht erzählt und hat auch weiter keine Bedeutung. Der Dichter kam aus dem „Nicola“ (einem Cafe im Zentrum Lissabons), und sein Schicksal hing von der Laune eines Unbekannten ab, der ihn mit einer Pistole bedrohte. Seine Identität war auf einen Namen – Bocage – und auf ein stolzes Attribut – Dichter – beschränkt. Das genügte, um ihn in ganz Lissabon wiederzuerkennen. Die kleine Anekdote enthält indessen einige Elemente, die das Selbstverständnis der portugiesischen Schriftsteller vor und nach der Revolution des 25. April 1974 kennzeichnen.

Wer bist du? Woher kommst du? Wohin gehst du? Das sind die Fragen, mit denen sich plötzlich alle Schriftsteller konfrontiert sehen. Es sind Schriftsteller, die einer 50 Jahre langen Unterdrückung unterworfen waren und größtenteils nie der Notwendigkeit gegenüberstanden, spontan eine klare Position zu beziehen. Es genügte, zur Opposition zu gehören – für die meisten Schriftsteller war das die bestmögliche Identifikation. Plötzlich aber nun die Fragen zu beantworten, welche die Revolution an sie stellt, fällt ihnen nicht leicht. Die meisten portugiesischen Schriftsteller neigen nämlich eher zur Reflexion, zur Individualität und zum Lyrischen.

Die Schlagfertigkeit, die zur Tradition der Dichter und Künstler Lissabons gehört, ist durch das Verbot der freien Rede unter dem Faschismus verlorengegangen. Es war ein Faschismus „zweiter Garnitur“, der über keine perfektionierte Unterdrückungsmaschinerie verfügte, der sich aber nichtsdestoweniger repressiv auswirkte – wodurch sich der Schriftsteller in Portugal 50 Jahre lang gezwungen sah, sich in sich selbst zu verkapseln. Und das ist der Grund, warum er es jetzt schwer hat, seine Identität zu finden; zumal er heute nicht – wie Bocage – aus Künstlerkreisen stammt. Die Waffen, die ihm der Faschismus vorhielt, schnitten ihm die ungehinderte Kommunikation mit seinem Publikum ab – in einem Maße, daß er seine eigenen Aussagen oft nicht wiedererkannte. Es ist daher notwendig, ein genaues Bild der Kulturlandschaft Portugals zu zeichnen, um die Gründe, die zu diesem Identifikationstrauma geführt haben, erfassen zu können.

50 Jahre lang bekam die Bevölkerung zu hören, daß die Schriftsteller nutzlos und ihre Arbeit bedeutungslos seien. Bei der Demontage der *Portugiesischen Gesellschaft der Schriftsteller* wurde das Fernsehen massiv und wirkungsvoll dazu benutzt, das Ansehen der Schriftsteller zu schädigen. Andererseits hüllte sich das Fernsehen in

¹ Manuel Maria Barbosa du Bocage (1965–1805) – großer portugiesischer Schriftsteller. (Der Übersetzer)

Ernesto de Melo e Castro: Wer bist du, portugiesischer Schriftsteller?

Schweigen (oder zumindest trieb es nicht den gleichen Aufwand), als Jahre danach die gleiche Gesellschaft unter Unsicherheit und fast heimlich reorganisiert wurde: die heutige APE.²

Auf die gleiche Art und Weise wurden kreative und kritische Texte einer Zensur unterworfen, Texte, die in vielen Fällen nur dann veröffentlicht werden durften, wenn sie schwerwiegend verstümmelt und oft sinnentleert und zusammenhanglos waren. Andererseits wirkte die Zensur auf psychologischer Ebene in der Form, daß jeder einzelne sie verinnerlicht hatte, was zur negativen Auslese und zur Verstümmelung von Texten führte. Hierdurch sollte der beiläufige Charakter jeder literarischen Aktivität dokumentiert werden.

Die Situation hatte sich empfindlich zugespitzt. Auf eine Anfrage hin erklärte ich am 13. Juli 1974:

„Die gegenwärtige Situation des portugiesischen Schriftstellers, von welcher literarischen Tendenz oder Schule er auch kommen mag, ist dadurch gekennzeichnet, daß er seinen kämpferischen Einsatz für die Rehabilitierung der Intelligenz einsetzen muß, weil er in seinem Selbstverständnis und in seiner Existenz zutiefst beleidigt worden ist.“

Zu einer Untersuchung der Situation der portugiesischen Schriftsteller schlage ich vor, die Verstöße gegen diesen Berufsstand in drei Gruppen zu unterteilen:

1. Verstöße gegen die Person des Schriftstellers, als Individuum und als kollektive Einheit;
2. Verstöße gegen das Buch und andere Kommunikationsmittel;
3. Verstöße gegen das freie literarische Arbeiten.

In der ersten Gruppe sind miteingeschlossen:

- Entstellung und Verleumdung der Rolle des Schriftstellers in der portugiesischen Gesellschaft;
- Auflösung, Zerstörung und Angriff auf die *Portugiesische Gesellschaft der Schriftsteller*;
- willkürliche Beschuldigungen und verleumderische Gerüchte über das Privatleben der Schriftsteller;
- keine Beförderung in den einzelnen Berufen und sogar Kündigungen;
- Verhöhnung des Schriftstellers durch Verunglimpfung seines sozialen Milieus und Anprangerung familiärer Zerwürfnisse in seiner Jugend;
- das Zurückdrängen in existentielle Not, bis hin zum Elend;
- Preisverteilungen, die nur entwürdigen sollen und heuchlerische Einladungen;
- etc., etc.

In der zweiten Gruppe:

- Prozesse gegen Werke und Verleger, insbesondere gegen die erotische Literatur (kürzlich liefen drei Prozesse);
- Beschlagnahme von Büchern;
- Zerstörung von Büchern;
- bewußte Verbreitung vornehmlich lyrischer Werke, die allerdings gleichzeitig Gerüchten und Slogans wie „Poesie verkauft sich nicht“ Vorschub leistet, worauf

² Associação Portuguesa de Escritores. (Der Übersetzer)

- wiederum viele Verleger hereinfließen, die sich nicht im positiven Sinn als Distributoren von Literatur, sondern als reine Geschäftsmänner verstehen;
- Erschwerung der freien Produktion und Distribution von Büchern sowie in- und ausländischer Zeitschriften;
- ein durch das Pressegesetz Marcelo Caetano's amtlich verankertes Klima der Denunziation, das sich bis in die Druckerei auswirkt;
- eine repressive Gesetzgebung, die die Entstehung von kleinen Zeitschriften jugendlicher verbietet oder erschwert;
- etc., etc.

Schließlich in der letzten Gruppe:

- Störaktionen der Zensur, die die Texte auf unverantwortliche Weise kürzt, fälscht, verstümmelt und umwandelt;
- Aufrechterhaltung und Ermutigung einer unfähigen und dummen Kritik, die, amtlich sanktioniert, alle Hauptkommunikationskanäle in Beschlag hält;
- Aufrechterhaltung der Mittelmäßigkeit als Richtschnur für die literarische Arbeit, sogar für solche Arbeiten, die sich einen politischen Anstrich geben, die zwar toleriert werden, aber von minderer literarischer Qualität sind;
- Kampf mit allen Mitteln gegen jegliche Versuche, literarische Formen zu erneuern oder mit ihnen zu experimentieren;
- etc., etc.

Für eine Untersuchung der Unterdrückung des Schriftstellers und seiner Arbeit ist es dringend notwendig, diesen Hintergrund eingehend zu analysieren. Dabei sind die unterschiedlichen ästhetischen Richtungen weniger ausschlaggebend, da alle, die die Freiheit verteidigt haben, in gleicher Weise dafür leiden mußten und im Faschismus ihren gemeinsamen Feind gesehen haben. Dieser bedrückende Hintergrund ist der Anlaß dafür gewesen, daß einige Schriftsteller voreilig gleich nach dem 25. April 1974 verlaufen ließen, sie hätten Wichtigeres zu tun als zu schreiben. Diese Aussage kam der Ultralinken zugute, die schleunigst das Ende des kreativen Schreibens verkündete und die Bürgerlichkeit der Schriftsteller als anti-revolutionär anprangerte, selbstverständlich im Namen des Volkes, daß allerdings größtenteils unter dem Faschismus alphabetisch gehalten wurde...

Indessen war und ist die tatsächliche Situation eine vollkommen andere. Das kreative Schreiben war der einzige Sektor innerhalb Portugals, der sich dem langjährigen Faschismus niemals unterworfen oder mit ihm paktiert hatte. Die Lyrik, das Theater, der Roman, die fortschrittlich orientierte Wissenschaft, sie alle hatten eine gemeinsame Aufgabe: die Auflösung der von den Autoritäten praktizierten und von der Großbourgeoisie unterstützten sowie von den kapitalistischen Banken bezahlten künstlerischen und wissenschaftlichen Scheingefechte, die auf einer eingefahrenen und phrasenhaften Ebene verliefen.

Die Situation der neu auftauchenden Schriftsteller war dramatisch, da sie von vielen ungünstigen Bedingungen abhängig war:

Sie konnten nicht so tun, als gäbe es keine neuesten internationalen Forschungsergebnisse. Wenn sie sich mit solchen Ergebnissen befaßten, gingen sie das Risiko ein, ihre Tätigkeit nicht mehr ausüben zu können;

Sie konnten ihre Arbeit nicht aufgeben und mußten weiter versuchen, sich Gehör zu verschaffen und in das nationale und internationale politische Geschehen einzu-

greifen; sie konnten allerdings nur mit einem kleinen Publikum, das informiert sein wollte, rechnen;

Sie mußten versuchen, die Barrieren niederzureißen, die durch Schweigen, Mangel an Sachkenntnis, Mißtrauen, Sektierertum, Ignoranz und vor allem durch die Zensur Salazar's und Marcelo Caetano's entstanden waren.

Dies ist zusammengefaßt der Rahmen, in dem die Surrealisten, die Dichter der *Arvore*³, die *Poesie 61*, die Experimentalisten und viele andere wirkliche, kreative Arbeit geleistet haben, gegen die von der Diktatur genährten und erhaltenen pseudo-kulturellen Werte, wie die der Verklärung der portugiesischen Geschichte, der sentimentalischen Beschreibung, der geheimnisumwitterten Aura um den kreativen und poetischen Schöpfungsakt, die Vorurteile der bürgerlichen Moral (die die Literatur gerne als Ornament oder Empfindsamkeitskult sehen wollten), sowie gegen die Kritikfeindlichkeit und gegen irrationale Strömungen.

So ist die literarische Avantgarde Portugals, entgegen einiger Thesen, die die literarische Situation nicht berücksichtigen, nie von ihrer gesellschaftlichen Realität abgetrennt gewesen, da sie in der Stille (in einem Zustand, auf den sie in ihren Werken öfters anspielten) das darstellen konnten, was sich als der „Schrecken des Sinnbilds“ bezeichnen ließe.

Die Anerkennung der Arbeit der literarischen Avantgarde in Portugal wird noch einige Zeit auf sich warten lassen, aufgrund der euphorischen Stimmung, welche die politische Avantgarde erfaßt hat. Es ist jedoch ratsam, die Gelegenheit rechtzeitig zu erfassen, um festzustellen, daß in einer freien und demokratischen Gesellschaft nichts die Trennung zwischen Kreativität und Ideologie rechtfertigt, am allerwenigsten vom Blickpunkt der Avantgarde aus, da in der neuen Gesellschaft, die wir uns wünschen, jeder Beruf satzungsmäßig definiert ist und sich auf den rechtlichen Schutz der freien Ausübung stützen kann.

Die Aussichten dieser angestrebten neuen Gesellschaft geben den Schriftstellern, den Künstlern und dem ganzen portugiesischen Volk die Möglichkeit, sich auf einem langen und beschwerlichen Weg zu erkennen und zur Identität zu finden, indem jeder sein wahres Gesicht sucht.

Damit aber das neue Gesicht des einzelnen sich nicht wieder als Maske oder Trugbild entpuppen soll, ist es wichtig, eine klare Perspektive seiner Kräfte zu entwickeln und den Zusammenhang, indem sie wirken können oder sollen, zu definieren. Dies bedeutet für den kulturellen Bereich, daß die Regierung dringend dazu aufgefordert ist, einen Aktionsplan aufzustellen, da bislang weder die provisorischen Regierungen noch die jetzige, die auf demokratischem Weg gebildet wurde, dies wollten oder dazu in der Lage gewesen waren.

Indessen kann der folgende analytische Plan als Entwurf dienen:

1. Ziel:

Demokratisierung der Kultur, d. h., daß die freie Äußerung des kreativen Gedankens allgemeine Praxis aller sozio-ökonomischen Schichten der portugiesischen Gesellschaft wird.

³ *Arvore* – Baum. Lyrikzeitschrift, die zwischen 1951 und 1953 erschien. Haupttheoretiker: António Ramos Rosa. Beeinflußt von Surrealismus, Neorealismus und von der Nachkriegsliteratur Frankreichs und Spaniens. (Der Übersetzer)

2. Jetzige Bedingungen:

- 2.1. Ungefähr 90 % der Bevölkerung haben keinen Zugang zu den verschiedenen kulturellen Kundgebungen.
- 2.2. Ungefähr 10 % der Bevölkerung bringen die Voraussetzung mit, eine entwickelte Kultur zu verstehen, die grundlegend durch eine Öffnung zum Ästhetischen und durch eine stark portugiesische Eigenart gekennzeichnet ist, insbesondere in der Literatur und in den bildenden Künsten.
- 2.3. Eine schwache Wechselbeziehung zwischen der Masse kulturell Unterprivilegierter und der Oberschicht, zwischen Unten und Oben.
- 2.4. Diese Suprastruktur entspricht der ökonomischen Infrastruktur: zwei Drittel der Bevölkerung verfügten bis vor kurzem noch über eine äußerst geringe Kaufkraft, allein schon daher kann man von einer Elite- und Basiskultur sprechen.

3. Folgen dieser Situation:

- 3.1. Die sogenannte volkstümliche Kultur (worunter man immerhin eine Kultur versteht, die vom Volke ausgeübt wird) wurde jahrzehntelang entwürdigt und kommerzialisiert (allerdings nicht unmittelbar unterdrückt oder bekämpft) und zusätzlich durch ihre Verbreitung in den Massenmedien verflacht, wodurch sie die perversierten Formen einer Kleinbürgerkultur annahm.
- 3.2. Die ständig wachsende Kluft zwischen der Kultur des Oberbaus und der Kultur der Basis trug dazu bei, daß die Kreativität und Originalität, die letztlich einem gemeinsamen Prozeß entstammen, sich in divergierenden Formen manifestierten und von einem falschen Antagonismus bestimmt wurden.
- 3.3. Die Kultur des Oberbaus neigt dazu, teilweise von der Basis über die Massenmedien assimiliert zu werden. Diese herrschende Kultur wirkt insofern repressiv, als sie in der Basis aufgrund einer unzureichenden politischen Aufklärung zu einer Kleinbürgerkultur führt.

4. Zielrichtung der Aktion:

Da die mangelhaften kulturellen Wechselbeziehungen zwischen Unten und Oben in einer vom Faschismus geschaffenen ökonomischen Infrastruktur tief verwurzelt sind, sollte es das Ziel der neuen Gesellschaft sein, Kultur zu demokratisieren. Gerade dabei stellt sich die dringliche Frage: „Welche Schriftsteller, welche Literatur, was können wir sein und produzieren?“

Diese Frage geht uns alle an, die in der Literatur ein spezifisches Medium der Kommunikation, der Agitation und des Kampfes sehen, und deshalb richtet sich die Frage auch an alle, die in der Auseinandersetzung mit der Literatur ebenfalls ein Mittel der Kommunikation, der Agitation und des Kampfes sehen.

Literatur ist ein eigenständiges und wesentliches Mittel: Wer Literatur produziert oder sich mit literarischen Werken befaßt, erlebt unvermeidlich das Abenteuer, die Eigenschaften dieser Art von Kommunikation zu entdecken, wie die besondere Art, Dinge zu bezeichnen und das Wesentliche zu erfassen.

Er entdeckt ein Mittel, das über die einfache Form der Übertragung von kodierter Information hinausgeht. Die Fragen „Welcher Schriftsteller?“ und „Welche Art der Literatur?“ sind daher kennzeichnend für das wesentliche Interesse, das wir der Person des Schriftstellers und seinen spezifischen Arbeitsprodukten, – die ja von anderen Personen gelesen werden – entgegen bringen müssen, wenn wir die neue

Gesellschaft aufbauen wollen. Diese Fragen sind insofern besonders dringlich, als daran bestimmte Probleme geknüpft sind:

Welche Art von Schriftstellern haben wir in Zukunft, da die meisten durch die autodidaktische Schule gegangen sind und es immer noch tun, während sich die Professionalisierung am sozialen und politischen Horizont nicht einmal ahnen läßt? Welche Art Leser werden wir sein, wenn das Lesenlernen sich auf das Einüben des ABC beschränkt und jegliche Arbeit, die dem Lesen von Literatur vorausgeht und folgt, ebenfalls weiterhin autodidaktisch bleibt und bestenfalls unregelmäßig und tastend unternommen wird?

Die Vorbedingungen, die der kreativ arbeitende Schriftsteller benötigt, gehen über den Unterricht, wie er in den bestehenden Institutionen im universitären Bereich durchgeführt wird, hinaus, da die schöpferische Arbeit eine Verbesserung und sogar eine radikale Veränderung der existentiellen und menschlichen Bedingungen der Individuen beinhaltet. Der bestehende Unterricht ist darauf programmiert, lediglich eine Schulung zur Ausführung einer operationalen Technik zum unmittelbaren Nutzen zu liefern – die sogenannte Berufsausbildung, die es dem Individuum ermöglicht, in einer bürgerlichen Gesellschaft mehr oder weniger finanziell unabhängig zu sein, indem es als Gegenleistung eine routinemäßige und dienstleistende Arbeit liefert; es ist insofern eine routinemäßige und dienstleistende Arbeit, als der Faktor der Kreativität (oder auch der Veränderung) bei der Erfüllung dieser Aufgaben nicht auf bestmögliche Weise wirksam werden kann, da die Aufgaben nach einem programmierten Schema abgehandelt werden und derjenige, der sie ausführt, auf vorbestimmte Weise argumentieren muß; da entweder das Ziel, die Verwendbarkeit oder sogar die Klassenzugehörigkeit festgelegt sind. Solche Universitäten können dem kreativ arbeitenden Schriftsteller nicht dienen. Wir sollten uns nämlich nicht über den Wert der Aufgaben, die wir alle noch erfüllen, hinwegtäuschen – und ich meine Aufgaben im weitesten Sinne, wobei ich die sogenannten humanistischen Berufe oder die Berufe aus dem Kulturbereich, die Lehrberufe und andere dazuzähle. Irgendeinen bürgerlichen Beruf zufriedenstellend auszuführen, heißt letztlich über das „Wie“ und das „Wann“ mehrerer elementarer Arbeitsvorgänge und über eine funktionale Systematisierung zu verfügen, wodurch vordergründig ein unmittelbarer Beweis für brauchbare Ergebnisse geliefert werden soll.

Die Unterscheidung zwischen kreativer und dienstleistender Arbeit* (oder Routinearbeit) ist meiner Meinung nach einer der wichtigsten Beiträge der Kybernetik für den Menschen: Sie führt zur dringend notwendigen Aufwertung der kreativen Arbeit. So ist das Erinnerungsvermögen und seine Verwendung, so sind Analyse, Vergleich, Selektion oder die Auswahl von Ausdrucksmöglichkeiten und anderen ähnlichen Verfahren – die allgemein als Intelligenzarbeit angesehen werden – tatsächlich nichts anderes als Routinearbeiten, die schon den Maschinen überlassen werden, was dazu führt, daß sie als „dienstleistende“ Arbeit bewertet werden, d. h., daß sie grundsätzlich nicht mehr zur menschlichen Arbeit gehören.

Es ist aber auch richtig, daß viele dieser intellektuellen „dienstleistenden“ Arbeitsvorgänge einen Teil des menschlichen kreativen Denkens ausmachen, weshalb die kybernetischen Maschinen wegen ihrer enormen Geschwindigkeit und Effizienz

* Im Original „trabalho criador“ und „trabalho servil“. Gemeint ist der Gegensatz von kreativer und nichtkreativer Arbeit, hier mit „dienstleistende Arbeit“ übersetzt. (Anm. Red.)

dem Menschen in seiner Arbeit, die Kreativität und Entscheidungsfähigkeit verlangt, – die nur er besitzt – Hilfe leisten können.

Die Analyse der intellektuellen Arbeit nach den Kriterien der „kreativen“ Arbeit – die nur der Mensch leisten kann – und der „dienstleistenden“ Arbeit, die klassifiziert, systematisiert, programmiert und schließlich auf eine für den Menschen unerreichbaren Weise genau und schnell vollzogen werden kann, zwingt dazu, Begriffe wie Erneuerung, künstlerische Kreativität und Lektüre neu zu überdenken. Der Grund dafür liegt darin, daß ein großer Teil der Arbeit der als kreativ vorgestellt und auch von der anspruchsvollen impressionistischen Kritik, die sich als Vertreterin des ‚guten Geschmacks‘ versteht, als solche angesehen wird, in Wirklichkeit nicht über eine routinemäßige dienstleistende Arbeit hinausgeht, in der Kreativität und Erneuerung keine Rolle oder nur eine verschwindend geringe spielen. Nur eine auf wissenschaftlichen und objektiven Grundlagen stehende Arbeit kann zwischen der routinemäßigen Dienstleistung und der kreativen Erneuerung unterscheiden – die wiederum die Funktion hat, die literarische Arbeit mit angemessenen analytischen Mitteln zu kritisieren.

Der Anteil an kreativer und dienstleistender Arbeit in einem Kunstwerk, oder allgemeiner, in einem zur Kommunikation bestimmten Werk, ist insofern von grundsätzlicher Bedeutung als es dem Rezipienten möglich sein muß, die Information zu verstehen und auf semantischer Ebene zu entziffern, um somit im sozialen Kontext handeln zu können.

Das Überwiegen des routinemäßig behandelten Materials entspricht dem oberflächlichen Künstler (dem Täuscher), dem „akademischen Künstler“ oder demjenigen, der Bestseller fabriziert. Für ihn gibt es immer einen Platz in einer Konsumgesellschaft. Seine Produkte kommen an, da sie leicht verständlich und routinemäßig gemacht sind und da sie es verstehen, der ‚Intelligenz‘ der Konsumenten zu schmeicheln, indem sie eine dienstleistende unter dem Deckmantel der kreativen Arbeit liefern.

Wenn aber im umgekehrten Fall der Prozentsatz der Erneuerung oder der kreativen Arbeit überwiegt, so wird das Werk sofort als unnütz abgestempelt. In einer Konsumgesellschaft gibt es keinen Platz für einen kreativen Künstler: Er kann von seiner Arbeit nur dann leben, wenn er sich große Einschränkungen auferlegt. Er muß sich in anderen Berufen umsehen und muß seine Zeit, seine Energien, sein Leben dazu verwenden, Aufgaben der dienstleistenden Arbeit erfüllen. Und kehrt er (eines Tages...) zu seiner eigentlichen Arbeit zurück, trifft er auf Einsamkeit und Schweigen. Er wird zur Randerscheinung abgestempelt.

Es hieße aber, die Freiheit beschneiden und die Zukunft negieren, wollte man den Künstler aufgrund seiner andersgearteten Situation ablehnen.

Man muß auf eine andere Weise für die Wiedererlangung des sozialen Status des Künstlers kämpfen als es für die Anerkennung, daß Kunstwerke notwendig und nützlich sind, erforderlich ist.

Augenblicklich akzeptiert man zwar das einzelne Kunstwerk (es wird als beachtenswert, wünschenswert, umsetzbar und für die Kultur förderlich angesehen), man kümmert sich jedoch nicht darum, wer es geschaffen hat. Die Frage, wieviel Zeit, Freiheit und Geldmittel es erfordert, damit der Künstler leben und materiell abgesichert sein kann, wird weder anerkannt, noch in Rechnung gestellt. Der

Künstler ist daher gezwungen, seine kreative Arbeit unter ungünstigen und unangemessenen Bedingungen zu leisten – materiell sowie psychisch, privat sowie öffentlich und sozial. Es sind Bedingungen, die dem Wesen des Materials, mit dem er arbeitet, entgegengesetzt sind.

Er muß daher angemessene Arbeitsbedingungen fordern, um seine Würde wiederzuerlangen, was heute jedem Arbeiter überall auf der Welt zusteht. Um mit dem Elementarsten zu beginnen: er muß das Recht bekommen, von seiner Arbeit leben zu können – oder was aufs Gleiche hinausläuft: eine geschützte Berufsbezeichnung. Allerdings ist damit keine Berufsbezeichnung gemeint, die festgelegte Arbeiten umreißt (wie beispielsweise die Berufsbezeichnung von Journalisten, Grafikern, Werbefachleuten, von eigenständigen Berufen, die, unabhängig von kreativen Arbeiten wie Schreiben, Malen und Filmen gesehen werden müssen). Hierdurch soll vielmehr die Möglichkeit bezeichnet sein, von der kreativen Arbeit zu leben, – eine Möglichkeit, die bisher äußerst unsicher und weder leistungsorientiert noch meßbar ist.

Der romantischen Legende, daß der Künstler nur unter schwierigen materiellen Bedingungen kreativ sein kann, sollte man eine Liste jener genialen Werke entgegenhalten, die nicht nur in der Renaissance, sondern auch in unserer Zeit unter einem Mäzenat geschaffen wurden. Allerdings ist es müßig, derartig zu argumentieren, da ja nicht das Mäzenat, das eine Ausnahme darstellt und außerdem paternalistisch ist, zur Debatte steht. Das Problem ist vielmehr die Festlegung des sozialen Status desjenigen, der die Fähigkeit besitzt, Kunstwerke, die für die Gesellschaft notwendig sind, zu schaffen.

Auch die Arbeitszeit des Schriftstellers soll gerecht bezahlt werden, wobei der Lohn dieser Arbeit nur an den existentiellen und menschlichen Bedürfnissen gemessen werden kann und nicht an der tatsächlich produzierten Arbeit. Diese Situation erschwert es, die Arbeit des Schriftstellers als Beruf abzugrenzen. Und somit werden Umstände geschaffen, die es dem Schriftsteller nur noch erlauben, in fremde Berufe auszuweichen.

Andererseits enthält die soziale Mobilisierung des Schriftstellers ein bekanntes Risiko: Er wird eingeeignet, und seine kreative Arbeit wird auf unangebrachte Weise kontrolliert. In diesem Zusammenhang sollten wir nicht vergessen, daß Literatur, so wertvoll sie auch sein mag, durch totale Instrumentalisierung in ihr Gegenteil umschlägt und gegen die Gesellschaft arbeitet. Man sollte daher niemals die Bedingungen, in denen sich literarische Arbeit verwirklicht, vergessen: Ihre Funktion in der Gesellschaft ist nicht die eines dokumentarischen oder didaktischen Werkzeugs.

Die Frage „Welche Schriftsteller?“ kann man vielleicht nur mit einem utopischen Bild beantworten: Es sind Schriftsteller, die in angemessenen und offenen Schulen ausgebildet werden und ihren Beruf in einer sozialen und politischen Ordnung ausüben können, die sie ideologisch akzeptiert, mit allen ihren Widersprüchen und Erfordernissen, die eine spezialisierte Arbeit von universalem Wert beinhaltet. Die Produktion der literarischen Kreativität schafft größere Werte, die nicht kapitalisiert werden können, weil sie einer ganzen Gesellschaft gehören und weil sie letztendlich das zukünftige Modell dieser Gesellschaft liefern.

Ich glaube, daß der Kampf der Schriftsteller in Portugal sich folgendes Ziel setzen sollte: Die materialistische und dialektische Theorie anschaulich zu gestalten, um damit eine Universitätsreform und die Festlegung des Schriftstellerberufs durchzusetzen, indem gerade die Dialektik von Politik und Literatur und die zunehmende Entropie der geschlossenen Systeme und der qualitativen Veränderung im Marx'schen Sinne berücksichtigt werden.

Wahrscheinlich würden viele portugiesische Schriftsteller die Schlüsse, zu denen ich in diesem Artikel gekommen bin, nicht ziehen – einige, weil sie „Wichtigers“ zu tun hätten, als in einer neuen sozio-kulturellen Situation „wieder“ zu schreiben, andere, weil sie den unauslöschlichen Stempel der Individualität tragen, andere, weil sie niemals Schriftsteller gewesen sind.

Gerade in dieser Trennung wird heute, zweieinhalb Jahre nach dem 25. April, die Reaktion auf die gegen die Schriftsteller gerichtete 50jährige Vernichtungspolitik deutlich. Und daß alle diejenigen, die geschrieben haben, in anderen Berufen arbeiten mußten, um zu überleben, ist ein weiterer Grund für den jetzigen Mangel an Klassenbewußtsein und Berufssolidarität.

Es sind Schriftsteller, die, anstatt die Regierung dazu zu zwingen, ihre sozialen und beruflichen Probleme anzuerkennen und zu lösen, es vorgezogen haben auf ihrer individualistischen, angeblich privilegierten Position zu beharren, in Wirklichkeit aber von äußerst schlechten Verträgen mit den Verlegern abhängig sind – mit Verlegern, die meistens obendrein in Konkurs stehen.

Stellte ihnen jemand mitten in der Nacht die Fragen: „Wer bist du? Woher kommst du? Wohin gehst du?“, würden viele portugiesische Schriftsteller heute perplex wehrlos reagieren. Aber sie würden sich als Mittelpunkt der Welt fühlen, weil jemand von ihnen ein „Interview!“ möchte.

Und ihre Antworten wären ganz sicher nicht so denkwürdig und geistreich wie die des Dichters Bocage.

Die originellen und kreativen Antworten werden jedoch von den Schriftstellern gegeben, die es verstehen und auch dazu fähig sind, die Bedingungen der jüngsten Vergangenheit zu überwinden und ihre Arbeit auf eine Zukunft zu richten, die uns allen gehört.⁴

Aus dem Portugiesischen von Angela Meermann

⁴ In diesem Artikel verwende ich einige Texte, die in meinem Buch „Die Dialektik der Avantgarde“ bei Livras Horizonte erschienen sind sowie einige unveröffentlichte Texte. (Anm. des Autors)

Copyright KURBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KURBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KURBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/5; Geschäftsführung und Verlagsbereich KURBISKERN: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Druck: F. C. Mayer Verlag, München.

Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 22,- zuzüglich MwSt. + Porto. Postscheckkonto München 308822-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KURBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 u. 30 10 16.

Günter Herburger Flug ins Herz

Roman

2 Bände in Kassette.
DM 40,-

Herburgers Roman gibt ein weitgespanntes, großartiges Panorama dieser Jahre, erzählt vom Denken und Fühlen, vom Arbeiten und Träumen in diesem Land. Dieses Buch will ein Stück Utopie wagen, ohne die unsere Sehnsucht nach Glück nicht auskommen könnte.

„Wir werden Zeuge sein, wenn die Zukunft uns zuflüstert, wie es wäre, wenn die Machtlosen sich mit den Wissenden zu vereinigen ver-

stünden. Der Ertrag hieße Schönheit und Genuß, auch Leichtfertigkeit, als säßen wir auf einer Schaukel ohne Gewissensbisse.

Doch die Front, die wir insgeheim schon längst niederreißen möchten, wird noch lang durch Besitz und Neid, Begehren und Verachtung, Herz und Gehirn führen. Es liegt an uns, sie zu überstimmen.“

Günter Herburger

Luchterhand

lendemains

ZEITSCHRIFT FÜR
FRANKREICHFORSCHUNG
+FRANZÖSISCHSTUDIUM

- 1 Romanistik in der Krise? (April 1975)
Schwerpunkt: Balzac *vergriffen*
Politische Rhetorik im 18. Jahrhundert
- 2 Werner Krauss 75 (August 1975)
Schwerpunkt: Kleinbürgertum I
Strukturalismus und Dichtung
Märchenforschung
- 3 Schwerpunkte: (Januar 1976)
* Sprachgeschichte in der
Frankreichforschung I
* Kleinbürgertum II
- 4 Schwerpunkte: (Juni 1976)
* Aufklärung I
* Sprachgeschichte II
Forum: Stendhal
- 5 Schwerpunkte: (November 1976)
* Künstlerische Produktion heute
* Aufklärung II
- 6 Literatur und Gesell- (Dezember 1976)
schaft im 17. Jahrhundert
R. Mandrou u.a.
- 7 Gewerkschaftsbewegung (März 1977)
J. Droz u.a.
- 8 Aragon (Juli 1977)
C. Prévost u.a.

Jährlich 4 Hefte. Einzelheft DM 7.- / Abo DM 24.-
Studentenabo DM 20.- gegen Bescheinigg. Alle Preise
zzgl. DM 2,80 Porto. Bestellungen bei: Verlag und
Vertrieb Sozialistische Politik GmbH., Büsingstr.17
1000 Berlin 41, Postfach 410 269. Postscheckkonto:
Verlag und Vertrieb Sozialistische Politik,
SONDERKONTO LENDEMAINS, Berlin-West, Nr. 1237 68-109


Fred Viebahn. „Larissa oder die Liebe zum Sozialis-
mus“. Roman. 198 Seiten. Hochglanzbroschur.
DM 18,-. ISBN 3-88097-024-6 2. Auflage!

LARISSA



oder
DIE LIEBE
ZUM
SOZIALISMUS
ROMAN

FRED VIEBAHN

 BRAUN

Albert Abt, ein westdeutscher Intellektueller aus der aufmüpfigen Studentengeneration um 1968, linksli-
beral und ein bißchen anarchistisch, reist Mitte der
siebziger Jahre mit einer Delegation in die Sowjet-
union. Seine Vorurteile will er zu Hause lassen, aber
das Land des „realen Sozialismus“ konfrontiert den
utopischen Sozialisten vom Rhein zwangsläufig wie-
der damit, und diese Konfrontation erhält umso per-
sönlichere Züge, je intensiver seine Beziehung zu
Larissa wird, einer jungen russischen Kommunistin,
die den offiziellen Auftrag hat, die Delegation zu
begleiten.

Auf Anfrage informieren wir Sie ausführlich über unser Programm.



Literarischer Verlag Helmut Braun KG
Dünnwalder Mauspfad 390
5000 Köln 80
Telefon 0221-601457

Rote Karten

Die 5. Serie der ROTEN KARTEN (Postkarten mit politischer
Lyrik zum Sammeln, Mittellen, Glückwünschen) ist erschie-
nen:

Die 5. Serie enthält Karten mit folgenden Texten:

Jewgeni Jewtuschenko

„Meinst du die Russen wollen Krieg?“

Klaus Konjetzky Aus dem „Poem vom Grünen Eck“

Günter Herburger „Die letzten deutschen Zigeuner“

Margarete Hannsmann „Aufforderung“

Die ROTEN KARTEN gibt es in den kollektiv-Buchhandlun-
gen oder Sie schreiben an:

Artur Troppmann, Nibelungenstraße 7, 8000 München 19,
dann bekommen Sie die Karten unverbindlich zugeschickt.

Beilagenhinweis:

Wir bitten unsere Leser um Beachtung folgender Beilagen: Bestellkarte der „Deutschen Volkszeitung“ und Bestellkarte des
Selbstverlags Lutz Görner/Carlo Schellemann.

IMSF

Institut für Marxistische Studien und Forschungen

Neue Veröffentlichungen des IMSF:
IMSF-Informationsbericht Bd. 27

Arbeitszeit — Freizeit — Freizeitpolitik

Verfasser: Dr. Kaspar Maase
84 Seiten, DIN A 4, DM 8,—

Aus dem Inhalt:

- Zur gegenwärtigen freizeitpolitischen Diskussion
- Zum Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit
- Zur Entwicklung der Arbeitszeit der Arbeiterklasse in der BRD 1950—1974
- Nacht-, Schicht- und Sonntagsarbeit
- Arbeitszeit und reale Freizeit bei typischen Gruppen von Frauen und Männern der Arbeiterklasse
- Ansatzpunkte für gewerkschaftliche Freizeitpolitik heute

IMSF-Informationsberichte Bd. 21

Betriebsbesetzung — eine Kampfform zur Sicherung von Arbeitsplätzen

Eine Übersicht und Analyse von Erfahrungen der Arbeiterbewegung der BRD und anderer westeuropäischer Länder
Von einem Autorenkollektiv des IMSF
83 Seiten, DIN A 4, Dokumentenanhalt, DM 8,—

Aus dem Inhalt:

- Kampfbedingungen in der Wirtschaftskrise 1974—76
- Entwicklung neuer Aktions- und Kampfformen in der BRD
- Betriebsbesetzungen in anderen westeuropäischen Ländern
- Das Beispiel der Betriebsbesetzung in Erwitte
- Dokumentation zu Erwitte

Beiträge des IMSF 4

Wirtschaftskrise und Wirtschaftspolitik

Zu den Beziehungen zwischen Wirtschaftsentwicklung und Wirtschaftspolitik in der BRD in der Periode 1966/67 bis 1975/76

Verfaßt von 29 Autoren, u. a. Prof. Dr. F. Deppe, Prof. Dr. D. Boris, Dr. J. Janssen, Prof. Dr. J. Hufschmid, Prof. Dr. J. Schleifstein

Redaktion: Dr. J. Goldberg, Dr. H. Jung
Umfang XIII + 506 + 21 Seiten, brosch., 17 x 24 cm, 28,— DM

MARXISMUS DIGEST

Theoretische Beiträge
aus marxistischen und
antiimperialistischen
Zeitschriften

herausgegeben vom Institut für Marxistische Studien und Forschungen Frankfurt/Main

Heft 28

Weltmarkt und internationale Wirtschaftsbeziehungen

Heft 4/1976 des Marxismus-Digest,
148 Seiten

Das Heft enthält folgende Beiträge:

W. Rymalow, Das kapitalistische Weltwirtschaftssystem (Versuch einer Analyse der Entwicklungstendenzen in der Nachkriegszeit)

E. Lüdemann, Tendenzen des kapitalistischen Welthandels seit dem Zweiten Weltkrieg

G. Kohlmeier, Interregionaler und internationaler Handel: Trends und Strukturen

P. Chwojnik, Die internationalen Monopole und der internationale Handel

J. Judanov, Der Kapitalexpert aus Westeuropa

H. Schilling, Die allgemeine Krise des Kapitalismus, ihre gegenwärtige Vertiefung und die Entwicklungsländer

Vorschau auf die Themen des Jahrgangs 1977:

Heft 29: Probleme der Emanzipation der Frau

Heft 30: Ökologie und Ökonomie

Heft 31: Kulturtheorie und Kulturpolitik

Heft 32: Staat und Monopole

Marxismus Digest erscheint vierteljährlich. Einzelheft 6,— DM. Abonnement 22,— DM; ermäßigtes Abonnement für Studenten, Schüler, Lehrlinge, Wehr- und Ersatzdienstleistende 18,— DM (nur über IMSF).

Bestellungen bei Ihrer Buchhandlung oder direkt bei:

Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF)
Liebigstraße 6
6000 Frankfurt am Main

rote blätter

rote blätter – größtes Studentenmagazin der Bundesrepublik – allein 8000 Abonnenten – erscheint monatlich – Berichte aus den Hochschulen – „Große Politik“ – Internationales – Diskussion – Kultur.



Studentenmagazin – Organ des MSB Spartakus

Die roten blätter bringen
im Februar:

- Es begann mit Angst – Aus den ersten Schulerfahrungen einer jungen Lehrerin
- Zensur im Fernsehen – Ein leitender Mitarbeiter einer großen Fernsehanstalt berichtet
- Frauenbewegung und Politisierung – ein Gespräch unter Frauen
- Der reaktionäre Kurs der „das da“ – eine Polemik gegen das Sprachrohr des „demokratischen Sozialismus“
- Ein Bob-Dylan-Porträt
- Kohle statt Atom – eine realistische Alternative
- Geschichte eines Denkmalsturzes
- Neue Enthüllungen über den CDU/CSU-Studentenverband RCDS

Ein Einzelheft der roten blätter kostet 1,50 DM. Ein Abonnement ist billiger: für 1 Jahr nur 14,80 DM (einschl. sämtl. Postkosten). Bestellungen an: Studentenmagazin rote blätter, Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund.

GISELA ELSNER, geb. 1937. s. kk 2/72. **LIEBSTÖCKEL** ist ein Kapitel aus einem unveröffentlichten Roman, der im Herbst bei Rowohlt erscheinen wird. Die Hauptfigur des Romans ist der Blusen- und Dessousfabrikant Norbert Mechtel, der Prototyp des sogenannten mündigen Bürgers, der sich zur Mitte und zum Sozialdemokratismus bekennt und sich auch ansonsten vom häßlichen Deutschen der Hitlerzeit und vom Untertan der wilhelminischen Epoche durch seine beispiellose Ausgewogenheit zu unterscheiden trachtet.

FRANZ JOSEF DEGENHARDT, Jüngste Buchveröffentlichung: „Petroleum und Robbenöl“.

BERND EBERLE, s. kk 2/76, 3/76 und KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK Band 8 „Der erste Tag“.

LUDWIG FELS, s. kk 2/75, 2/76 und 4/76.

ECHEVERRI MEJIA, geb. 1919 in Rionegro (Kolumbien). Journalist, Reporter, sozialkritischer Autor, der selbst Mißhandlungen und Gefängnis erlitt.

RODOLFO CALTOFEN, geb. 95, Studium Volkswirtschaft, Geschichte, Sprachen. Journalist, P.E.N. Club francais, ISDS Zürich, Ass. Presse Amerique Latine, Inst. Cultura Chibcha, Kolumbien, Roman, Essays, Reportage.

PETER PAUL ZAHL, s. kk. 3/76.

P. H. GRASSAU, geb. 1941 in Berlin. Verschiedene Berufe ausgeübt. Zur Zeit in der Haftanstalt Ravensburg.

ECKART SPOO, s. kk 4/72.

ULLI HARTH, geb. 1948, Sprachenstudium. Jetzt Schriftsteller, verschiedene Veröffentlichungen in Presse und Rundfunk.

WOLFGANG BITTNER, s. kk 4/76.

ANNELIESE GIESEN, Mitglied beim literarischen Arbeitskreis der Volkshochschule Bergisch Gladbach.

ERNEST BORNEMANN. Das Buch von E. B. mit dem vorläufigen Titel „Urszene“, aus dem wir hier ein Kapitel abdrucken, wird im Herbst '77 bei S. Fischer erscheinen.

ERHARD JOST, geb. 1947 in Mannheim. Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Uni Heidelberg. 1. Staatsexamen in Germanistik und Geschichte. Promoviert zum Dr. phil. 1976.

MANFRED NAUMANN, Prof. Dr. phil., arbeitet am Zentralinstitut für Literaturgeschichte bei der Akademie der Wissenschaften der DDR. Leiter des Kollektivs, in dem „Gesellschaft, Literatur, Lesen“ (Berlin-Weimar 1973) entstand. Dieser Beitrag ist ein Paralleldruck mit der Zeitschrift „Weimarer Beiträge“, Berlin.

GERD MATTENKLOTT, Ordentl. Prof. für Neuere Deutsche Literatur und Literaturtheorie in Marburg.

HERMANN SPIX, geb. 1946. Beruf Lehrer. Jetzt Schriftsteller und Lehrer. Mitglied Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, Werkstatt Düsseldorf, der IG Druck und Papier und der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft. Roman: „Elephteria oder die Reise ins Paradies“.

AGNES CHRIST-FIALA, geb. 1950, Lehrerin für Russisch und Sozialwissenschaft. Nach der Referendarausbildung in NRW Berufsverbot. Im letzten Jahr des Vorbereitungsdienstes drei Anhörungen. Ihr wurde u. a. vorgeworfen, als Studentin für den MSB Spartakus kandidiert zu haben, mehrmals in die DDR gefahren zu sein und an einer Tagung der Ev. Akademie Tutzing teilgenommen zu haben. Aus dem Ablehnungsbescheid des Landes NRW: „...die Zweifel an der Verfassungstreue Ihrer Mandantin können aufgrund mangelnder Distanzierung von den verfassungsfeindlichen Zielen des MSB-Spartakus bzw. der DKP nicht als ausgeräumt angesehen werden. Das dienstliche Verhalten Ihrer Mandantin während des Vorbereitungsdienstes war ohne Tadel. Wir beziehen uns insoweit auf die Stellungnahme des Leiters ihrer Ausbildungsschule...“ A. C. klagt mit Rechtsschutz der GEW gegen das Land NRW. Seit dem 1. 8. 1976 arbeitslos.

CHRISTIAN SCHAFFERNICHT, s. kk 4/76.

ANDRÉ MÜLLER, geb. 1925. Arbeiter, Journalist, Schriftsteller. Schreibt Kritiken, Essays, Theaterstücke, Kinderbücher und Romane.

HANS-GEORG POTT, geb. 1946. Studium Philosophie und Germanistik in Westberlin, Mainz und Düsseldorf. Zur Zeit wissenschaftlicher Assistent für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft in Düsseldorf.

MARIO ANGELO, geb. 1950 in Graz. Schriftsteller, schreibt seit 1968. Arbeitet hauptsächlich für den WDR-Hörfunk.

MARLIS GERHARDT, geb. 1940 in Stuttgart. Studium Philosophie, Literatur, Soziologie in München und Stuttgart. Promotion 1968. Rundfunkredakteurin.

DIETER ARENDT, geb. 1922. Studium der Theologie, Philosophie und Literaturwissenschaft. Prof. für Literaturwissenschaft und Didaktik an der Universität Gießen. Zahlreiche fachwissenschaftliche Publikationen. Letzte Buchveröffentlichung „Schelm als Widerspruch“. Der vorliegende Text stellt ein Kapitel einer umfangreichen Untersuchung dar, die als Buch erscheinen wird.

GERD DEUMLICH, s. kk 4/74.

JAMES ALDRIDGE, von ihm erschienen auf deutsch u. a. folgende Romane: „Der Diplomat“, „Der Seeadler“, „Zuflucht am Nil“, „Mein Bruder Rom“, „Ein Pony für zwei“, „Kein hoffnungsloser Fall“, „Der Wunderbare Mongole“. 1978 bringt der Aufbau-Verlag die Übersetzung seines letzten Romans „The Untouchable Julian“ heraus.

CLAS ENGSTRÖM, geb. 1927. Arbeitete einige Jahre als Volksschullehrer und lebt heute als freischaffender Autor in Fardume. Engström ist Verfasser von 11 Romanen, 3 Kinderbüchern (vorwiegend Stücken), Reiseberichten und Anthologien, zahlreichen Fernsehstücken, Essays, literaturkritischen Beiträgen. Im Deutschen liegen vor: „Worüber regt sich Ulla auf?“ (69), „Die kooperative Jugendliteratur“ (70), „Sind die Großen noch zu retten?“ (72), „Verräter! Mörder!“ (72), „Mord am Hund“ (75), „Vallingby“ (75).

BENKT-ERIK HEDIN, geb. 1934. Herausgeber von 7 Gedichtsammlungen, Übersetzer von Lyrik und Prosa, vor allem aus dem Deutschen, z. B.: Gedichte von Hans Arp, Helmut Heissenbüttel, Hans-Magnus Enzenberger, Prosa von Peter Weiss u. a. Arbeitet auch als Kritiker und Lektor. Hedin ist aktiv tätig innerhalb der Organisationen der schwedischen Schriftsteller, in den Vorständen des Autorenverbandes, des Autorenfonds und des Schriftstellerzentrums.

GÜNTER GÖRLICH, geb. 1928. Arbeitete als Tiefbauarbeiter, Erzieher, Berufsausbilder. Begann 1952 zu schreiben. 1958 bis 1961 studierte er am Leipziger Literaturinstitut. 1971 erhielt er den Nationalpreis der DDR. Veröffentlichte viele Romane. „Heimkehr in ein fremdes Land“ im Damitz Verlag, München, verlegt.

ERNESTO DE MELO E CASTRO, geb. 1923. Vertreter der konkreten Poesie, mehrere Gedichtbände, visuelle Poesie, Anthologist, Essayist. Ingenieur im Berufsleben. Lebt in Lissabon.

Marxistische Ästhetik + Kulturpolitik

Ein Standardwerk der marxistischen Literaturtheorie:

Vorlesungen zur marxistisch-leninistischen Ästhetik

820 Seiten, Leinen, DM 23,50

„Interessant für den westdeutschen Leser ist dabei insbesondere, daß nicht nur die sozialistische, sondern auch die bürgerliche Kunstentwicklung bis in die Gegenwart theoretisch verallgemeinert und eine beispielhafte Polemik gegen modernistische, bürgerliche und revisionistische Positionen der Kunstproduktion und ihrer ästhetischen Reflexion geführt wird. Beispielhaft, weil hier nicht dogmatische Verdikte an die Stelle von Argumenten treten, sondern die Ursachen von Fehlansätzen und -schlüssen aufgezeigt werden; korrekte Einzelergebnisse positivistischer und strukturalistischer Forschung werden dabei durchaus anerkannt und für die eigene Untersuchung nutzbar gemacht.“

Das Argument

Eine Bestandsaufnahme der Kultur in der BRD:

Imperialismus und Kultur

580 Seiten und 32 Seiten Abbildungen, Leinen, DM 16,—

„Der Leser kann erfahren, was der Begriff ‚Kultur‘ von marxistischer Seite aus bedeutet. Dazu wird auf den Zusammenhang hingewiesen, der zwischen Arbeitsprozeß, technischem Fortschritt, Entwicklung der Lebensgewohnheiten und wissenschaftlichen oder künstlerischen Produkten im engeren Sinne besteht. Nach einer anderen Seite ist der Leser eingeladen, sich mit der deutschen Kultur-entwicklung seit Beginn unseres Jahrhunderts zu beschäftigen. — Den Autoren kommt es auf den Nachweis an, daß Klassenherrschaft und Ausbeutung unterm Kapitalismus die Ursachen sind für eine krisenhafte und widersprüchliche kulturelle Bewegung. Der Förderung einer wirklichkeitsfremden Elitekultur steht Kulturabbau in vielen Formen entgegen.“

Deutsche Volkszeitung

Weitere Titel aus der Theorie-Reihe des Damitz-Verlags:

Richard Hiepe / **Die Taube in der Hand**

268 Seiten und 16 Seiten Abbildungen, broschiert, DM 18,—

Anton Hiersche / **Sowjetische Gegenwartsliteratur und wissenschaftlich-technische Revolution**

240 Seiten, broschiert, DM 8,50

Kaspar Maase / **Volkspartei und Klassenkultur**

272 Seiten, broschiert, DM 16,80

Fritz Mierau / **Revolution und Lyrik**

220 Seiten, broschiert, DM 7,50

Werner Mittenzwei / **Brechts Verhältnis zur Tradition**

300 Seiten, broschiert, DM 9,50

Ursula Reinhold / **Herausforderung Literatur**

342 Seiten, broschiert, DM 9,—

Rainer Rosenberg / **Literaturverhältnisse im deutschen Vormärz**

300 Seiten, broschiert, DM 9,50

Jürgen Schwalm und Peter Wetterau / **Politische Arbeit mit Film**

112 Seiten, broschiert, DM 10,—

Anna Seghers / **Willkommen, Zukunft!**

302 Seiten, broschiert, DM 16,—

Nyota Thun / **Das erste Jahrzehnt**

236 Seiten, broschiert, DM 7,50

Arbeitstagung der DKP zu Fragen der Literatur

192 Seiten, broschiert, DM 6,80

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei

Damitz Verlag GmbH, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40
 Telefon (089) 30 10 15 oder 16

Ich möchte die
DEUTSCHE VOLKSZEITUNG
kennenlernen.
Bitte senden Sie mir unverbindlich
und kostenlos einige Ausgaben.

.....
Vor- und Zuname

.....
Beruf

.....
Straße / Nr.

.....
Postleitzahl / Wohnort

**Deutsche
Volkszeitung**

die Wochenzeitung
für demokratischen Fortschritt

Bitte mit
Postkarten-
porto
freimachen

Werbeantwort

DEUTSCHE VOLKSZEITUNG
Oststraße 154 / Postfach 2726

4000 Düsseldorf



... die DEUTSCHE VOLKSZEITUNG hilft mit.

In ihr schreiben:

Prof. W. Abendroth; Alfred Andersch; Prof. H. W. Bartsch; Arno Behrlich; Prof. F. Benseler; Horst Bethge; Wolfgang Beutin; Prof. D. Boris; Peter O. Chotjewitz; Franz J. Degenhardt; Lottemi Doormann; Klaus Eder; Dr. Elisabeth Endres; Edgar Gärtner; Pastor Peter S. Gerlach; Max von der Grün; Klaus Herborn; Prof. D. Herms; Prof. H. Herrmann; Prof. R. Hickel; Dr. Richard Hlepe; Prof. H. H. Holz; Prof. H. Holzer; Mechthild Jansen; Prof. G. Kade; Dietrich Kittner; Lorenz Knorr; Franz Xaver Kroetz; Prof. R. Kühnl; Steffen Lehdorf; Peter Maiwald; Dr. Jutta Menschik; André Müller; Prof. M. Nerlich; Max Nyffeler; Dr. Joachim Petsch; E. A. Rauter; Josef Reding; Prof. R. Riemack; Erika Runge; Prof. H. J. Sandkühler; Erasmus Schöfer; Godehard Schramm; Peter Schütt; Dr. Hannelis Schulte; Monika Sperr; Jürgen P. Stössel; Norbert Stratmann; Dr. Horst D. Strüning; Prof. G. Stuby; Dieter Süverkrüp; Uwe Timm; Gösta von Uexküll; Dr. Karl Unger; Martin Walser u. a.

Redaktionskollegium:

Fritz Hollstein; Peter Baumöller; Helmut Bausch; Walter Bloch; Dr. Hans Brender; Albert Füllinger; Alexander Goeb; Dr. Agnes Hüfner; Dr. Mathias Jung; Sigrid Kooyman; Emmi Kuhlmei; Winfried Lierenfeld; Bernd Mansel; Sylvia Pukallus; Erich Rudolf; Reiner Taudien; Bernd Wortmann.

Bestellkarte

Hiermit bestelle ich:

..... Exemplar(e) des Heine-Lesebuchs
DIN A 5, Offset, reich bebildert, 250 Seiten

Preis: DM 9,80

..... Exemplar(e) der Heine-Langspielplatte
50 min. Spieldauer, vollständige Textbeilage, viele Fotos

Preis: DM 9,80

Die Sendung erfolgt portofrei und ohne Berechnung des Verpackungsmaterials als Päckchen oder Paket.

Heinrich Heine (1797—1856)

Ein Lesebuch für Demokraten und solche, die es werden wollen.

Zusammengestellt von Lutz Görner.

Inhalt:

Heinrich Heine — Der Dichter und seine Zeit, Helmut Holzhauser

„Die Menschen sind keine Esel“, Ausgewählte Heine-Texte, zusammengestellt von Lutz Görner

„Warum diese Auswahl?!“, Lutz Görner
„Deutschland — Ein Wintermärchen“ mit 6 Zeichnungen v. Carlo Schellemann
Heine und die 48er Revolution,

Georg Lukàcz

Poesie, Vaterland und Menschheit,

Hans Kaufmann

Heinrich Heine, Hans Jürgen Geerdts, DDR

Heinrich Heine, Paul Fechter, BRD

Heine in der Buchhandlung

Heine in der Bibliothek

Lutz Görner spricht Heinrich Heine

Eine Platte für Demokraten und solche, die es werden wollen.

1. Doktrin (Neue Gedichte) 1844
2. „Helgoland, den 1. Julius 1830“ (Ludwig Börne) 1840
3. Anno 1839 (Neue Gedichte) 1844
4. Bei des Nachwächters Ankunft zu Paris (Neue Gedichte) 1844
5. Die Wahlesel (Nachlese) 1848 — Livemitschnitt
6. „Exiliert“ (Vorrede zum 1. Teile des „Salon“)
7. „Die deutsche Revolution“ (Ludwig Börne) 1840
8. Erinnerung a. Krähwinkels Schreckenstagen (Nachlese) 1848 — Live
9. „Der große Narr“ (Vorrede zu „Französische Zustände“) 1832
10. Erleuchtung (Neue Gedichte) 1844
11. Die schles. Weber (Nachlese) 1848
12. Caput I (Deutschland — ein Wintermärchen) 1844
13. „Vermächtnis“ (Vorrede zur französischen Ausgabe d. „Lutetia“) 1855
14. Nachtgedanken (Neue Ged.) 1844
15. „Mein Amt“ (Vorrede zu „Französische Zustände“) 1832

Name

Straße

Anschrift

Datum

40 Pf.

Carlo Schellemann

Drittenbrei 44

Postfach 166

8330 Eggenfelden 1

.....
Unterschrift

Name

Straße

Anschrift

Datum

Unterschrift

40 Pf.

Lutz Görner
Herrnstraße 11
8000 München 22

Die Heine-Zeichnungen von Carlo Schellemann in der Presse:

Hans Platscheck i. d. „Deutschen Volkszeitung“, 16. 12. 76

... Federzeichnungen, an denen die Liebe zum Detail besticht, Variationen zu den Reisegedichten Heines, in denen sich Realität und Surreales mengen zugunsten handfester satirischer Effekte — die Schellemann in seinen Bildern bis in die Gegenwart weiterzieht ...

Hans Platscheck i. d. „Deutschen Volkszeitung“, 16. 12. 77

... hat Schellemann sehr früh schon die Probleme der realistischen Malerei erkannt, durchdacht und in die Praxis umgesetzt ... Schellemanns Stärke ist der Halbton, meistens mit dem Bleistift hergestellt: hier jedoch arbeitet er mit der Feder, mit dem reinen Schwarz-Weiß also, das pamphlethaft wie das Poem selbst wirkt. Trotzdem bleibt die Vielschichtigkeit erhalten ...

Roland Lang in „Rote Blätter“ 2/3-77

... Schellemann ist ein geschichtsbewußter, sensibler und engagierter Chronist. Er nennt Niederlagen und Siege, er trauert, und er lacht. Er schwelgt und er ist nüchtern, er idealisiert und er karikiert. Er ist „mit ganzer Seele“ dabei ...

Oskar Neumann in „UZ“, 19. 11. 76

... Wir brauchen sie, weil sich's mit solchen Gedichten und solchen Bildern schöner lebt und besser kämpft ...

Bestellkarte

Exemplar(e)

Acht Zeichnungen von Carlo Schellemann zu
Heinrich Heine: DEUTSCHLAND. Ein Wintermärchen.

Mappe 62 x 44 cm, Offset in Originalgröße, jedes Blatt
handsigniert.

DM 28,— zuzügl. 3,50 Porto und 2,— Verpackung.

Bestellungen durch diese Karte oder durch Telefon
0 87 21 / 88 52 oder durch Überweisung von DM 33,50
auf das Postscheckkonto München 2394 72 - 809.

Bitte Absender deutlich schreiben!

Name

Straße

Anschrift

Datum

Unterschrift

40 Pf.

Lutz Görner
Herrnstraße 11
8000 München 22